Almanach der Psychoanalyse

1927

ALMANACH

1927

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER
VERLAG / WIEN

Almanach

für das Jahr

1927

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Dieser zweite Almanach des Internationalen Psychoanalytischen Verlags in Wien für das Jahr 1927, herausgegeben von A. J. Storfer, wurde in einer Auflage von 9000 Exemplaren gedruckt in den Buchdruckereien Christoph Reissers Söhne, Wien V (Textteil S. 1—256) und Elbemühl-A. G., Wien III (Anzeigenteil)

*

180 numerierte Exemplare wurden breitrandig auf Dokumentenpapier nach Japanart abgezogen und in Ganzleder gebunden

*

*

Die Reproduktion der Photographie von Karl Abraham (†) erfolgt mit Genehmigung der Firma Becker & Maass, Berlin W 9

*

Das diesem Almanach beigegebene Freud-Bildnis ist nach einer Radierung von Prof. Ferdinand Schmutzer reproduziert. (Die Radierung kann durch den Internationalen Psychoanalytischen Verlag bezogen werden. Preis M. 20·—, für die ersten fünfzig numerierten Exemplare M. 30·—)

INHALTSVERZEICHNIS

*

Der „ALMANACH 1926" hatte folgenden Inhalt: **Freud**: Die Widerstände gegen die Psychoanalyse / „Die Ausnahmen" / Die okkulte Bedeutung des Traumes — **Thomas Mann**: Mein Verhältnis zur Psychoanalyse — **Hermann Hesse**: Künstler und Psychoanalyse — **H. R. Lenormand**: Das Unbewußte im Drama — **Frederik van Eeden** über Psychoanalyse — **Hanns Sachs**: Gemeinsamer Tagtraum und Dichtung / Carl Spitteler † — **Alfred Polgar**: Der Seelensucher — **Georg Groddeck**: Wie ich Arzt wurde und wie ich zur Abneigung gegen das Wissen gekommen bin — **Th. Reik**: Psychoanalytische Strafrechtstheorie — **August Stärcke**: Geisteskrankheit und Gesellschaft — **Oskar Pfister**: Elternfehler in der Erziehung zur Sexualität und Liebe — **Vera Schmidt**: Das psychoanalytische Kinderheim in Moskau — **August Aichhorn**: Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung — **Siegfried Bernfeld**: Bürger Machiavell ist Unterrichtsminister geworden und hält den Hofräten seines Ministeriums folgende Programmrede — **Stefan Zweig**: Das Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens — Aus dem „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens" — **S. Ferenczi**: Begattung und Befruchtung — **Ernest Jones**: Kälte, Krankheit und Geburt — **Karl Abraham**: Über Charakteranalyse — **Otto Rank**: Drei Stunden einer Analyse — **Paul Schilder**: Selbstbeobachtung und Hypochondrie — **August Kielholz**: Über Erfinderwahn.

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1927

	JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ	APRIL	
Mo	3 10 17 24 31	7 14 21 28	7 14 21 28	4 11 18 25	Mo
Di	4 11 18 25	1 8 15 22	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Di
Mi	5 12 19 26	2 9 16 23	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Mi
Do	6 13 20 27	3 10 17 24	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Do
Fr	7 14 21 28	4 11 18 25	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Fr
Sa	1 8 15 22 29	5 12 19 26	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Sa
So	2 9 16 23 30	6 13 20 27	6 13 20 27	3 10 17 24	So

	MAI	JUNI	JULI	AUGUST	
Mo	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Mo
Di	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Di
Mi	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31	Mi
Do	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	Do
Fr	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Fr
Sa	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Sa
So	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	So

	SEPTEMBER	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER	
Mo	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	Mo
Di	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	Di
Mi	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	Mi
Do	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	Do
Fr	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	Fr
Sa	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	Sa
So	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	So

Ostersonntag 17. April
Pfingstsonntag 5. Juni

Zum 6. Mai 1926

von

Lou Andreas-Salomé

Im Rückerinnern will mir scheinen, als ob mein Leben der Psychoanalyse entgegengewartet hätte, seitdem ich aus den Kinderschuhen heraus war. Denn im darauffolgenden Jahrzehnt ereignete sich ein Dreierlei nacheinander, was die Zeitläufte dann entscheidend zusammengriffen. Erstlich das Zurücktreten der gealterten metaphysischen Methodik unter dem Vordrang des Darwinismus und kritischen Positivismus, sodann der Eintritt Nietzsches in das Mannesalter seines Schaffens, nach der vorangegangenen Schopenhauer-Wagner-Periode; endlich, allmählich, den Zeitgenossen noch verborgen, die Geburtsstunde der Psychoanalyse in Wien, der ich erst gegen mein fünfzigstes Lebensjahr nahetrat.

Die erste dieser drei Wendungen ist nicht als eine zu betrachten, die bloß philosophisch Interessierte anging; die großen metaphysischen Systeme — letztlich noch Hegel, nach rechts wie nach links — umfaßten, nicht nur theoretisch, alles ethische, soziale, ästhetische, religiöse Lebensverhalten, sondern bestimmten es; ihren Abbruch mitmachen konnte ernstliche Jugend nicht, ohne sich zu den neuen entgötternden Wahrheiten gleichsam heroisch einzustellen, weil es eben die „Wahrheit" galt; in einer Seelenhaltung, die überging vom angenehm Begeisterten zum Opferbereiten. Diese, an sich recht wertvolle, aber den empirischen Zweckwissenschaften gegenüber etwas unproportionierte Anstrengung der Seele, entspannte sich in dem Maße, als die Forschungsmethoden immer noch an Anspruch und Strenge zunahmen; denn gerade dadurch ergab sich ihnen auch zunehmend eine um so reinlichere, sachlichere Zweckbegrenzung, — die Einsicht nämlich, von der Wirklichkeit Fülle nur eine flachgezeichnete Silhouette bieten zu können, die nach allen Seiten lebendiger Ergänzung bedürftig blieb. Bis durchgehends das befreiende Schlagwort geprägt war: „Auch der Denktrieb ein Lebenstrieb."

Hiemit setzte Nietzsches mittlere Schaffensperiode ein: er war es, der für „Menschliches, Allzumenschliches" sogenannter „Wahrheit" in seinen Aphorismen jenen gewaltigen Ausdruck fand, der über den resignierten Seelen der Opferbereiten wie eine erste „Morgenröte" aufstieg, und alles Denken, ungeachtet dessen erworbener Nüchternheit, wieder zu einer „Fröhlichen Wissenschaft" werden ließ. Jedesmal hat dies als die eigentliche Gewalt seines Genius sich erwiesen, dem jeweils Theoretischen zu dessen Erlebnis zu verhelfen, es, an der inbrünstig durchlebten Formung zum Wort, zu überwältigen. Diese lebenszugewendete Tendenz in Nietzsche ließ sich nicht allzu lange von der sachlichen Zurückhaltung der Theoreme, denen sie sich begleitend angeschlossen hatte, bändigen; aus dem überbetonten individuellen Lebensrecht überschlug sie sich in die grelle Grandiosität eines Gedankenrausches, der sich ins Übermenschentum verflog: wobei sich ihm als Basis die Evolutionstheorie unterschob, — sie, die allen Übersteigerungen stets so hilflos willige.

Nietzsches ganze Wegstrecke und hinein in diese letzte Aufgipfelung, führte ihn durch Gebiete psychischer Entdeckungen offenbarendster Art, — oft möchte man davon sagen: psychoanalytischer Art. Die Sterilität der Schulpsychologie wurde darin überstürzt vom Reichtum eines Materials, woran die menschliche Seele, aller Vorurteile entfesselt, unerhört tief, unerhört kühn, sich auszuschöpfen begann. Wer es miterlebte, konnte wohl spüren: hier — hier, an dieser Stelle gilt es, sich geistig anzusiedeln: wagemutig und geduldig; hier gilt es, statt eiligen Umkipps in erneute Theoretik, langes Verweilen zu üben unter Anleitschaft inzwischen errungener forscherischer Strenge. Wobei freilich sofort auch das Problem sich auftun mußte: wie diesem lebendigsten Material beikommen mit wissenschaftlich sichernden Hebeln und Schrauben, ohne es eben an seiner Lebendigkeit zu verletzen? Dieses Rätsel ist es, dessen Lösung Freud uns brachte. Was sich keinem Philosophen gelöst hätte, verriet sich dem Arzt, als die Durchforschung psychischer Krankheitsherde

ihm die Wünschelrute in die Hand gab, welche anzuzeigen versteht, was sich im Unterirdischen des Menschen verdrängt hält, oder was sein Widerstand nur in vieldeutigsten Entstellungen an die Oberfläche kommen läßt. Indem am Pathologischen die ungreifbare Lebendigkeit gleichsam halb entseelt erscheint, mechanisiert, typisiert, gestattet sie eine Exaktheit des Eingehens, Eindringens, in sich, die erstens therapeutisch wirksam wurde, zweitens aber Erfahrungen und Rückschlüsse zuließ hinsichtlich der sogenannten Normalität, d. h. desjenigen, worin die allgemein menschlichen Analogien dazu sich ebenfalls eingegraben finden, nur nicht in Lapidarschrift, sondern in unentzifferbarern Lettern. Insofern darf man sagen: Freuds Entdeckung glich dem Ei des Kolumbus wörtlich darin, daß er es auf die zerbrochene Spitze stellte.

So ergab sich im Grunde von vornherein — ob auch noch so unbeabsichtigt vom Schöpfer der Psychoanalyse, ja ihm zunächst unerwartet genug — an seiner Psychoanalyse eine interne Doppelrichtung, die sonst in feindlichen Strömungen gegeneinander zu verfließen pflegt: einmal die Wegrichtung auf Exaktheit speziellster Untersuchungen, auf Zerlegung noch des Zusammengehörigsten, auf Genese, Historie, Anekdote; sodann die Zielrichtung auf das dem Bewußtsein nur indirekt Erfaßbare, Zugrundeliegende, Gleichartige, Wesenhafte im Sinne der eigentlichen psychischen Wirklichkeit. In dieser unzerreißlichen Doppelung wurden Leben und Denken — trotz Unterstreichung von beider Sonderart und gerade durch diese — wieder geeint; weder reduziert aneinander, noch auch sich gegenseitig zum Größenwahn der Alleingeltung steigernd. Mit anderen Worten: alles war damit auf praktische Analyse gestellt; auf den Kampf des Menschen mit den ihm innewohnenden Verdrängtheiten und Widerständen. Mit immer wiederholtem Staunen — als erlerne und erführe man daran die Psychoanalyse jedesmal erstmalig von neuem — sieht man von einem Fall zum andern, wie unter dem Hochdruck der nüchternsten aller Methoden, dieser lebendige Springquell vom Wesensgrund her zum Auftrieb gelangt. Deshalb bedeutet es zweifellos eine der schwersten

Beeinträchtigungen psychoanalytischer Wirksamkeit, wenn Halbgegner oder Halbanhänger für eine „Beigabe von Synthetik" zur Analyse glauben sorgen zu müssen durch Untermischungen mit allerhand Ethik, Religion oder Philosophie; sie entziehen eben damit die „synthetisch" wirksamsten Elemente derjenigen Betätigung, die im natürlichen Genesungsvorgang sich neu organisiert. Gilt dieser Vorgang doch nicht, wie irgendeine Wunderkur, nur für den sogenannten „Kranken", d. h. den, dessen stockende oder aber hemmungslose Funktionierung ihn an den Realitätsansprüchen scheitern ließ, sondern für jeden, der sich, aus Berufs- oder anderen Gründen, einer Analyse unterzog, und nicht zum wenigsten für den Analytiker selbst, den Freud von jeher daran mahnte, daß man mit niemandem weiter gelange, als man mit sich gekommen sei.

Dieses gleiche Schicksal der Seele ergibt für die zwei, an einer Analyse Beteiligten, eine Gemeinsamkeit einziger Art, die weder mit individuellen Bezogenheiten zu verwechseln ist, noch mit irgendwelcher Weichheit, wie sie etwa beim Helfer der Teilnahme, beim Analysanden dem Hilfsverlangen entspräche. Sie reicht also über jene „Übertragungsphänomene" noch hinaus, die außeranalytisch sich ebenso ereignen können, oder aber an denen die Affektvergangenheit des Analysanden sich am Analytiker zu wiederholen und zu lösen hat. Ich meine hier die Gemeinsamkeit des Erlebnisses selber auf dem sonst unbetretbaren Boden des Unbewußten; nicht die bloße Tatsache der gleichen psychischen Wesenhaftigkeit, sondern daß sie einem Menschen dort als gemeinschaftliches Erlebnis aufgeht (— etwa wie wenn einem Körper die chemische Chiffre der Körpergleichheit zu einem erfühlten Ereignis würde —). Das beiderseitige Niedersteigen in vielfaches Grauen, das beiderseitige Innewerden vom Einssein noch des Entwertetsten mit dem Wertvollsten in uns, das Abfallen von Kleinmut wie von Hochmut, vor einer letzten Unschuld und Verbundenheit des Seins Aller: das ist hier und nur hier erlebbar. Und wird zu etwas gleich einer Einkehr — nur anders gewendeter und verwendeter — in die fernst ent-

sunkene Kindheitsregion: die therapeutisch ja zur Lösung infantiler Fixierungen aufgespürt werden mußte. Nur daß damit „Kindheit" neu kenntlich wird als der dauernde Urgrund auch des Aufbaus unserer Vollendung. Ist das Kindeswesen durch seine Unreife noch von nichts klar abgehoben, sich ein wenig noch für alles nehmend, und alles für sich, so kehren wir reif erst heim zu uns selbst, wo an den vollzogenen Erfahrungen eines Lebens, solche Ganzheit uns wieder aufnimmt. Ich möchte davon beileibe nicht in Traktätchenton reden und möchte doch an dieser Stelle den Mut finden dürfen zu Goethes stammelnd umschreibendem Wort: „Wir heißen's fromm sein."

Damit komme ich auf die Veranlassung zu diesen Ausführungen. Hier war jeder geladen, mitzuteilen, ob und worin Freuds Psychoanalyse wichtig geworden sei seinem Lebenswerk. Ich möchte hier ergänzend von dem Anonymen geredet haben, was nicht bloß Spezialwerken wichtig wurde. Solche Werke, also vorwiegend künstlerischer oder wissenschaftlicher Produktion, stellen selber schon Spezialabfuhren und Ermöglichungen der Lebensbewältigung dar, — trotz aller sich gerade an ihnen ergebender Komplikationen, die so zahlreiche Geistesarbeiter neurotisch erscheinen lassen; es bleiben dennoch Daseinsentlastungen, Daseinsentzückungen intensivster Art, die dem nicht so gerichteten Menschen abgehen. Im Grunde hat nur er, der Mensch der Anonymität, das Dasein in nacktester Tatsächlichkeit auszuhalten, nur er hat ganz standzuhalten der Gefahr, sich zu verflachen, zu banalisieren, um sich das zu erleichtern. Die Psychoanalyse — und sollte nicht eben dies ihr Kostbarstes sein? — reicht allein bis dorthin: bis in die Not und Wichtigkeit eines jeden. Bis dorthin, wohin sonst nur wahnhaft religiöser oder mystischer Hilfstraum sich erstreckte. Dem Schöpfer der Psychoanalyse hat zwar wahrlich keine Konkurrenz damit vorgeschwebt! Was er schuf, war das voraussetzungslose Ergebnis des Genius äußersten Mutes, letzter Ehrlichkeit; was wir heute feiern, ist diese Großtat. Wir feiern damit diese unbeeinflußbare Nüchternheit der Einstellung, die dafür

keinerlei Kampf scheute. Und wünschen ihr und uns jeden Kampf auch in Zukunft: Kampf mit Widersachern und Widerständen, Kampf auch mit jedem Widersacher in uns selbst, daß er nicht irgendeine vorbehaltliche Besonderheit dagegen ausspiele! Aber im Wesen der Psychoanalyse liegt es, daß sie eines Zweierlei bedarf: tiefster, intimster Einfühlung, und kältester Anwendung des Verstandes, — darin gleichsam beiden Geschlechtern im Menschen gerecht werdend. So betont sich vielleicht mir, als Frau, das Positive am menschlichen Ergebnis (noch jenseits des rein Therapeutischen dran), besonders dankesstark —. Sei immerhin Kampf die Losung; Kampf für und für, — heißer noch macht es, sich zu versenken, zu versetzen in das durch ihn Errungene von Mensch zu Mensch. Und somit verteilt sich unser Verhalten dazu ganz unwillkürlich nach den Geschlechtern. Denn Männer raufen. Frauen danken.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Vorläufer der Lehre von der Verdrängung

Schopenhauer:

. . . Wenn man sich erinnert, wie ungern wir an Dinge denken, welche unser Interesse, unsern Stolz oder unsere Wünsche stark verletzen, wie schwer wir uns entschließen, dergleichen dem eigenen Intellekt zu genauer und ernster Untersuchung vorzulegen, wie leicht wir dagegen unbewußt davon wieder abspringen oder abschleichen . . . In jenem Widerstreben des Willens, das ihm Widrige in die Beleuchtung der Intellektes kommen zu lassen, liegt die Stelle, an welcher der Wahnsinn auf den Geist einbrechen kann.

. . . Werden dem Intellekt gewisse Vorfälle oder Umschläge völlig unterschlagen, weil der Wille ihren Anblick nicht ertragen kann; wird aldann, des notwendigen Zusammenhangs wegen, die dadurch entstandene Lücke beliebig ausgefüllt; — so ist der Wahnsinn da.

*

. . . Dem Wahnsinnigen ist in seinem Leben etwas aufgestoßen, das ihm unerträglich fällt und das vergessen werden muß, wenn er bestehen soll. Etwas absolut aus dem Bewußtsein fortzuschaffen ist aber nur dadurch

möglich, daß etwas anderes an seine Stelle tritt und dies ist der Wahn, sei er bleibend, sei er wechselnd. Die beobachtenden Ärzte scheinen aber immer nur bei dem sich vorfindenden Wahn stehn geblieben zu sein und nicht bemerkt zu haben, daß dieser Wahn nur da ist, um etwas anderes zu verdrängen und nicht aufkommen zu lassen.

Nietzsche:

Vergeßlichkeit ist keine bloße vis inertiae, wie die Oberflächlichen glauben, sie ist vielmehr ein aktives, im strengsten Sinne positives Hemmungsvermögen, dem es zuzuschreiben ist, daß was nur von uns erlebt, erfahren, in uns hineingenommen wird, uns im Zustande der Verdauung (man dürfte ihn „Einverseelung" nennen) ebensowenig ins Bewußtsein tritt, als der ganze tausendfältige Prozeß, mit dem sich unsere leibliche Ernährung, die sogenannte „Einverleibung" abspielt. Die Türen und Fenster des Bewußtseins zeitweilig schließen; von dem Lärm und Kampf, mit dem unsre Unterwelt von dienstbaren Organen für und gegen einander arbeitet, unbehelligt bleiben; ein wenig Stille, ein wenig tabula rasa des Bewußtseins, damit wieder Platz wird für Neues, vor allem für die vornehmeren Funktionen und Funktionäre, für Regieren, Voraussehen, Vorausbestimmen (denn unser Organismus ist oligarchisch eingerichtet) — das ist der Nutzen, der, wie gesagt, aktiven Vergeßlichkeit einer Türwärterin, gleichsam einer Aufrechterhalterin der seelischen Ordnung, der Ruhe, der Etikette; womit sofort abzusehen ist, inwiefern es kein Glück, keine Heiterkeit, keine Hoffnung, keinen Stolz, keine Gegenwart geben könnte ohne Vergeßlichkeit. Der Mensch, in dem dieser Hemmungsapparat beschädigt wird und aussetzt, ist einem Dyspeptiker zu vergleichen (und nicht nur zu vergleichen) — er wird mit Nichts „fertig". (Aus der „Genealogie der Moral".)

*

Das habe ich getan, sagt mein „Gedächtnis". Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich — gibt das Gedächtnis nach. (Aus „Jenseits von Gut und Böse".)

Flaubert:

. . . Vergißt man übrigens etwas? Geht irgend etwas vorüber, was es auch sei? Selbst die leichtesten Naturen wären, wenn sie einen Moment nachdenken könnten, erstaunt, wieviel sie aus ihrer Vergangenheit bewahrt haben; es gibt überall unterirdische Konstruktionen; es ist nur eine Frage der Oberfläche und der Tiefe. Sondiere und du wirst finden.

(Aus einem Briefe vom Juli 1850.)

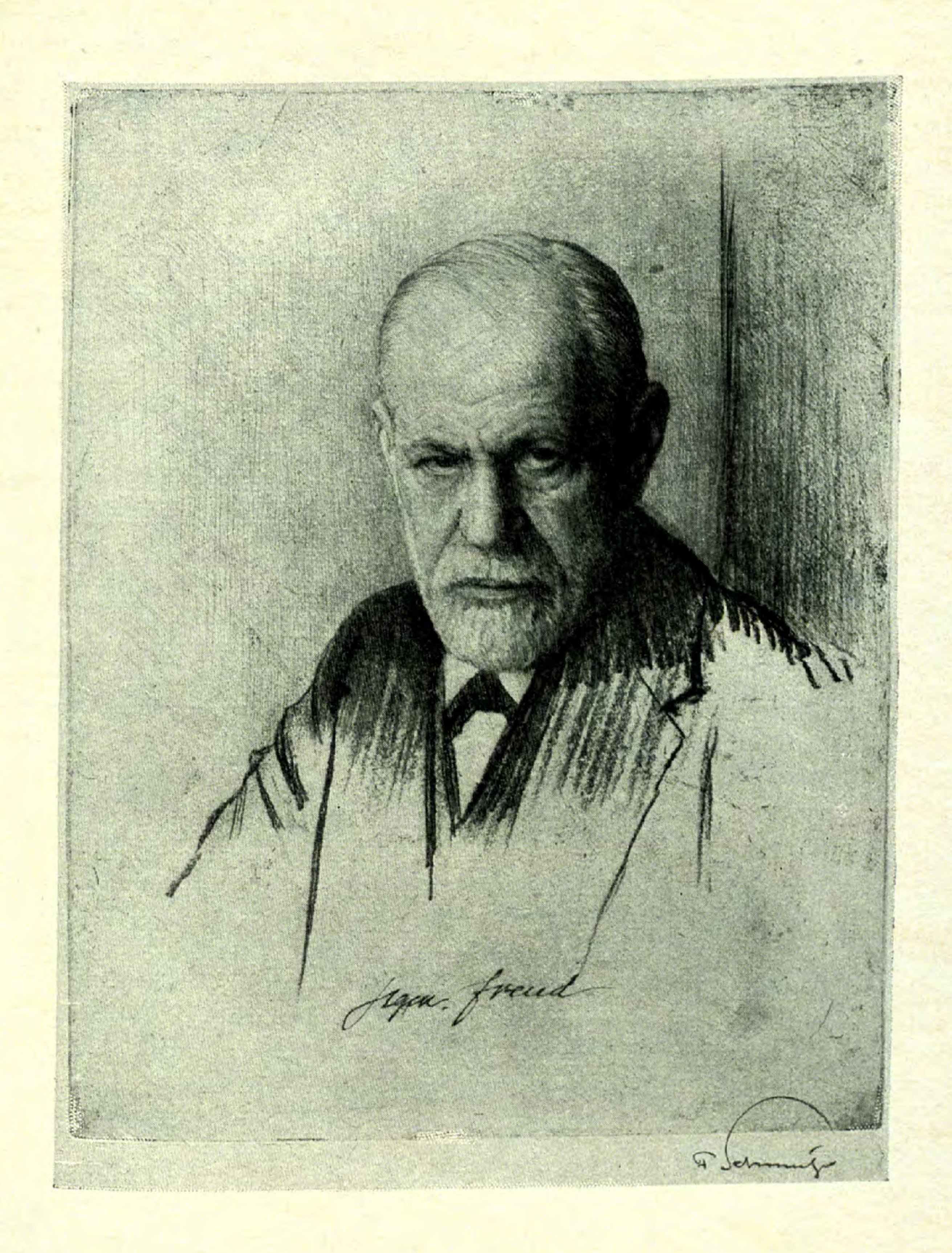
Zum siebzigsten Geburtstag Sigmund Freuds

Von den Äußerungen zum 70. Geburtstage Sigmund Freuds geben wir drei hier wieder, den Artikel von Prof. Dr. Ernst Bleuler (veröffentlicht in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 6. Mai 1926), den von Stefan Zweig (in der „Neuen Freien Presse", Wien, vom selben Tage) und die Rede von Alfred Döblin in der am gleichen Tage stattgefundenen Feier der „Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft" zu Berlin.

I

„Nach innen geht der geheimnisvolle Weg." Ein Jahrhundert ist's, seitdem die Romantiker zum erstenmal mit diesen Worten verkündeten, was alle großen Dichter von je erfühlt haben. Etwa ein Menschenalter später, am 6. Mai 1856, kam der Mann zur Welt, der nicht als Dichter, sondern als Wissenschaftler, aber doch mit Intuition und künstlerischer Gestaltungskraft begabt, jenen Weg nicht bloß ahnend streifte, sondern ihn stet und zäh, spähenden Blickes verfolgte und endlich erschloß. Und zwar war er dazu auch mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgerüstet, die er sich, was vielleicht zu wenig betont wird, zuerst in ernsten Forschungen langer Jahre erarbeitet hatte. So tief war der mittellose junge Mann in physiologische und anatomische Studien versunken, daß sein Lehrer Brücke, wohl ungern genug, ihn erst zu der Erkenntnis wecken mußte, daß dieser Weg ihn zwar zu Einsichten, aber kaum je zu Aussichten auf Broterwerb führen dürfte. Da verzichtete Freud darauf, die Opfer, die sein Vater dem begabten Sohne bis dahin großherzig gewährt hatte, noch weiter anzunehmen.

Der Name Sigmund Freud fiel mir zum erstenmal auf im Jahre 1891, als er eine Broschüre „Zur Auffassung der Aphasien" (d. h. der durch Herderkrankungen im Gehirn verursachten Sprachstörungen) herausgab. Die Aphasielehre war damals in einem Schema verknöchert, das den neuern Beobachtungen nicht entsprach. Die eigenartige Auffassung des Autors schien mir ein genialer Wurf, und ich fand mich


Sigm. Freud

veranlaßt, eine Ausrede zu benutzen, um in dem gelesensten Referatenblatt auf diesen Fund hinweisen zu können — allerdings nicht mit großem Erfolg. Eilte doch Freud mit seinen Ideen den Fachgenossen um zehn Jahre voraus; ungefähr solange brauchten sie nämlich, um einzusehen, daß er recht hatte. Dann sah ich Arbeiten über anatomische Erkrankungen des Zentralnervensystems, die von einer seltenen Beherrschung des Stoffes zeugten. Die Gelegenheit, gleich nach dem Staatsexamen schon berühmt zu werden, hatte Freud unbenutzt gelassen: mit einer aussichtsreichen Arbeit über Kokain beschäftigt, zeigte sich ihm die Möglichkeit, seine weitentfernte Braut zu besuchen, und da reiste er zu der Langentbehrten, seinem Kollegen den Einfall überlassend, die Koka in der Augenheilkunde zu benutzen, eine Idee, die bald zu der Einführung der lokalen Schmerzlosigkeit bei chirurgischen Operationen überhaupt führte. Wir dürfen aber in diesem Fall dem Eingreifen Gott Amors dankbar sein, wäre doch der Entdecker einer so wichtigen Sache nachher kaum noch ins Gebiet der Nervenkrankheiten hinübergeraten. Unter Nervenkrankheiten aber verstand Freud damals die greifbaren Zerstörungen im Zentralnervensystem, worin er sich so gut auskannte, daß er eine Zeitlang besondere Kurse improvisieren mußte für Ärzte, die aus Amerika extra nach Wien kamen, um sich von ihm instruieren zu lassen. Da zeigte sich, daß er nicht Phantast war, wie man ihm nachmals vorzuwerfen beliebte, einer, der willkürlich ins Blaue hinein konstruiert, sondern ein ganz exakter Wissenschaftler, der von bestimmten äußeren Anzeichen unerbittlich zu den inneren Ursachen vorzudringen und einen Krankheitsherd im verlängerten Marke auf ein paar Millimeter genau zu lokalisieren wußte. Erst beim Altmeister der Neurologie in Paris, Charcot, sah er die Hysterie, die Hypnose und Suggestion, wenn auch in einer etwas eigentümlichen Beleuchtung. Seine neuen Kenntnisse wollte Freud nach der Rückkehr von Paris der Wiener Gesellschaft der Ärzte übermitteln, stieß aber nur auf Abweisung. Damals zum erstenmal sagte man ihm ins Gesicht, er schwatze Unsinn. Er erzählte nämlich davon, Hysterien

bei Männern gesehen zu haben, und weil das Wort Hysterie im Griechischen mit der Gebärmutter zu tun hat, durfte es für die Kollegen keine männliche Hysterie geben.

So wurde der junge Privatdozent gezwungen, seine eigenen Wege zu gehen, und das tat er mit der Sicherheit des zukünftigen Bahnbrechers. Als Bernheim in Nancy endlich die zwanzig Jahre früher von Liébault genauer erforschte Hypnose in seiner Praxis benutzte und die Macht der Suggestion demonstrierte, ging Freud die Sache an der Quelle studieren. Und darauf begann er eine Praxis „für Nervöse". Da vernahm er durch den angesehenen Arzt Breuer von einer merkwürdigen Kur bei einer hysterisch schwer Kranken, die in der Hypnose von Erlebnissen erzählen konnte, die mit dem Ursprung ihrer schweren Leiden zusammenhingen, von denen sie aber im Wachen nichts wußte, und die dann dadurch nach und nach von den verschiedenen Krankheitserscheinungen befreit wurde. Nun versuchte Freud die nämliche Methode mit unerwartetem Erfolg bei andern Kranken und stieß dabei in allen Fällen auf einen Zusammenhang der Krankheit mit sexuellen Schwierigkeiten der Patienten. Da nicht jeder Patient gleich zu hypnotisieren war, ließ Freud die Hypnose fallen und suchte andere Wege, dem Unbewußten nahe zu kommen. So bildete er nach und nach seine bekannte psychanalytische Technik aus.

Erst in letzter Stunde auf die Bedeutung des Tages aufmerksam gemacht, kann ich hier der Größe der Freudschen Leistung unmöglich gerecht werden; ich kann nur einiges vom Wesentlichen hervorheben, so die Herausarbeitung der unbewußten Mechanismen, aus denen die Nervenkrankheiten hervorgehen und die bei vielen Geisteskranken das äußere Bild gestalten, Mechanismen, die aber auch im Geistesleben des Gesunden unendlich wirksamer und zielbestimmender sind, als man geahnt hatte. In seiner „Psychopathologie des Alltagslebens" bringt Freud dafür eine Fülle unterhaltender Beispiele, in denen er beim Gesunden die tiefer liegenden Ursachen des Versehens, Versprechens und anderer oft so geringfügig scheinender Abweichungen vom Gewohnten aufzeigt. Wer

das Unbewußte verwirft oder nicht versteht, ist unfähig zum Verständnis der Neurosen, es sei denn, daß er die unbewußten Vorgänge doch in Rechnung zieht, aber als „bewußt" bezeichnet, wie es Einzelnen beliebt.

Am meisten griff man Freud an wegen seiner Stellung zur Sexualität, denn diese fand er nicht nur an der Wurzel seiner Nervenkrankheiten, sondern er wies sie in voller Wirksamkeit nach schon beim kleinen Kinde, dessen erotische Einstellung bestimmend sei für die Nervenkrankheiten und das allgemeine Verhalten des späteren Erwachsenen. Die heiligsten Gefühle, hieß es, ziehe er in den Kot, taste sogar die beliebte „Reinheit und Unschuld" der Kinder an. Letztere scheint mir eine der dümmsten Vorstellungen, die es in der Psychologie gibt. Wissen denn diese Leute nicht, wie lebendig einst ihre sexuelle Neugierde und viele andere sexuellen Strebungen und Gefühle sich bemerkbar machten, wenigstens zu der Zeit, die sie in die Elementarschule gingen? Und blieben sie weiter so blind, da sie ihre eigenen Kinder erzogen? Und daß man hinter den gewöhnlichen Neurosen regelmäßig Zusammenhänge mit der Sexualität findet, ist eben eine Tatsache, gerade so gut, wie diese bei vielen Geisteskrankheiten das äußere Krankheitsbild gestaltet, wenn auch meines Erachtens nicht die Ursache derselben liefert. Und was für entartete Nichtsnutze müßten dann die Dichter sein, die uns immer wieder den Primat der Liebe, gerade auch der schon im Kindesalter auftauchenden, über alle andern Triebe vor Augen stellen? Und wie dumm wären erst noch die Leser, die diese durch Jahrtausende wiederholte Fiktion noch immer nicht ablehnen!

Besonderes Entsetzen hat Freuds Entdeckung einer unserer bewußten Erkenntnis bisher gänzlich fremden Tatsache erregt: des sogenannten „Ödipus-Komplexes", d. h. einer Art bereits sexuell gefärbter Liebe des Kleinkindes zum andersgeschlechtigen Elter und entsprechender eifersüchtiger Regungen dem gleichgeschlechtigen Elter gegenüber. Wer aber Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, kann diese Erscheinung in Gesundheit und Krankheit an kleinen Kindern wie Er-

wachsenen beliebig oft konstatieren, ganz abgesehen von den sehr deutlichen Fingerzeigen in unzähligen Märchen und Sagen. Wir haben uns nur vor den Tatsachen zu beugen.

Es kann ferner bei jedem Gesunden festgestellt werden, wie leicht gerade Vorstellungen und Strebungen sexueller Natur in Konflikt geraten mit andern Tendenzen, z. B. denen der Moral und Konvention. Häufig ist es dann das sexuelle Streben, das zurücktreten muß. Es ist aber zu tief in der Natur verwurzelt, als daß es ganz unterdrückt werden könnte. So wird es nur „ins Unbewußte verdrängt", und setzt sich von da aus oft in Krankheitssymptome um, ein Vorgang, den wir nicht nur bei den Neurosen, sondern ganz besonders klar auch bei vielen Formen von Geisteskrankheiten sehen. Dadurch, daß er den so wichtigen Begriff der Verdrängung herausarbeitete, hat Freud die Psychopathologie wesentlich bereichert.

Die „Traumdeutung" ist zu bekannt, als daß hier viele Worte darüber zu verlieren wären. Es sei nur bemerkt, daß sie durchaus nicht das willkürlich phantastische Gebilde ist, als das sie auch jetzt noch oft bezeichnet wird. Viele der „Deutungen" lassen sich objektiv ganz sicher erhärten; man kann höchstens fragen, ob alle Traumerscheinungen bloß auf den Freudschen Mechanismen entstehen, oder ob noch andere Wege zu unseren Schlafvorstellungen führen, wie ich zu glauben geneigt bin, obschon ich es nicht beweisen kann, während gerade das Vorkommen Freudscher Mechanismen bewiesen ist. Immerhin habe ich erlebt, daß ein Psychanalytiker (nicht aber Freud selbst) aus meinen Träumen seine eigenen Komplexe statt der meinigen heraus las.

Freuds Bedeutung ist für den schwer zu ermessen, der es nicht vor Freud versucht hat, Psychologie, d. h. Wissenschaft von der ganzen Psyche zu treiben. Die Unmöglichkeit, in die Tiefe der Seele zu dringen, war so groß, daß die Meisten gar nicht bemerkten, wie unter der Oberfläche, die sie studierten, erst die wichtigsten Triebkräfte verborgen lagen. Die Erforschung des Unbewußten in seiner ganzen Bedeutung, der Begriff der Verdrängung mit allen ihren Folgen in Gesundheit

und Krankheit, die Art des Denkens im Unbewußten und im Traum mit seiner Symbolik, seiner Ersetzung logischer Konsequenzen durch affektive Bedürfnisse, die Herausstellung des elementaren Wirkens der Sexualität auf die übrige Psyche: all das sind Errungenschaften, welche die wissenschaftliche Psychologie, soweit sie nicht psychologische Physiologie ist, auf neue Grundlagen stellen. Wir verstehen nun auf einmal eine Menge vorher dunkler Reaktionen des Gesunden in ihrem Wechsel, wie in ihrem Beharren, in ihren scheinbaren Widersprüchen, ihren kleinen und großen Verfehlungen; wir haben einen tiefen Einblick in die Entstehung der Nervenkrankheiten, in die Symptome der Geisteskrankheiten gewonnen, können auf beiden Gebieten viel leichter heilend und bessernd eingreifen; auch die Pädagogik fängt an, psychanalytische Erkenntnisse in der Erziehung zu verwerten; auf einmal verstehen wir ganz große Abschnitte der Mythologien, der Denkart früherer Zeiten, des Aberglaubens und noch vieles andere.

Freud hat in sein Lehrgebäude eine Menge geistreicher Konstruktionen eingeführt, die hier nicht erwähnt werden können und mir auch nicht so wichtig erscheinen. Der Meister selber aber legt auf alles Gewicht, ja er betrachtet auch solche Einzelheiten als notwendige Bestandteile im Fundament seines Gebäudes, und er kann diejenigen, die ihm, wie ich, nicht überall hin folgen, gar nicht als seine Schüler ansehen. So drückt sich das Künstlerische seiner Anlage nicht bloß darin aus, daß eben die Psychanalyse eine wirkliche Kunst ist, sondern auch darin, daß er den Wert seines Werkes gefährdet sieht, wenn auch nur ein Steinchen davon herausgenommen wird, gerade wie einem Maler ein für uns unbedeutender Pinselstrich für den Gesamteindruck unerläßlich erscheint. Aus all dem Angeführten, das ja nur das leichtest Faßbare in Freuds Schöpfungen herausgriff, sollte doch sichtbar werden, daß auch ich ihm so gut wie alle andern, denen die Kenntnis des Menschen und seiner Seele am Herzen liegt, den höchsten Dank schulde.

Vor einem Vierteljahrhundert stand der Forscher noch allein der ganzen gebildeten Welt gegenüber, und auch jetzt

noch gibt es Leute, die ihn bekämpfen, herabsetzen und verhöhnen. Ihre Zahl wird aber von Jahr zu Jahr kleiner, und nicht nur die schöne Literatur hat Freuds Ideen aufgegriffen, ihrem Einfluß kann sich kein Gebildeter mehr entziehen. In jener Wissenschaft zumal, deren Literatur ich überschaue, der Psychiatrie und Neurologie, macht sich sein Wirken auf Schritt und Tritt bemerkbar. Es ist geradezu amüsant zu sehen, wie auch jene, die immer noch sich den Anschein geben, von Freud nichts wissen zu wollen, dennoch, offenbar ohne sich dessen bewußt zu sein, auf seine Gedanken bauen. Immer wieder müssen die Werke Freuds, auch die, welche nach seinem eigenen Urteil überholt sind, neu aufgelegt werden. Ein Teil von ihnen ist in sieben Sprachen übersetzt. Als ein besonders deutliches Zeichen der Festigkeit des Freudschen Gebäudes betrachte ich es, daß ihm nicht einmal die Scharen seiner Nachbeter etwas anzuhaben vermochten, der allzuvielen, die kritiklos seine Worte nachsprechen, aber gar nicht fähig sind, die Größe des Ganzen zu übersehen, und deren Eifer nur dazu dient, die Freudschen Ideen ins Absurde zu führen — wenn das eben möglich wäre.

Eine Zeit wird kommen, da man von einer Psychologie vor Freud und einer solchen nach Freud wird sprechen müssen. Das Wort „Seele", abgeleitet von „See", erinnert uns immer noch an das Spiel auf- und abgehenden Wassers. Vor Freud segelten die Schiffe der Psychologen fröhlich darüber hinweg; er aber, der „Tiefseelforscher" tauchte hinab und begehrte zu schauen, was sich da unten verhehle, dem Grauen trotzend, womit es bisher zugedeckt worden war.

E. Bleuler

II

Der Mann, dessen festlichen Tag wir heute ehrfürchtig begehen, er ist einer der seltenen unserer unzulänglichen Zeit, dem die Gnade des schöpferischen Gedankens gegeben war. Gedanken sind überall, doch fast immer ohne Fruchtbarkeit: eine große Stadt, ein Land, schüttet es nicht millionenfach in jeder Stunde Ideen, Meinungen, Ansichten wahllos aus

seinen labyrinthisch gedrängten Gehirnen, die Bücher, die Broschüren, reden sie nicht Myriaden Worte allstündlich zu uns? Aber alles dies schwemmt die nächste Stunde, die Sekunde meist schon, in die Gosse der Vergessenheit. Zwischen diesen unzählbaren Atomen jedoch, diesen totgeborenen Worten und Meinungen entstehen manchmal — selten freilich, so selten wie das Geniale auf Erden erscheint — in einer einzelnen geistigen Gehirnzelle ein paar Gedanken, die dauerhaft sind, und durch diese Dauer keimkräftig geistige Gebilde, an die sich andere unselbständigere Ideen anranken, wie Efeu an den tiefgeschichteten Stamm, Ideen, die selbst wieder Ideen zeugen, Ahnherren neuer, geistiger Geschlechter, die hinausreichen über unseren eigenen Atemzug. Solche Ideen und nur solche verändern heimlich (erst die nächste wird es dankbar gewahr) die Mentalität einer Epoche, sie geben ihr Stempel und Zeugnis aufsteigender Verwandlung. Und dieser Stempel ist allemal in eines Einzigen oder in der Wenigen Hand.

Solche schöpferische, keimwirkende Gedanken entgehen dem Falsch und dem Richtig, die Diskussion kann sie nicht erreichen, denn das Schöpferische ist immerdar richtig. Sie wirken ebenso, indem sie Begeisterung, wie dadurch, daß sie Widerspruch erzeugen. Sie hemmen den Stillstand des Denkens, sie durchbrechen den erstickenden Kreis, in den sonst jede Generation unweigerlich geriete, indem sie über sich selbst hinausdeuten, Tangente zur Unendlichkeit. Nur wer geistige Bewegung schafft, dient im Letzten der Mission der Menschheit; weithin über Wahrheit und Irrtum, diesen unsicheren, nie völlig faßbaren Phantomen, dient er ihrem höchsten Sinn.

So sind auch die Gedanken, die kühnen und oftmals genialen Deutungen, mit denen Sigmund Freud unsere Gegenwart beschenkt und herausgefordert hat, als Tat nicht mehr zu bestreiten und zu widerlegen. Sie sind lebendig und haben Leben gezeugt. Weit über Deutschland, über Europa, über unseren Kontinent hinaus gibt es kein psychologisches Denken mehr ohne oder gegen sie. Sie sind wie Bazillen

eingedrungen in alle Organismen der geistigen Welt: allüberall, in Dichtung, in Philosophie, in der Ethik, ja selbst in der Form gewöhnlichen Umganges und der Beziehung der Geschlechter ist ihre Spur deutlich zu erkennen. Der Sprache haben sie ihren zeugenden Trieb eingesenkt, Worte, wie „Hemmungen", „Verdrängungen", „Vorlust", von ihm aus dem selbstgehobenen Metall der Begriffe herausgehämmert, gehen heute lässig und selbstverständlich, ihres Schöpfers längst unkund, von Mund zu Mund. Seine Analysen haben nicht seine Wissenschaft, die Medizin, allein, sondern ebenso die nachbarlichen, Psychologie, Pädagogik, Philosophie, also alle Materien des Geistes, mächtig beeinflußt, Seelenkunde darum im eigentlichsten Sinn, aber weit darüber hinaus haben sie auch die Methoden der Forschung und Erziehung geheimnisvoll mitverwandelt. Und sogar die ihn befeinden, stehen ihm gegenüber auf einem von ihm selbst gerodeten Terrain, in einem Reiche, das seine heroische Energie erst urbar und geistig wohnbar gemacht; sie werden darum seinen Namen tragen, diese Kämpfe, und nicht die seiner Gegner im Gedächtnis der Menschheit. Nur der neue Gedanke, nicht seine Widerlegung geht über die Zeit.

Diese neuartigen Ideen, die Sigmund Freud zu Begriffen gestaltet, waren keine Zufallseinfälle, nicht plötzlich aufgeblitzte Erhellungen ohne ursächliche Gebundenheit: organisch, kristallinisch sind sie aneinander-, auseinandergewachsen, und bilden heute, kausal und logisch geordnet, eine eigene Lehre, eine Methode, ja eine Wissenschaft für sich, deren Wachstum noch lange nicht erschöpft ist. In ihrem Zentrum steht die beherrschende Erkenntnis des Unbewußten als einer tätigen Kraft — der Königsgedanke Freuds, unverlierbar nun für alle Psychologie. Vor ihm hatte sich die Seelenkunde auf das Faßbare, das Sichtbare, das bewußt oder vom Experiment (Hypnose) hevorgelockte Sinnenfällige beschränkt, den nicht greifbaren Rückstand aber einfach schwarz, dunkel, rätselhaft gelassen — das Nichts, das Unbekannte, Unerkennbare, die *Terra incognita* der alten Landkarten. Was im Bewußtsein nicht deutlich war, galt ihr einfach als nicht vorhanden. Freud

nun hat die wirkende Gegenwart der unbewußten Seelenkräfte auf unser Handeln und Denken zum erstenmal postuliert: in uns wogen und drängen Begierden und Verlangen, Ideen und Süchte, die wir aus sozialen, aus konventionellen Gründen nicht ins wache Bewußtsein lassen wollen, die wir vorsichtig abdrängen oder gewaltsam abreagieren. Aber mit diesem Wegstoßen haben wir sie nicht abgetan, nicht erledigt, sie drängt diese triebhafte, zügellose, diese dionysische Rotte immer gegen unser zivilisiertes Dasein vor. Unfaßbar verwandelt sie sich heimtückisch in fremde Formen, spielt von hinterrücks vorgreifend verantwortungsloses Spiel, sie drückt mit ihren gespenstischen Schatten auf unsere selbst uns überraschenden Entschließungen und ihre Enthüllung erst klärt auf über unsere eigentlichste Wesenheit. Diese Enträtselung hat Freud zunächst durch die Traumdeutung angestrebt — der Traum, die *„via regia“* zum Unbewußten unterliegt nicht dermaßen der sittlichen Zensur, er schwätzt verräterisch aus, was die Lippen verbeißen, was selbst die Gedanken verschreckt nicht zu denken wagen. Andere Deutsamkeiten geben das Versprechen und Verschreiben, das durchaus nicht zufällige, sondern wo plötzlich wie ein Blitz durch das Gewölk der Triebwille die vorgeschobenen Worte durchstößt. Oder die Urerlebnisse der Kindheit, ganz überwachsen von den Jahren, rühren sich manchmal wie vulkanischer Grund; wer sich erinnert, weiß sein eigenstes Sein — auf hundert Wegen drängt die Freudsche Methode (ich wähle nur ein paar Beispiele) durch Deutung des Verhüllten und Symbolischen an das Unbewußte heran, scheinbar um es zu entgeheimnissen, in Wahrheit aber, um unser Seelenleben erst in seiner ganzen dämonischen Mystik uns zu offenbaren. Denn nun erst fühlen wir, daß all das, was wir Kultur, Erziehung, Zivilisation nennen und mit dem wir eins zu sein meinen, nur so dünn um uns hängt wie unsere Kleider um unsere Nacktheit, daß hinter diesem wachen bewußten Wollen aber ein tiefgewaltigeres Wollen unseres Ur-Ichs, unseres instinkthaften wahrsten Wesens waltet, vulkanisch manchmal ausbrechend in den kritischen Entscheidungen unseres Lebens. Eben dadurch, daß Freud

den oberen Rand unseres seelischen Abgrundes erhellte, hat er uns seine ganze Tiefe erst ahnen lassen, und der als Mediziner ausging, die Gebreste der Seele zu heilen, die Mechanik der Triebe zu zerlegen, er hat, ohne es zu wollen eigentlich, als wahrer Mystagog die ungeheure schicksalshafte Gebundenheit unseres Ichs an alle Mächte des Blutes und des Schisksals gezeigt.

Wie neu diese uns heute selbstverständliche Erkenntnis vom tätigen Unterbewußtsein, wie scharf dieser Scheidestrich gegen alles Vergangene der Seelenkunde war, wir können (ich sagte es schon) kaum mehr ausmessen, denn zuviel dieser Lehre ist schon als selbstverständlich in die Adern unserer Zeit eingeflossen. Aber man versuche doch einmal, ein Lehrbuch der Psychologie von damals, ein zwanzig Jahre altes, eines vor Freuds Entdeckungen, zu lesen — es wirkt so lächerlich veraltet wie ein Physikbuch vor der Kenntnis der Elektrizität. Und das beste Zeugnis, der tragischerweise noch immer gültigste Beweis für die Neuheit eines Gedankens ist ja der Widerstand, dem er zunächst in seiner Epoche begegnet. Alle Mächte hat Freud mit seinen Lehren gegen sich herausgefordert — die Medizin, indem er die Seelenheilung nicht auf das klinische Diplom beschränkte und in die geheiligte Wissenschaft so dubiose Elemente wie den Traum gleichsam aus dem Altweiberhaus brachte — die Pädagogik, indem er kühn die Sexualität, die unbewußte, bis in das früheste Kindesalter zurückschob — die Künstler, indem er logisch unbarmherzig in ihre Sphäre griff — die Gesellschaft, indem er zeigte, daß selbst im gehüteten Schoß der kultivierten Großstadtfamilie die Instinkte, die blutmächtigen der Urmenschen, immer wieder hervorbrechen aus der sorgsam ummauerten Hürde — die ganze Sittlichkeit, indem er mit einer noch nie dagewesenen Freiheit die Urmacht der Triebe bloßstellte. Zwanzig, dreißig Jahre lang hat man diesen großen Mann (und am meisten in seiner Heimat) verlacht, verhöhnt, verspottet, ja noch heute erkennt die Universität seine Wissenschaft nicht an, noch heute ist der Psychoanalyse ein Lehrstuhl, selbst eine Dozentur ver-

weigert. *Tempora non mutantur*, die Zeiten ändern sich nicht und die Schulmeister sich nicht mit ihnen. So wie vor fünfzig Jahren die Fachmännischen Schopenhauer, so wie sie vor fünfundzwanzig Jahren Nietzsche nicht als Philosophen anzuerkennen beliebten, so bestreiten sie jetzt auch diesem Neuerer das Recht auf „Wissenschaftlichkeit". Noch heute hat die Fakultät Sigmund Freud, dem weltberühmtesten Mann der Stadt und des Reiches, nicht einmal den Rang des ordentlichen Professors bewilligt. Nun: *habeant!* Denn sie merken ja nicht, welch einen fatalen Nebensinn an ihm der Titel des „außerordentlichen" Professors gewonnen hat: denn wahrhaft, neben all den ordentlichen, den fachtüchtigen und braven, ehrt ihn die Menschheit als den einzig Außerordentlichen, den wahren Rektor des Geistes, als den Genius.

Nichts aber konnte diesen starken Geist, diesen unbeugsamen, bis zur Orthodoxie fanatischen Forscher jemals von dem selbstgebahnten Wege abdrängen. Gleichgültig gegen die Gleichgültigkeit, ehern gegen das Unverständnis der Zeit, hat er, Zug um Zug langsam fortschreitend, das Gebäude der Gedanken aus sich erhoben, in kleinem Kreise sokratisch wirkend und mitleidlos, ein anderer Robespierre, diesen selbstgewählten Konvent mit unbeugsamer Autorität beherrscht. Dreißig, ja vierzig Jahre übt und vertieft Sigmund Freud seine Methode und hätte er die tausend und aber tausend Beichten der ihm anvertrauten Seelen in der Schrift festgehalten, es gäbe kein Buch der Weltliteratur, das ihm dokumentarisch gleichkäme. Nie ermüdend, neben seiner Wissenschaft in großartiger Neugier alle Manifestationen des Geistes, der Kunst und der Kunstgeschichte verfolgend, um in allen Beispiel und Beziehung zu seinen Ideen zu finden, herrlich vielfältig bei geradester Stoßkraft seiner zu Leben gewordenen Idee, bietet er noch einmal unserer verarmten und verspielten Zeit das Beispiel heroischer Aufopferung an die Idee und der Hingabe des Lebens an die selbstgeschaffene Lehre — verehrungswürdige Erscheinung für alle, die dem Geistigen verschworen sind, höchster Ruhm dieser Stadt, dieses Landes und der neuzeitlichen Wissenschaft. Denn nur an solchen Ge-

staltet gewinnt die Forschung wieder ihren majestätischen Sinn: daß der Geist, was er dem Lebendigen entrungen, zurückgibt an das lebendige Leben und der Gedanke, der einsam gestaltete, Eigentum und Erbe werde eines ganzen Geschlechtes.

Salzburg, 4. Mai 1926. *Stefan Zweig*

III

In einem alten indischen Buch wird erzählt, wie ein Königssohn zu einer unglückverheißenden Stunde geboren wird und deshalb verstoßen und von Waldbewohnern aufgezogen wird. Er wächst heran in dem Wahn, Waldmensch zu sein. Bis ihn eines Tages Minister des Königs, der gestorben ist, aufsuchen und über seine Herkunft belehren. In diesem Augenblick hört die Wahnvorstellung auf, und er weiß, daß er ein König ist.

In solchem Wald hatten jahrzehntelang, bis in unser Jahrhundert hinein, die Gedanken der europäischen Menschen gehaust. Und ein Minister, der verkündete, daß der König gestorben sei, heißt Freud.

Die Macht, die die Gedanken der Menschen solange einseitig führte und auch drückte, waren der Naturalismus und der Materialismus. Das war eine kraftvolle Bewegung, man wird ihren Kern nicht verleumden. Es war mehr als eine vorübergehende Bewegung. Sie ist jetzt zurückgedrängt, und ihre Exzesse sind überwunden, aber sie wird wieder auftauchen und ihre Fruchtbarkeit zeigen. Da war der Kopf von Helmholtz, ein Entdecker und Fortführer. Da war die skeptische Klarheit und unerbittliche Nüchternheit von Rudolf Virchow, da konzipierte Ehrlich seine mächtigen Ideen. Wirklich Ungeheures hat die Naturwissenschaft dieser Periode unter solcher geistigen Führung geleistet, und die Technik, die jetzt die Wirtschaft beherrscht, fußt auf den Ergebnissen und Leistungen dieser Periode. Es ist kein Grund, diese Zeit zu verleumden.

Aber es gibt Dinge, an die diese Epoche nicht herankam. Da gibt es in der Welt etwas, es ist kurios zu sagen, was

sich nicht wägen lassen will, nicht messen lassen will, dem Seziermesser und dem Mikroskop entgleitet und doch die fabelhaftesten Wirkungen übt. Die ganze Weltgeschichte ist eine Leistung dieses nicht wägbaren, nicht meßbaren, unsichtbaren und schlüpfrigen Dinges. Es ist eigentümlich und geradezu herausfordernd, daß gerade die Sachen, auf die der Mensch am stolzesten ist, die ihn charakterisieren, Leistungen dieses unwägbaren, unmeßbaren Dinges sind. Es ist die Seele.

Da hatte eine freche Behauptung gelautet: Man kann die schärfsten astronomischen Fernrohre in den Raum richten, und man wird keinen Gott entdecken. Und eine andere: Man kann die Großhirnrinde und alle menschlichen Organe mikroskopieren; man wird nur Zellen und Fasern entdecken. Es war eine Lücke in diesem Denken. Welches Instrument sollte man gebrauchen in dieser instrumentwütigen Zeit? Keins. Nur den einfachen ruhigen und undogmatischen Blick.

Freud wuchs in der älteren Periode auf. Er trieb Gehirnanatomie, bediente sich des Mikroskops. Er war Neurologe wie viele andere. Versuchte sich zu komplettieren, in Paris und Nancy. Da lehrten Charcot und Bernheim. Was nun dieser Charcot war, hat Freud selbst geschildert: ein voller Mensch, kein Grübler, durchaus kein Denker, aber ein Seher. Charcot sah, das war sein Instrument, und gegen die deutschen Theoretiker hatte er unablässig die Rechte des Sehens zu verteidigen. Sie vertraten die Young-Helmholtzsche Theorie; er sagte: „Die Theorie ist gut, aber das hindert doch nicht, zu existieren."

Und was nun Freud hier auf einem kleinen Spezialterrain lernte, wurde entscheidend. Er gewöhnte sich zunächst ab, über die Hysterie zu lachen. Ich möchte feststellen, es geht die Fabel: In der Charité stand an einer großen Klinik vor zwanzig Jahren bei gewissen Fällen das geheimnisvolle Zeichen T. M. an der Tafel. T. M. hieß „total meschugge" und bezeichnete — den Hysterischen. Die Objektivität und Echtheit der hysterischen Erscheinungen stand in Paris fest, und allgemein, das war etwas Großartiges und weit Aus-

greifendes, stand fest: die Bedeutung seelischer Vorgänge auf die Bildung, die Erzeugung hysterischer Symptome. Wenn da noch irgend etwas unklar war, so mußte die Hypnose, die man bei Charcot übte, allen Zweifel beheben: grobe körperliche Erscheinungen, wie Lähmungen, ließen sich da als Erfolge von Vorstellungen nachweisen.

Jetzt saß der Wurm in Freud. Er war in die große Lücke der Zeit getreten. Er hat dann nicht mehr nach dem Mikroskop gegriffen. Vielleicht hätte ein anderer nun philosophiert und über die Zusammenhänge von Leib und Seele gegrübelt. Bekanntlich hängen in diesem Stacheldraht schon viele Denkerleichen. Es hätte sich dann nichts ergeben, und daß da vieles dunkel ist, wissen wir auch nach Freud. Er ist aber wie ein wackerer Mediziner seinen Weg fürbaß gezogen. Er war damals, nach Wien zurückgekehrt, noch kleiner Privatdozent. Später ist er Professor geworden, aber Professor nicht der Philosophie oder Theologie, sondern Professor der Medizin. Er hat es verdient.

Er hat es darum verdient, weil er Tausenden Kranken zu ihrem Recht verhalf, als Kranke zu gelten. Es gab viele genau beschriebene Krankheiten mit sogenanntem Organbefund. Und wer das Glück hat, solche Krankheit zu besitzen, wurde ernsthaft behandelt. Nichts hebt einen Kranken mehr in der Achtung des Arztes, als wenn er einen gut greifbaren Geschwulstknoten vorzeigt. Was tut man aber ohne Geschwulstknoten? Etwa bloß mit Kopfschmerzen? Oder wenn einer weinen muß und er gesteht selbst, er hat gar keinen Grund zu weinen, es geht ihm eigentlich ganz gut, auch zu Hause tut ihm keiner was. Da blieb nichts weiter übrig, ich meine früher, als ihm die Diagnose T. M. zu geben, ein Wort von erblicher Belastung zu murmeln, ihn mit Bromkali auf einem Zettel zu verjagen und sich im Geheimen zu denken: es ist doch eigentlich ein starkes Stück, womit einen die Leute belästigen; das sollte er eigentlich seiner Schwiegermutter erzählen, nicht mir. Aber die Kranken sind weiter unablässig zu den Ärzten gelaufen. Und schließlich haben die Ärzte nachgegeben: Sie haben die Augen aufgemacht.

Es muß festgestellt werden, daß Freud nicht Schüler Charcots blieb. Charcot zimmerte sein abgeschlossenes Hysteriegebäude nach gutem alten Muster und dabei blieb er stehen. Freud sah Fragen, sah Neuland, wuchs weg von Charcot und stand in dem Moment auf seinem Boden, wo er mit Breuer zusammen die Beobachtung machte: der Hysterische leidet größtenteils an Erinnerungen. Das war eine saubere und einfache psychologische Beobachtung. Jeder Menschenkenner hätte sie machen können. Aber die Menschenkenner kamen nicht an die Hysterie heran, und die Ärzte waren zu vornehm, um Menschenkenner zu sein. Denn es paßt sich nicht für einen Mediziner, zu erkennen, ohne vorher ein paar Karnickel zu schlachten. Das sind gewissermaßen Opfer für den Gott der Erkenntnis. Aber der Gott hört nicht immer. Es konnte nach dem Auftauchen Freuds ein großes Aufatmen unter den Meerschweinchen und Karnickeln beginnen. Ich habe gehört: es sind Deputationen dieser Tiergeschlechter nach Wien gegangen, zu Freuds Geburtstag, um ihrem großen Retter zu danken.

Der Hysterische leidet an Erinnerungen: damit geht es mit voller Fahrt ins Psychische hinein. Was gab es denn vorher für eine Psychologie, gab es keine? Oh, reichlich! Schon lange vor Freud gab es sogar Lehrstühle für Psychologie; ich glaube aber, er würde sich noch heute vergeblich um solchen Lehrstuhl bewerben. Die Psychologie da und seine würden sich nicht erkennen und voreinander erschrecken. Es werden da richtige und wichtige Dinge abgehandelt, aber es ist im ganzen nur wenig und nicht das Wesentliche von der Seele, was diese psychologischen Kollegs beschäftigt.

Die menschliche Seele war schon vor Jahrhunderten, da sie von den Psychologen und den Ärzten verstoßen war, auf eine große Wanderschaft gegangen. Sie war zu den Dichtern geflohen und auch zu den Pfarrern. Die waren recht lieblich mit ihr umgegangen. Der Pfarrer hatte sie an das Gebetbuch geführt. Der Dichter reichte ihr den Arm und ging mit ihr im Grünen spazieren. Freud ließ sie in sein Sprech-

zimmer eintreten, machte die Tür hinter ihr zu und sagte: „Legen Sie ab, gnädige Frau. Ja, bitte: ziehen Sie sich aus." Ich möchte bemerken, daß die Seele bis zum heutigen Tag über diesen Anruf erschrocken an der Tür stehengeblieben ist und noch nicht mehr als den Hut abgelegt hat.

Von 1892 bis jetzt 1926, also vierunddreißig Jahre, hat Freud sich um die Seele bemüht, praktiziert und gelehrt. Es hat sich um ihn ein wachsend großer Kreis von Schülern gebildet. Das Ganze ist eine Seefahrt: sie fahren auf dem Meer der menschlichen Seele; sie loten, prüfen Wind und Wellen, Eigenart des Wassers in seinen Tiefen. Das Meer ist groß, größer als irgendein Ozean, und ich möchte nicht verhehlen, daß ich manchmal den Eindruck habe, nicht alle Schüler wissen, welch beispiellos riesengroßes Wesen sie da befahren. Es kommen sich manche schon sehr wissend vor. Man wird leicht übermütig, wenn man dauernd ein und dieselbe Route befährt. Von Freud selbst liegen zehn starke Bände vor, die noch nicht alles umfassen. Das ist eine vorläufige Rekognoszierung des neu betretenen Terrains, jener Lücke, von der ich sprach. Was er da vorträgt, ist für die Medizin etwas ganz Ungewöhnliches; man hat sich aber jetzt schon daran gewöhnt. Seine Krankengeschichten, wie sehen sie aus? Er sagt selbst: „Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektrodiagnostik erzogen worden, und es berührt mich selbst eigentümlich, daß die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen zu lesen sind und daß sie sozusagen des ernsten Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren. Ich muß mich aber damit trösten, daß für dies Ergebnis die Natur des Gegenstandes offenbar eher verantwortlich zu machen ist als meine Vorliebe. Lokaldiagnostik und elektrische Reaktion kommen bei dem Studium der Hysterie eben nicht zur Geltung, während eine eingehende Darstellung der seelischen Vorgänge, wie man sie vom Dichter zu erhalten gewohnt ist, mir gestattet, doch eine Art von Einsicht in den Hergang des Leidens zu gewinnen. Solche Krankengeschichten haben vor psychiatrischen eines voraus, nämlich die innige Beziehung zwischen Leidens-

geschichte und Krankheitssymptom, nach welchen wir in den Biographien der Psychosen noch vergebens suchen." Man beachte den einfachen klaren Stil, es ist gar kein Stil; er sagt ungekünstelt und phrasenlos, was er meint; so spricht einer, der etwas weiß.

Freud, in das Seelengebiet einrückend, stellte zunächst das Allergröbste fest, und das war, daß es etwas Unbewußtes gibt. Es ist ihm eigentümlich gegangen: links hat er an die Dichter gestoßen, rechts die Philosophen verärgert, vorne den Ärzten auf die Hacken getreten. Es waren gar keine Worte da für das, was Freud meinte und was er auch sah im Seelischen. Sagen mußte er es. Woher nehmen und nicht stehlen? Da stahl er. Von den Philosophen das Unbewußte. Die meinten damit Mancherlei, Unsicheres, worüber sie disputierten. Freud meinte nur einen ganz gewöhnlichen seelischen Tatbestand, der täglich vor seine Augen trat. Die nähere Bestimmung und Aufklärung des beobachteten Tatbestandes, sagte er, wird sich schon beim Arbeiten mit dem Begriff ergeben. Das ist so: erst nimmt man einem das Geld und gebraucht es; nachher wird sich schon herausstellen, wem es gehört. Aber die Methode hat sich bewährt, ich meine in der Wissenschaft.

Es lichtete sich vieles von den Zwangsneurosen, Angstneurosen, paranoischen Zuständen. Es wurde vor allem deutlich, daß unterirdisch in uns eine Art Gedächtnis verläuft, ein aktives Gedächtnis, das uns mit Instinkten belädt und bis auf Urväterzeiten zurückgeht. Er findet: Ebenso wenig wie der Körper von heute auf morgen gemacht ist, von jeder Mutter selbständig neu geboren wird, sondern eine ungeheure Tiergeschichte hinter ihm steht, so wird die Seele nicht in jedem Fall neu aufgebaut. Die Seele hat ebenso eine ungeheure Vergangenheit, sie hat ja schließlich diesen Körper beseelt, und bis in die Tierzeit hinein senkt sie ihre Wurzeln. So hat Freud ein Stück Historie der Seele bloßgelegt. Er ist ins Traumreich vorgestoßen, hat da das eigentümliche archaische Denken erkannt, das Denken in Symbolen, die merkwürdigen Verdichtungen, die Zeitverschiebungen. Freud als Historiker der Seele: hier vornehmlich hat er Dinge geleistet, — man

kann im einzelnen sagen, was man will, — die sich sehen lassen können und die sich im Kern mit jeder Sicherheit behaupten werden. Er hat da bei seinen Kranken, nur sich der Augen und des ruhigen Nachdenkens bedienend, die wunderbare Entdeckung gemacht, die später von anderer Seite her gestützt wurde, von der Übereinstimmung zwischen dem Seelenleben wilder Völker und mancher Neurotiker. Hier ist überall von ihm der erste Spatenstoß getan; kleine Schürfungen, ja schneidige Kavallerieritte in dies Gebiet hinein haben schon andere getan; der Name Nietzsches, des Genealogen der Moral, ist nicht zu vergessen.

Zuletzt ist Freud auf seine Weise auf Exkursionen gegangen, ins Biologische hinein. Denn nun steht die Sache schon so, daß nicht mehr wie vor dreißig Jahren die Anatomie und Physiologie Seelenvorgänge „erklärt", sondern daß biologische Daten, Lebensbewegungen elementarer Art begreifbar werden durch Daten, die man aus unserem eigenen Seelenleben herausgeholt.

All diese Erkenntnisse hat Freud ständig aus der Praxis, aus der Beobachtung lebender Menschen geschöpft. Er hat die Erkenntnis ständig zurück in die Praxis fließen lassen. Das ist die psychoanalytische Behandlung Freuds. Es ist eine ganz originelle Methode. Es soll da der Mensch, also der Kranke, aus dem Nigger und Kannibalen in eine zivilisierte Person umgewandelt werden. Man wird zugeben, daß das eine ganz besondere Aufgabe ist, und daß dazu ganz besondere Hilfsmittel notwendig sind. Mit Beichte ist es nicht getan. Freiwillig wird überhaupt ein Kannibale nicht zivilisierter Mensch. Schwere Widerstände sind zu brechen; es kommt zu starken Erschütterungen des Seelenlebens. Dabei wird nicht hypnotisiert, nicht grob suggeriert, sondern nur geführt, aufgedeckt und unermüdlich gedrängt. Ich bin, nebenbei bemerkt, der Meinung, daß es einer besonderen Analyse bedürfte, um festzustellen, was eigentlich diese ausgeübte Analyse ist. Aber daß sie, in dieser oder jener Form, orthodox oder liberal geübt, starke und fördernde Wirkung hat in einem bestimmten Kreis von Fällen, ist sicher.

Wie anders übrigens ist diese Methode als die der früheren oder der übrigen Ärzte. Früher hatte ein Patient Husten, das war aber gar kein Husten, das war eine Bronchitis acuta oder chronica, oder gar ein Emphysem, und damit war der Husten der Kenntnis des Mannes entzogen. Er war ihm gewissermaßen geraubt. Der Mann war um seinen Husten gekommen. Und dann die Zauberformeln der Rezepte und die Untersuchungen: das sind ja beinah hierarchische und liturgische Prozeduren. Ein Rezept, selbst wenn nur Brusttee in lateinischer Sprache darauf steht, hat etwas Geheimnisvolles und aristokratisch Abweisendes an sich. Das Vertrauen, das der Patient dem Arzt schenken soll, kann nur Vertrauen in die geheimnisvolle Macht des Arztes und der Wissenschaft hinter dem Arzte sein. Also es liegt eine Art Unterwerfung und magischer Gläubigkeit vor. Bei jeder Seelenarbeit aber von Arzt und Patient heißt es, mit offenen Karten spielen. Man spricht deutsch, nicht einseitig lateinisch, und in jedem Sinne hat man deutsch miteinander zu sprechen. Das ist etwas Demokratisches. Ich finde, das hat etwas Wohltuendes, und schon diese Art des Umgangs von Arzt und Patient ist befreiend und ein Gewinn.

Wie soll ich nun zum Schluß Freud loben. Er hat große Anfeindungen Zeit seines Lebens erfahren, manche seiner Schüler haben aus seinen Lehren eine Art Konfession gemacht, er selbst aber hat sich durch kein Dogma binden lassen und weiß, daß die geistigen Dinge im Fluß bleiben müssen. Freud ist, wie man sagte, ein großer Beleber, Beweger, Heraufführer der neuen Zeit. Ich nannte ihn den Minister, der dem Waldmenschen anzeigte, daß er ein König sei. Er beseitigte den Irrtum; der Waldmensch mußte aber schon selbst König sein. Es gibt, recht gesehen, überhaupt keine Beleber und Beweger. Das Leben und was wahrhaft lebendig ist, ist immer massenhaft da und bedarf nur eines Hervorrufes. So sind alle guten und wahrhaft wichtigen Dinge: sie sind massenhaft verbreitet, das Neue muß immer in dieser Weise vorbereitet sein, einen Boden finden, sonst nützt — es ist tragisch, aber nicht zu bestreiten, — sonst nützt der genialste Gedanke

nichts und das stärkste Führertalent zerbricht. Da hat Freud ein großes Glück gehabt. Vor ihm und Zeit seines Lebens um ihn herum sind ähnliche Gedanken gewachsen, sind Bewegungen aufgetaucht, die man mit ihm in Zusammenhang gebracht hat. Es sind Triebe aus derselben Wurzel. Er war einer der frühsten und kräftigsten Triebe. Man widerstrebe dieser Auffassung nicht. Man sehe sich die berühmtesten Namen an, etwa Napoleon, oder von heute Lenin. So gewaltig die Männer waren, so weit sie durchschlagend wirkten, sind sie nur mächtige Anfacher gewesen. Erfüller ihrer Zeit.

Es ist da der Unterschied zwischen dem Blasebalg und dem Feuer. Das Feuer muß brennen, damit der Blasebalg wirkt. Große Männer sind die, die ein wirkliches echtes Feuer zu einem weiten und allgemeinen anfachen. Solch Blasebalg ist Freud.

Ich will da eine Meinung besonders erwähnen, die mir am Herzen liegt, die Meinung: Freud habe die Dichtung beeinflußt oder werde sie beeinflussen. Man hat gesagt: die Freudsche Tiefenpsychologie wird eine Tiefendichtung zur Folge haben. Ein kompletter Unsinn. Noch immer hat Dostojewski vor Freud gelebt, haben Ibsen und Strindberg vor Freud geschrieben. Und wir wissen ja, Freud hat selbst an ihnen gelernt und an ihnen demonstriert. Die Unterschiede sind nicht: Tiefendichter und Flächendichter, sondern: gute Dichter und schlechte Dichter. Die guten haben ihre Intuition, die macht alle Anleihen überflüssig; und den schlechten ist so und so nicht zu helfen.

Wie aber sogar die Grundwahrheit Freuds selbst, die von der Seele, den Dichtern, wenn auch nicht den Wissenschaftlern, bekannt war, wie diese solide Wahrheit und Dinge darüber hinaus sich sogar in der strengsten naturalistischen Zeit bei den Dichtern lebendig erhielten, zeigt Walt Whitman. Einmal singt er:

„Verlangte jemand, die Seele zu sehen? / So sieh deine eigene Gestalt und dein Antlitz, Menschen, Stoffe, Tiere, die Bäume, die fließenden Ströme, die Felsen, den Sand am Meer / Sie alle ent-

halten geistige Freuden und geben sie hernach wieder frei / Dein wahrer Leib und jeglichen Mannes und Weibes wahrer Leib. / So treu, wie die Typen, die der Setzer setzt, ihren Abdruck prägen, die Bedeutung, der wesentliche Sinn / Genau so treu prägt eines Mannes Wesen und Leben oder eines Weibes Wesen und Leben sich in Leib und Seele aus / Einerlei, ob vor oder nach dem Tode / Siehe, der Leib enthält und ist die Bedeutung, der wesentliche Sinn, und enthält und ist die Seele."

Das greift über die Wissenschaft hinaus und ist noch lange nicht für eine heutige Wissenschaft erfaßbar. Die Dichtung ist aber allgemein und überhaupt ein sehr mißachtetes, großartiges Wissensreservoir der Menschen. Eine Quelle, kein Nebenfluß.

Man hat Freud verargt, daß er, der im Seelischen die enorme Wirksamkeit einer gesellschaftlichen Zensur fand, daß er nicht den Schritt aus dem Sprechzimmer heraus machte und auf den Plan trat, um im Sozialen, Pädagogischen oder wie sonst die Gesellschaft zu verändern. Warum hat er dies alles gesehen und hat nicht verändert und zerstört? Man braucht nur die Bilder, die Photographien Freuds in verschiedenen Lebensaltern zu sehen, um sich die Frage zu beantworten. Immer erkennt man den Beobachter, einen deutlich mißtrauischen und skeptischen Menschen, einen Pessimisten. Er teilt nicht den Aberglauben an den großen Wert menschlicher Einrichtungen, an den Wert für die wirkliche Veränderung der Seele. Er wäre kein Kenner der menschlichen Seele, wenn er glaubte, mit irgendwelchen raschen Änderungen im Sozialen ließe sich Entscheidendes an der menschlichen Seele ändern. Er ist in dieser Skepsis und Zurückhaltung völlig identisch etwa mit Tolstoi.

Glaube man nun aber nicht, daß nach Abklingen des materialistischen Zeitalters auf die materialistische Überschätzung der Tatsachen und Einrichtungen ein Quietismus, ein wonniges Planschen in Seele und Lyrik folge. Mögen Dunkelmänner nicht glauben, die angenehme Dämmerung für sie sei gekommen. Mögen diejenigen nicht Morgenluft wittern, die in der vergangenen Periode niedergekämpft sind und denken, sich jetzt wieder zu erheben. Im Gegenteil, die

menschliche Kraft, Verantwortung und Entschlossenheit, auf ihren Boden zurückgeführt, wird sich jetzt heftiger als je fühlen. Jetzt heißt es wie nur je: wir haben unsere Sache auf uns gestellt. Wahrhaftig, die Zeit der Flauheit und des Defaitismus ist gründlich vorbei.

In zwiefacher Hinsicht lobe ich Freud — und ein Stück ist da so gut wie das andere. Als einen Wohltäter der Menschheit, der breit die Türe zu dem Krankheitsherd vieler Leiden geöffnet hat. Und dann als Geistesführer, als einen, der in Europa am frühesten wieder in der Wissenschaft das Königsgebiet der Seele betrat.

Da muß es mir fern sein, einer kalten Bewunderung Ausdruck zu geben, von großen Leistungen zu sprechen, Farben zu beschnüffeln und Details zu bekritteln. Mit Zustimmung und Herzlichkeit, mit Liebe treten wir vor Sigmund Freud. Und wünschen ihm und uns zu seinem siebzigsten Geburtstag Glück.

Alfred Döblin

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Zeitgenossen über die psychoanalytische Bewegung

„. . . Gelegenheit, dem Schöpfer der psychoanalytischen Bewegung, Sigmund Freud, zu seinem 70. Geburtstag meine Ehrerbietung zu erweisen. Ich sehe in dieser Bewegung, weit über alles Medizinische hinaus, eine geistige Erschütterung, deren Wellen heute überall hinreichen, und ein Hauptelement jener allgemeinen Revolution, die im Begriff ist, das Weltbild und Lebensgefühl des europäischen Menschen bis in den Grund zu ändern . . .“ (Thomas Mann in einem Briefe an die „Deutsche Psychoanalytitsche Gesellschaft in Berlin“.)

„. . . Die kommenden hundert Jahre werden in der Hauptsache das Jahrhundert der angewandten Psychologie sein. Das größte Versprechen der heutigen Wissenschaft ist die neue Erforschung der menschlichen Motive, die Psychoanalyse. Alle unsere Anschauungen werden durch die Entdeckungen der Psychoanalyse von Grund aus geändert.

(H. G. Wells in „The American Magacine“.)

Vergänglichkeit

von

Sigm. Freud

Aus dem im Druck befindlichen XI. Band der „Gesammelten Schriften". (Diese Skizze wurde im November 1915 geschrieben auf Aufforderung des Berliner Goethebundes für das von ihm — mit Bestimmung des Reinertrages für die Errichtung von Volksbüchereien in Ostpreußen — herausgegebene Gedenkbuch „Das Land Goethes", das 1916 bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschien.)

Vor einiger Zeit machte ich in Gesellschaft eines schweigsamen Freundes und eines jungen, bereits rühmlich bekannten Dichters einen Spaziergang durch eine blühende Sommerlandschaft. Der Dichter bewunderte die Schönheit der Natur um uns, aber ohne sich ihrer zu erfreuen. Ihn störte der Gedanke, daß all diese Schönheit dem Vergehen geweiht war, daß sie im Winter dahingeschwunden sein werde, aber ebenso jede menschliche Schönheit und alles Schöne und Edle, was Menschen geschaffen haben und schaffen könnten. Alles, was er sonst geliebt und bewundert hätte, schien ihm entwertet durch das Schicksal der Vergänglichkeit, zu dem es bestimmt war.

Wir wissen, daß von solcher Versenkung in die Hinfälligkeit alles Schönen und Vollkommenen zwei verschiedene seelische Regungen ausgehen können. Die eine führt zu dem schmerzlichen Weltüberdruß des jungen Dichters, die andere zur Auflehnung gegen die behauptete Tatsächlichkeit. Nein, es ist unmöglich, daß all diese Herrlichkeiten der Natur und der Kunst, unserer Empfindungswelt und der Welt draußen, wirklich in Nichts zergehen sollten. Es wäre zu unsinnig und zu frevelhaft, daran zu glauben. Sie müssen in irgendeiner Weise fortbestehen können, allen zerstörenden Einflüssen entrückt.

Allein diese Ewigkeitsforderung ist zu deutlich ein Erfolg unseres Wunschlebens, als daß sie auf einen Realitätswert

Anspruch erheben könnte. Auch das Schmerzliche kann wahr sein. Ich konnte mich weder entschließen, die allgemeine Vergänglichkeit zu bestreiten, noch für das Schöne und Vollkommene eine Ausnahme zu erzwingen. Aber ich bestritt dem pessimistischen Dichter, daß die Vergänglichkeit des Schönen eine Entwertung desselben mit sich bringe.

Im Gegenteil, eine Wertsteigerung! Der Vergänglichkeitswert ist ein Seltenheitswert in der Zeit. Die Beschränkung in der Möglichkeit des Genusses erhöht dessen Kostbarkeit. Ich erklärte es für unverständlich, wie der Gedanke an die Vergänglichkeit des Schönen uns die Freude an demselben trüben sollte. Was die Schönheit der Natur betrifft, so kommt sie nach jeder Zerstörung durch den Winter im nächsten Jahre wieder, und diese Wiederkehr darf im Verhältnis zu unserer Lebensdauer als eine ewige bezeichnet werden. Die Schönheit des menschlichen Körpers und Angesichts sehen wir innerhalb unseres eigenen Lebens für immer schwinden, aber diese Kurzlebigkeit fügt zu ihren Reizen einen neuen hinzu. Wenn es eine Blume gibt, welche nur eine einzige Nacht blüht, so erscheint uns ihre Blüte darum nicht minder prächtig. Wie die Schönheit und Vollkommenheit des Kunstwerks und der intellektuellen Leistung durch deren zeitliche Beschränkung entwertet werden sollte, vermochte ich ebensowenig einzusehen. Mag eine Zeit kommen, wenn die Bilder und Statuen, die wir heute bewundern, zerfallen sind, oder ein Menschengeschlecht nach uns, welches die Werke unserer Dichter und Denker nicht mehr versteht, oder selbst eine geologische Epoche, in der alles Lebende auf der Erde verstummt ist, der Wert all dieses Schönen und Vollkommenen wird nur durch seine Bedeutung für unser Empfindungsleben bestimmt, braucht dieses selbst nicht zu überdauern und ist darum von der absoluten Zeitdauer unabhängig.

Ich hielt diese Erwägungen für unanfechtbar, bemerkte aber, daß ich dem Dichter und dem Freunde keinen Eindruck gemacht hatte. Ich schloß aus diesem Mißerfolg auf die Einmengung eines starken affektiven Moments, welches ihr Urteil trübte, und glaubte dies auch später gefunden zu haben.

Es muß die seelische Auflehnung gegen die Trauer gewesen sein, welche ihnen den Genuß des Schönen entwertete. Die Vorstellung, daß dieses Schöne vergänglich sei, gab den beiden Empfindsamen einen Vorgeschmack der Trauer um seinen Untergang, und da die Seele von allem Schmerzlichen instinktiv zurückweicht, fühlten sie ihren Genuß am Schönen durch den Gedanken an dessen Vergänglichkeit beeinträchtigt.

Die Trauer über den Verlust von etwas, das wir geliebt oder bewundert haben, erscheint dem Laien so natürlich, daß er sie für selbstverständlich erklärt. Dem Psychologen aber ist die Trauer ein großes Rätsel, eines jener Phänomene, die man selbst nicht klärt, auf die man aber anderes Dunkle zurückführt. Wir stellen uns vor, daß wir ein gewisses Maß von Liebesfähigkeit, genannt Libido, besitzen, welches sich in den Anfängen der Entwicklung dem eigenen Ich zugewendet hatte. Später, aber eigentlich von sehr frühe an, wendet es sich vom Ich ab und den Objekten zu, die wir solcher Art gewissermaßen in unser Ich hineinnehmen. Werden die Objekte zerstört oder gehen sie uns verloren, so wird unsere Liebesfähigkeit (Libido) wieder frei. Sie kann sich andere Objekte zum Ersatz nehmen oder zeitweise zum Ich zurückkehren. Warum aber diese Ablösung der Libido von ihren Objekten ein so schmerzhafter Vorgang sein sollte, das verstehen wir nicht und können es derzeit aus keiner Annahme ableiten. Wir sehen nur, daß sich die Libido an ihre Objekte klammert und die verlorenen auch dann nicht aufgeben will, wenn der Ersatz bereit liegt. Das also ist die Trauer.

Die Unterhaltung mit dem Dichter fand im Sommer vor dem Kriege statt. Ein Jahr später brach der Krieg herein und raubte der Welt ihre Schönheiten. Er zerstörte nicht nur die Schönheit der Landschaften, die er durchzog, und die Kunstwerke, an die er auf seinem Wege streifte, er brach auch unseren Stolz auf die Errungenschaften unserer Kultur, unseren Respekt vor so vielen Denkern und Künstlern, unsere Hoffnungen auf eine endliche Überwindung der Verschiedenheiten unter Völkern und Rassen. Er beschmutzte die erhabene Unparteilichkeit unserer Wissenschaft, stellte unser

Triebleben in seiner Nacktheit bloß, entfesselte die bösen Geister in uns, die wir durch die Jahrhunderte währende Erziehung von seiten unserer Edelsten dauernd gebändigt glaubten. Er machte unser Vaterland wieder klein und die andere Erde wieder fern und weit. Er raubte uns so vieles, was wir geliebt hatten, und zeigte uns die Hinfälligkeit von manchem, was wir für beständig gehalten hatten.

Es ist nicht zu verwundern, daß unsere an Objekten so verarmte Libido mit um so größerer Intensität besetzt hat, was uns verblieben ist, daß die Liebe zum Vaterland, die Zärtlichkeit für unsere Nächsten und der Stolz auf unsere Gemeinsamkeiten jäh verstärkt worden sind. Aber jene anderen, jetzt verlorenen Güter, sind sie uns wirklich entwertet worden, weil sie sich als so hinfällig und widerstandsunfähig erwiesen haben? Vielen unter uns scheint es so, aber ich meine wiederum, mit Unrecht. Ich glaube, die so denken und zu einem dauernden Verzicht bereit scheinen, weil das Kostbare sich nicht als haltbar bewährt hat, befinden sich nur in der Trauer über den Verlust. Wir wissen, die Trauer, so schmerzhaft sie sein mag, läuft spontan ab. Wenn sie auf alles Verlorene verzichtet hat, hat sie sich auch selbst aufgezehrt, und dann wird unsere Libido wiederum frei, um sich, insofern wir noch jung und lebenskräftig sind, die verlorenen Objekte durch möglichst gleich kostbare oder kostbarere neue zu ersetzen. Es steht zu hoffen, daß es mit den Verlusten dieses Krieges nicht anders gehen wird. Wenn erst die Trauer überwunden ist, wird es sich zeigen, daß unsere Hochschätzung der Kulturgüter unter der Erfahrung von ihrer Gebrechlichkeit nicht gelitten hat. Wir werden alles wieder aufbauen, was der Krieg zerstört hat, vielleicht auf festerem Grund und dauerhafter als vorher.

Zur Psychologie des Gymnasiasten

von

Sigm. Freud

Aus dem im Druck befindlichen XI. Band der „Gesammelten Schriften". (Diese Skizze erschien im Oktober 1914 in der Festschrift, die das „K. k. Erzherzog-Rainer-Realgymnasium" in Wien — ehemals „Leopoldstädter Kommunalreal- und Obergymnasium", heute „Bundesrealgymnasium im II. Bezirk" — anläßlich der Vollendung des fünfzigsten Jahres seines Bestehens veröffentlichte. Der Verfasser war Schüler der genannten Anstalt gewesen.)

Man hat ein sonderbares Gefühl, wenn man in so vorgerückten Jahren noch einmal den Auftrag erhält, einen „deutschen Aufsatz" für das Gymnasium zu schreiben. Man gehorcht aber automatisch wie jener ausgediente Soldat, der auf das Kommando „Habt Acht" die Hände an die Hosennaht anlegen und seine Päckchen zu Boden fallen lassen muß. Es ist merkwürdig, wie bereitwillig man zugesagt hat, als ob sich in dem letzten Halbjahrhundert nichts Besonderes geändert hätte. Man ist doch alt geworden seither, steht knapp vor dem sechzigsten Lebensjahr, und Körpergefühl wie Spiegel zeigen unzweideutig an, wieviel man von seinem Lebenslicht bereits heruntergebrannt hat.

Noch vor zehn Jahren etwa konnte man Momente haben, in denen man sich plötzlich wieder ganz jung fühlte. Wenn man, bereits graubärtig und mit allen Lasten einer bürgerlichen Existenz beladen, durch die Straßen der Heimatstadt ging, begegnete man unversehens dem einen oder anderen wohlerhaltenen älteren Herrn, den man fast demütig begrüßte, weil man einen seiner Gymnasiallehrer in ihm erkannt hatte. Dann aber blieb man stehen und sah ihm versonnen nach: Ist er das wirklich oder nur jemand, der ihm so täuschend ähnlich ist? Wie jugendlich sieht er doch aus und du bist selbst so alt geworden! Wie alt mag er heute wohl sein? Ist es möglich, daß diese Männer, die uns damals die Erwachsenen repräsentierten, um so weniges älter waren als wir?

Die Gegenwart war dann wie verdunkelt und die Lebensjahre von zehn bis achtzehn stiegen aus den Winkeln des Gedächtnisses

empor mit ihren Ahnungen und Irrungen, ihren schmerzhaften Umbildungen und beseligenden Erfolgen, die ersten Einblicke in eine untergegangene Kulturwelt, die wenigstens mir später ein unübertroffener Trost in den Kämpfen des Lebens werden sollte, die ersten Berührungen mit den Wissenschaften, unter denen man glaubte wählen zu können, welcher man seine — sicherlich unschätzbaren — Dienste weihen würde. Und ich glaubte mich zu erinnern, daß die ganze Zeit von der Ahnung einer Aufgabe durchzogen war, die sich zuerst nur leise andeutete, bis ich sie in dem Maturitätsaufsatze in die lauten Worte kleiden konnte, ich wollte in meinem Leben zu unserem menschlichen Wissen einen Beitrag leisten.

Ich bin dann Arzt geworden, aber eigentlich doch eher Psychologe, und konnte eine neue psychologische Disziplin schaffen, die sogenannte „Psychoanalyse", welche gegenwärtig Ärzte und Forscher in nahen wie in fernen fremdsprachigen Ländern in Atem hält und zu Lob und Tadel aufregt, die des eigenen Vaterlandes natürlich am geringsten.

Als Psychoanalytiker muß ich mich mehr für affektive als für intellektuelle Vorgänge, mehr für das unbewußte als für das bewußte Seelenleben interessieren. Meine Ergriffenheit bei der Begegnung mit meinem früheren Gymnasialprofessor mahnt mich, ein erstes Bekenntnis abzulegen: Ich weiß nicht, was uns stärker in Anspruch nahm und bedeutsamer für uns wurde, die Beschäftigung mit den uns vorgetragenen Wissenschaften oder die mit den Persönlichkeiten unserer Lehrer. Jedenfalls galt den letzteren bei uns allen eine niemals aussetzende Unterströmung, und bei vielen führte der Weg zu den Wissenschaften nur über die Personen der Lehrer; manche blieben auf diesem Weg stecken und einigen ward er auf solche Weise — warum sollen wir es nicht eingestehen? — dauernd verlegt.

Wir warben um sie oder wandten uns von ihnen ab, imaginierten bei ihnen Sympathien oder Antipathien, die wahrscheinlich nicht bestanden, studierten ihre Charaktere und bildeten oder verbildeten an ihnen unsere eigenen. Sie riefen unsere stärksten Auflehnungen hervor und zwangen uns zur vollständigen Unterwerfung; wir spähten nach ihren kleinen Schwächen und waren stolz auf ihre großen Vorzüge, ihr Wissen und ihre Gerechtigkeit. Im Grunde liebten wir sie sehr, wenn sie uns irgendeine Begründung dazu gaben; ich weiß nicht, ob alle unsere Lehrer dies bemerkt haben. Aber es ist nicht zu leugnen, wir waren in einer

ganz besonderen Weise gegen sie eingestellt, in einer Weise, die ihre Unbequemlichkeiten für die Betroffenen haben mochte. Wir waren von vornherein gleich geneigt zur Liebe wie zum Haß, zur Kritik wie zur Verehrung gegen sie. Die Psychoanalyse nennt eine solche Bereitschaft zu gegensätzlichem Verhalten eine ambivalente; sie ist auch nicht verlegen, die Quelle einer solchen Gefühlsambivalenz nachzuweisen.

Sie hat uns nämlich gelehrt, daß die für das spätere Verhalten des Individuums so überaus wichtigen Affekteinstellungen gegen andere Personen in ungeahnt früher Zeit fertig gemacht werden. Schon in den ersten sechs Jahren der Kindheit hat der kleine Mensch die Art und den Affektton seiner Beziehungen zu Personen des nämlichen und des anderen Geschlechts festgelegt, er kann sie von da an entwickeln und nach bestimmten Richtungen umwandeln, aber nicht mehr aufheben. Die Personen, an welche er sich in solcher Weise fixiert, sind seine Eltern und Geschwister. Alle Menschen, die er später kennen lernt, werden ihm zu Ersatzpersonen dieser ersten Gefühlsobjekte (etwa noch der Pflegepersonen neben den Eltern) und ordnen sich für ihn in Reihen an, die von den „Imagines", wie wir sagen, des Vaters, der Mutter, der Geschwister usw. ausgehen. Diese späteren Bekanntschaften haben also eine Art von Gefühlserbschaft zu übernehmen, sie stoßen auf Sympathien und Antipathien, zu deren Erwerbung sie selbst nur wenig beigetragen haben; alle spätere Freundschafts- und Liebeswahl erfolgt auf Grund von Erinnerungsspuren, welche jene ersten Vorbilder hinterlassen haben.

Von den Imagines einer gewöhnlich nicht mehr im Gedächtnis bewahrten Kindheit ist aber keine für den Jüngling und Mann bedeutungsvoller als die seines Vaters. Organische Notwendigkeit hat in dies Verhältnis eine Gefühlsambivalenz eingeführt, als deren ergreifendsten Ausdruck wir den griechischen Mythus vom König Ödipus erfassen können. Der kleine Knabe muß seinen Vater lieben und bewundern, er scheint ihm das stärkste, gütigste und weiseste aller Geschöpfe; ist doch Gott selbst nur eine Erhöhung dieses Vaterbildes, wie es sich dem frühkindlichen Seelenleben darstellt. Aber sehr bald tritt die andere Seite dieser Gefühlsrelation hervor. Der Vater wird auch als der übermächtige Störer des eigenen Trieblebens erkannt, er wird zum Vorbild, das man nicht nur nachahmen, sondern auch beseitigen will, um seine Stelle selbst einzunehmen. Die zärtliche und die feindselige Regung gegen den Vater bestehen nun nebeneinander fort, oft durch das ganze Leben

hindurch, ohne daß die eine die andere aufheben könnte. In einem solchen Nebeneinander der Gegensätze liegt der Charakter dessen, was wir eine Gefühlsambivalenz heißen.

In der zweiten Hälfte der Kindheit bereitet sich eine Veränderung dieses Verhältnisses zum Vater vor, deren Bedeutung man sich nicht großartig genug vorstellen kann. Der Knabe beginnt aus seiner Kinderstube in die reale Welt draußen zu schauen, und nun muß er die Entdeckungen machen, welche seine ursprüngliche Hochschätzung des Vaters untergraben und seine Ablösung von diesem ersten Ideal befördern. Er findet, daß der Vater nicht mehr der Mächtigste, Weiseste, Reichste ist, er wird mit ihm unzufrieden, lernt ihn kritisieren und sozial einordnen und läßt ihn dann gewöhnlich schwer für die Enttäuschung büßen, die jener ihm bereitet hat. Alles Hoffnungsvolle, aber auch alles Anstößige, was die neue Generation auszeichnet, hat diese Ablösung vom Vater zur Bedingung.

In diese Phase der Entwicklung des jungen Menschen fällt sein Zusammentreffen mit den Lehrern. Wir verstehen jetzt unser Verhältnis zu unseren Gymnasialprofessoren. Diese Männer, die nicht einmal alle selbst Väter waren, wurden uns zum Vaterersatz. Darum kamen sie uns, auch wenn sie noch sehr jung waren, so gereift, so unerreichbar erwachsen vor. Wir übertrugen auf sie den Respekt und die Erwartungen von dem allwissenden Vater unserer Kindheitsjahre und dann begannen wir, sie zu behandeln wie unsere Väter zu Hause. Wir brachten ihnen die Ambivalenz entgegen, die wir in der Familie erworben hatten, und mit Hilfe dieser Einstellung rangen wir mit ihnen, wie wir mit unseren leiblichen Vätern zu ringen gewohnt waren. Ohne Rücksicht auf die Kinderstube und das Familienhaus wäre unser Benehmen gegen unsere Lehrer nicht zu verstehen, aber auch nicht zu entschuldigen.

Noch andere und kaum weniger wichtige Erlebnisse hatten wir als Gymnasiasten mit den Nachfahren unserer Geschwister, mit unseren Kameraden, aber diese sollen auf einem anderen Blatt beschrieben werden. Das Jubiläum der Schule hält unsere Gedanken bei den Lehrern fest.

Psychoanalyse und Kurpfuscherei

von

Sigm. Freud

Die folgenden Bruchstücke sind der anfangs September 1926 im „Internationalen Psychoanalytischen Verlag" erscheinenden neuesten Schrift Sigm. Freuds, „Die Frage der Laienanalyse, Unterredungen mit einem Unparteiischen", entnommen. Das Buch enthält mehr, als der Titel verrät. Der Begründer der Psychoanalyse nimmt nicht nur Stellung zu der jetzt aktuell gewordenen Frage, ob die Handhabung der von ihm geschaffenen Therapie den Medizinern vorbehalten bleiben soll, sondern gibt wieder in knappen Zügen eine Darstellung seiner Lehre, sowohl der tiefenpsychologischen Ergebnisse, als ihrer praktischen Anwendung bei der analytischen Bekämpfung von Neurosen und Charakterstörungen. Diesmal wendet sich die Darstellung der Psychoanalyse nicht an ein gelehrtes Publikum, sondern — in Dialogform, lehrend, Vorurteile auflösend und diskutierend — gleichsam an einen als einflußreich angenommenen Mitbürger, in dessen Gesichtskreis die Psychoanalyse jetzt als Objekt der Gesetzgebung und der Gesetzesanwendung gerückt ist. Insbesondere die konkreten Vorgänge während der analytischen Kur werden eingehender verdeutlicht, als es in sonstigen gemeinverständlichen Darstellungen bisher geschah. — Die hier wiedergegebenen Bruchstücke sind dem letzten Teile des Buches entnommen, der die im Titel angeführte „Laienfrage" selbst behandelt.

Ein historisches Anrecht auf den Alleinbesitz der Analyse haben die Ärzte nicht, vielmehr haben sie bis vor kurzem alles aufgeboten, von der seichtesten Spötterei bis zur schwerwiegendsten Verleumdung, um ihr zu schaden. Sie werden mit Recht antworten, das gehört der Vergangenheit an und braucht die Zukunft nicht zu beeinflussen. Ich bin einverstanden, aber ich fürchte, die Zukunft wird anders sein, als Sie sie vorhergesagt haben.

Erlauben Sie, daß ich dem Wort „Kurpfuscher" den Sinn gebe, auf den es Anspruch hat an Stelle der legalen Bedeutung. Für das Gesetz ist der ein Kurpfuscher, der Kranke behandelt,

ohne sich durch den Besitz eines staatlichen Diploms als Arzt ausweisen zu können. Ich würde eine andere Definition bevorzugen: Kurpfuscher ist, wer eine Behandlung unternimmt, ohne die dazu erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten zu besitzen. Auf dieser Definition fußend, wage ich die Behauptung, daß — nicht nur in den europäischen Ländern — die Ärzte zu den Kurpfuschern in der Analyse ein überwiegendes Kontingent stellen. Sie üben sehr häufig die analytische Behandlung aus, ohne sie gelernt zu haben und ohne sie zu verstehen.

Es ist vergeblich, daß Sie mir einwenden wollen, das sei gewissenlos, das möchten Sie den Ärzten nicht zutrauen. Ein Arzt wisse doch, daß ein ärztliches Diplom kein Kaperbrief ist und ein Kranker nicht vogelfrei. Dem Arzt dürfe man immer zubilligen, daß er im guten Glauben handle, auch wenn er sich dabei vielleicht im Irrtum befinde.

Die Tatsachen bestehen; wir wollen hoffen, daß sie sich so aufklären lassen, wie Sie es meinen. Ich will versuchen, Ihnen auseinanderzusetzen, wie es möglich wird, daß ein Arzt sich in den Dingen der Psychoanalyse so benimmt, wie er es auf jedem anderen Gebiet sorgfältig vermeiden würde.

Hier kommt in erster Linie in Betracht, daß der Arzt in der medizinischen Schule eine Ausbildung erfahren hat, die ungefähr das Gegenteil von dem ist, was er als Vorbereitung zur Psychoanalyse brauchen würde. Seine Aufmerksamkeit ist auf objektiv feststellbare anatomische, physikalische, chemische Tatbestände hingelenkt worden, von deren richtiger Erfassung und geeigneter Beeinflussung der Erfolg des ärztlichen Handelns abhängt. In seinen Gesichtskreis wird das Problem des Lebens gerückt, soweit es sich uns bisher aus dem Spiel der Kräfte erklärt hat, die auch in der anorganischen Natur nachweisbar sind. Für die seelischen Seiten der Lebensphänomene wird das Interesse nicht geweckt, das Studium der höheren geistigen Leistungen geht die Medizin nichts an, es ist das Bereich einer anderen Fakultät. Die Psychiatrie allein sollte sich mit den Störungen der seelischen Funktionen beschäftigen, aber man weiß, in welcher Weise und mit welchen Absichten sie es tut.

Sie sucht die körperlichen Bedingungen der Seelenstörungen auf und behandelt sie wie andere Krankheitsanlässe.

Die Psychiatrie hat darin recht und die medizinische Ausbildung ist offenbar ausgezeichnet. Wenn man von ihr aussagt, sie sei einseitig, so muß man erst den Standpunkt ausfindig machen, von dem aus diese Charakteristik zum Vorwurf wird. An sich ist ja jede Wissenschaft einseitig, sie muß es sein, indem sie sich auf bestimmte Inhalte, Gesichtspunkte, Methoden einschränkt. Es ist ein Widersinn, an dem ich keinen Anteil haben möchte, daß man eine Wissenschaft gegen eine andere ausspielt. Die Physik entwertet doch nicht die Chemie, sie kann sie nicht ersetzen, aber auch von ihr nicht vertreten werden. Die Psychoanalyse ist gewiß ganz besonders einseitig, als die Wissenschaft vom seelisch Unbewußten. Das Recht auf Einseitigkeit soll also den medizinischen Wissenschaften nicht bestritten werden.

Der gesuchte Standpunkt findet sich erst, wenn man von der wissenschaftlichen Medizin auf die praktische Heilkunde ablenkt. Der kranke Mensch ist ein kompliziertes Wesen, er kann uns daran mahnen, daß auch die so schwer faßbaren seelischen Phänomene nicht aus dem Bild des Lebens gelöscht werden dürfen. Der Neurotiker gar ist eine unerwünschte Komplikation, eine Verlegenheit für die Heilkunde nicht minder als für die Rechtspflege und den Armeedienst. Aber er existiert und geht die Medizin besonders nahe an. Und für seine Würdigung wie für seine Behandlung leistet die medizinische Schulung nichts, aber auch gar nichts. Bei dem innigen Zusammenhang zwischen den Dingen, die wir als körperlich und als seelisch scheiden, darf man vorhersehen, daß der Tag kommen wird, an dem sich Wege der Erkenntnis und hoffentlich auch der Beeinflussung von der Biologie der Organe und von der Chemie zu dem Erscheinungsgebiet der Neurosen eröffnen werden. Dieser Tag scheint noch ferne, gegenwärtig sind uns diese Krankheitszustände von der medizinischen Seite her unzugänglich.

Es wäre zu ertragen, wenn die medizinische Schulung den Ärzten bloß die Orientierung auf dem Gebiete der Neurosen

versagte. Sie tut mehr; sie gibt ihnen eine falsche und schädliche Einstellung mit. Die Ärzte, deren Interesse für die psychischen Faktoren des Lebens nicht geweckt worden ist, sind nun allzu bereit, dieselben gering zu schätzen und als unwissenschaftlich zu bespötteln. Deshalb können sie nichts recht ernst nehmen, was mit ihnen zu tun hat, und fühlen die Verpflichtungen nicht, die sich von ihnen ableiten. Darum verfallen sie der laienhaften Respektlosigkeit vor der psychologischen Forschung und machen sich ihre Aufgabe leicht. Man muß ja die Neurotiker behandeln, weil sie Kranke sind und sich an den Arzt wenden, muß auch immer Neues versuchen. Aber wozu sich die Mühe einer langwierigen Vorbereitung auferlegen? Es wird auch so gehen; wer weiß, was das wert ist, was in den analytischen Instituten gelehrt wird. Je weniger sie vom Gegenstand verstehen, desto unternehmender werden sie. Nur der wirklich Wissende wird bescheiden, denn er weiß, wie unzulänglich dies Wissen ist.

Der Vergleich der analytischen Spezialität mit anderen medizinischen Fächern, den Sie zu meiner Beschwichtigung herangezogen haben, ist also nicht anwendbar. Für Chirurgie, Augenheilkunde usw. bietet die Schule selbst die Möglichkeit zur weiteren Ausbildung. Die analytischen Lehrinstitute sind gering an Zahl, jung an Jahren und ohne Autorität. Die medizinische Schule hat sie nicht anerkannt und kümmert sich nicht um sie. Der junge Arzt, der seinen Lehrern so vieles hat glauben müssen, daß ihm zur Erziehung seines Urteils wenig Anlaß geworden ist, wird gerne die Gelegenheit ergreifen, auf einem Gebiet, wo es noch keine anerkannte Autorität gibt, endlich auch einmal den Kritiker zu spielen.

Es gibt noch andere Verhältnisse, die sein Auftreten als analytischer Kurpfuscher begünstigen. Wenn er ohne ausreichende Vorbereitung Augenoperationen unternehmen wollte, so würde der Mißerfolg seiner Starextraktionen und Iridektomien und das Wegbleiben der Patienten seinem Wagestück bald ein Ende bereiten. Die Ausübung der Analyse ist für ihn vergleichsweise ungefährlich. Das Publikum ist durch die durchschnittlich günstigen Ausgänge der Augenoperationen verwöhnt und

erwartet sich Heilung vom Operateur. Wenn aber der „Nervenarzt" seine Kranken nicht herstellt, so verwundert sich niemand darüber. Man ist durch die Erfolge der Therapie bei den Nervösen nicht verwöhnt worden, der Nervenarzt hat sich wenigstens „viel mit ihnen abgegeben". Da läßt sich eben nicht viel machen, die Natur muß helfen oder die Zeit. Also beim Weib zuerst die Menstruation, dann die Heirat, später die Menopause. Am Ende hilft wirklich der Tod. Auch ist das, was der ärztliche Analytiker mit dem Nervösen vorgenommen hat, so unauffällig, daß sich daran kein Vorwurf klammern kann. Er hat ja keine Instrumente oder Medikamente verwendet, nur mit ihm geredet, versucht, ihm etwas ein- oder auszureden. Das kann doch nicht schaden, besonders wenn dabei vermieden wurde, peinliche oder aufregende Dinge zu berühren. Der ärztliche Analytiker, der sich von der strengen Unterweisung frei gemacht hat, wird gewiß den Versuch nicht unterlassen haben, die Analyse zu verbessern, ihr die Giftzähne auszubrechen und sie den Kranken angenehm zu machen. Und wie gut, wenn er bei diesem Versuch stehen geblieben, denn wenn er wirklich gewagt hat, Widerstände wachzurufen, und dann nicht wußte, wie ihnen zu begegnen ist, ja, dann kann er sich wirklich unbeliebt gemacht haben.

Die Gerechtigkeit erfordert das Zugeständnis, daß die Tätigkeit des ungeschulten Analytikers auch für den Kranken harmloser ist als die des ungeschickten Operateurs. Der mögliche Schaden beschränkt sich darauf, daß der Kranke zu einem nutzlosen Aufwand veranlaßt wurde und seine Heilungschancen eingebüßt oder verschlechtert hat. Ferner, daß der Ruf der analytischen Therapie herabgesetzt wird. Das ist ja alles recht unerwünscht, aber es hält doch keinen Vergleich mit den Gefahren aus, die vom Messer des chirurgischen Kurpfuschers drohen. Schwere, dauernde Verschlimmerungen des Krankheitszustandes sind nach meinem Urteil auch bei ungeschickter Anwendung der Analyse nicht zu befürchten. Die unerfreulichen Reaktionen klingen nach einer Weile wieder ab. Neben den Traumen des Lebens, welche die Krankheit hervorgerufen haben, kommt das bißchen Mißhandlung durch den Arzt nicht

in Betracht. Nur daß eben der ungeeignete therapeutische Versuch nichts Gutes für den Kranken geleistet hat.

*

... Ist die Ausübung der Psychoanalyse überhaupt ein Gegenstand, der behördlichem Eingreifen unterworfen werden soll, oder ist es zweckmäßiger, ihn der natürlichen Entwicklung zu überlassen? Ich werde gewiß hier keine Entscheidung treffen, aber ich nehme mir die Freiheit, Ihnen dieses Problem zur Überlegung vorzulegen. In unserem Vaterlande herrscht von alters her ein wahrer *furor prohibendi*, eine Neigung zum Bevormunden, Eingreifen und Verbieten, die, wie wir alle wissen, nicht gerade gute Früchte getragen hat. Es scheint, daß es im neuen, republikanischen Österreich noch nicht viel anders geworden ist. Ich vermute, daß Sie bei der Entscheidung über den Fall der Psychoanalyse, der uns jetzt beschäftigt, ein gewichtiges Wort mitzureden haben; ich weiß nicht, ob Sie die Lust oder den Einfluß haben werden, sich den bureaukratischen Neigungen zu widersetzen. Meine unmaßgeblichen Gedanken zu unserer Frage will ich Ihnen jedenfalls nicht ersparen. Ich meine, daß ein Überfluß an Verordnungen und Verboten der Autorität des Gesetzes schadet. Man kann beobachten: wo nur wenige Verbote bestehen, da werden sie sorgfältig eingehalten, wo man auf Schritt und Tritt von Verboten begleitet wird, da fühlt man förmlich die Versuchung, sich über sie hinwegzusetzen. Ferner, man ist noch kein Anarchist, wenn man bereit ist, einzusehen, daß Gesetze und Verordnungen nach ihrer Herkunft nicht auf den Charakter der Heiligkeit und Unverletzlichkeit Anspruch haben können, daß sie oft inhaltlich unzulänglich und für unser Rechtsgefühl verletzend sind oder nach einiger Zeit so werden, und daß es bei der Schwerfälligkeit der die Gesellschaft leitenden Personen oft kein anderes Mittel zur Korrektur solch unzweckmäßiger Gesetze gibt, als sie herzhaft zu übertreten. Auch ist es ratsam, wenn man den Respekt vor Gesetzen und Verordnungen erhalten will, keine zu erlassen, deren Einhaltung und Übertretung schwer zu überwachen

ist. Manches, was wir über die Ausübung der Analyse durch Ärzte gesagt haben, wäre hier für die eigentliche Laienanalyse, die das Gesetz unterdrücken will, zu wiederholen. Der Hergang der Analyse ist ein recht unscheinbarer, sie wendet weder Medikamente noch Instrumente an, besteht nur in Gesprächen und Austausch von Mitteilungen; es wird nicht leicht sein, einer Laienperson nachzuweisen, sie übe „Analyse" aus, wenn sie behauptet, sie gebe nur Zuspruch, teile Aufklärungen aus und suche einen heilsamen menschlichen Einfluß auf seelisch Hilfsbedürftige zu gewinnen; das könne man ihr doch nicht verbieten, bloß darum, weil auch der Arzt es manchmal tue. In den englisch sprechenden Ländern haben die Praktiken der Christian Science eine große Verbreitung, eine Art von dialektischer Verleugnung der Übel im Leben durch Berufung auf die Lehren der christlichen Religion. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß dies Verfahren eine bedauerliche Verirrung des menschlichen Geistes darstellt, aber wer würde in Amerika oder England daran denken, es zu verbieten und unter Strafe zu setzen? Fühlt sich denn die hohe Obrigkeit bei uns des rechten Weges zur Seligkeit so sicher, daß sie es wagen darf zu verhindern, daß jeder versuche, „nach seiner Façon selig zu werden?" Und zugegeben, daß viele sich selbst überlassen in Gefahren geraten und zu Schaden kommen, tut die Obrigkeit nicht besser daran, die Gebiete, die als unbetretbar gelten sollen, sorgfältig abzugrenzen und im übrigen, soweit es nur angeht, die Menschenkinder ihrer Erziehung durch Erfahrung und gegenseitige Beeinflussung zu überlassen? Die Psychoanalyse ist etwas so Neues in der Welt, die große Menge ist so wenig über sie orientiert, die Stellung der offiziellen Wissenschaft zu ihr noch so schwankend, daß es mir voreilig erscheint, jetzt schon mit gesetzlichen Vorschriften in die Entwicklung einzugreifen. Lassen wir die Kranken selbst die Entdeckung machen, daß es schädlich für sie ist, seelische Hilfe bei Personen zu suchen, die nicht gelernt haben, wie man sie leistet. Klären wir sie darüber auf und warnen sie davor, dann werden wir uns erspart haben, es ihnen zu verbieten. Auf italienischen Landstraßen zeigen die Leitungsträger

die knappe und eindrucksvolle Aufschrift: *Chi tocca, muore.* Das reicht vollkommen hin, um das Benehmen der Passanten gegen herabhängende Drähte zu regeln. Die entsprechenden deutschen Warnungen sind von einer überflüssigen und beleidigenden Weitschweifigkeit: Das Berühren der Leitungsdrähte ist, weil lebensgefährlich, strengstens verboten. Wozu das Verbot? Wem sein Leben lieb ist, der erteilt es sich selbst, und wer sich auf diesem Wege umbringen will, der fragt nicht nach Erlaubnis.

„Es gibt aber Fälle, die man als Präjudiz für die Frage der Laienanalyse anführen kann. Ich meine das Verbot der Versetzung in Hypnose durch Laien und das kürzlich erlassene Verbot der Abhaltung okkultistischer Sitzungen und Gründung solcher Gesellschaften."

Ich kann nicht sagen, daß ich ein Bewunderer dieser Maßnahmen bin. Die letztere ist ein ganz unzweifelhafter Übergriff der polizeilichen Bevormundung zum Schaden der intellektuellen Freiheit. Ich bin außer dem Verdacht, den sogenannt okkulten Phänomenen viel Glauben entgegenzubringen oder gar Sehnsucht nach ihrer Anerkennung zu verspüren; aber durch solche Verbote wird man das Interesse der Menschen für diese angebliche Geheimwelt nicht ersticken. Vielleicht hat man im Gegenteil etwas sehr Schädliches getan, der unparteiischen Wißbegierde den Weg verschlossen, zu einem befreienden Urteil über diese bedrückenden Möglichkeiten zu kommen. Aber dies auch nur wieder für Österreich. In anderen Ländern stößt auch die „parapsychische" Forschung auf keine gesetzlichen Hindernisse. Der Fall der Hypnose liegt etwas anders als der der Analyse. Die Hypnose ist die Hervorrufung eines abnormen Seelenzustandes und dient den Laien heute nur als Mittel zur Schaustellung. Hätte sich die anfänglich so hoffnungsvolle hypnotische Therapie gehalten, so wären ähnliche Verhältnisse wie die der Analyse entstanden. Übrigens erbringt die Geschichte der Hypnose ein Präzedens zum Schicksal der Analyse nach anderer Richtung. Als ich ein junger Dozent der Neuropathologie war, eiferten die Ärzte in der leidenschaftlichsten Weise gegen die Hyp-

nose, erklärten sie für einen Schwindel, ein Blendwerk des Teufels und einen höchst gefährlichen Eingriff. Heute haben sie dieselbe Hypnose monopolisiert, bedienen sich ihrer ungescheut als Untersuchungsmethode und für manche Nervenärzte ist sie noch immer das Hauptmittel ihrer Therapie.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, ich denke nicht daran, Vorschläge zu machen, die auf der Entscheidung beruhen, ob gesetzliche Regelung oder Gewährenlassen in Sachen der Analyse das Richtigere ist. Ich weiß, das ist eine prinzipielle Frage, auf deren Lösung die Neigungen der maßgebenden Personen wahrscheinlich mehr Einfluß nehmen werden als Argumente. Was mir für eine Politik des *laissez faire* zu sprechen scheint, habe ich bereits zusammengestellt. Wenn man sich anders entschließt, zu einer Politik des aktiven Eingreifens, dann allerdings scheint mir die eine lahme und ungerechte Maßregel des rücksichtslosen Verbots der Analyse durch Nichtärzte, keine genügende Leistung zu sein. Man muß sich dann um mehr bekümmern, die Bedingungen, unter denen die Ausübung der analytischen Praxis gestattet ist, für alle, die sie ausüben wollen, feststellen, irgendeine Autorität aufrichten, bei der man sich Auskunft holen kann, was Analyse ist und was für Vorbereitung man für sie fordern darf, und die Möglichkeiten der Unterweisung in der Analyse fördern. Also entweder in Ruhe lassen oder Ordnung und Klarheit schaffen, nicht aber in eine verwickelte Situation mit einem vereinzelten Verbot dreinfahren, das mechanisch aus einer inadäquat gewordenen Vorschrift abgeleitet wird.

*

... Die analytische Ausbildung überschneidet zwar den Kreis der ärztlichen Vorbereitung, schließt diesen aber nicht ein und wird nicht von ihm eingeschlossen. Wenn man, was heute noch phantastisch klingen mag, eine psychoanalytische Hochschule zu gründen hätte, so müßte an dieser vieles gelehrt werden, was auch die medizinische Fakultät lehrt: neben der Tiefenpsychologie, die immer das Hauptstück bleiben würde, eine Einführung in die Biologie, in möglichst großem

Umfang die Kunde vom Sexualleben, eine Bekanntheit mit den Krankheitsbildern der Psychiatrie. Anderseits würde der analytische Unterricht auch Fächer umfassen, die dem Arzt ferne liegen und mit denen er in seiner Tätigkeit nicht zusammenkommt: Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft. Ohne eine gute Orientierung auf diesen Gebieten steht der Analytiker einem großen Teil seines Materials verständnislos gegenüber. Dafür kann er die Hauptmasse dessen, was die medizinische Schule lehrt, für seine Zwecke nicht gebrauchen. Sowohl die Kenntnis der Fußwurzelknochen, als auch die der Konstitution der Kohlenwasserstoffe, des Verlaufs der Hirnnervenfassern, alles, was die Medizin über bazilläre Krankheitserreger und deren Bekämpfung, über Serumreaktionen und Gewebsneubildungen an den Tag gebracht hat: alles gewiß an sich höchst schätzenswert, ist für ihn doch völlig belanglos, geht ihn nichts an, hilft ihm weder direkt dazu, eine Neurose zu verstehen und zu heilen, noch trägt dieses Wissen zur Schärfung jener intellektuellen Fähigkeiten bei, an welche seine Tätigkeit die größten Anforderungen stellt. Man wende nicht ein, der Fall liege so ähnlich, wenn sich der Arzt einer anderen medizinischen Spezialität, z. B. der Zahnheilkunde, zuwendet. Auch dann kann er manches nicht brauchen, worüber er Prüfung ablegen mußte, und muß vieles dazulernen, worauf ihn die Schule nicht vorbereitet hatte. Die beiden Fälle sind doch nicht gleichzusetzen. Auch für die Zahnheilkunde behalten die großen Gesichtspunkte der Pathologie, die Lehren von der Entzündung, Eiterung, Nekrose, von der Wechselwirkung der Körperorgane ihre Bedeutung; den Analytiker führt seine Erfahrung aber in eine andere Welt mit anderen Phänomenen und anderen Gesetzen. Wie immer sich die Philosophie über die Kluft zwischen Leiblichem und Seelischem hinwegsetzen mag, für unsere Erfahrung besteht sie zunächst und gar für unsere praktischen Bemühungen.

Es ist ungerecht und unzweckmäßig, einen Menschen, der den andern von der Pein einer Phobie oder einer Zwangsvorstellung befreien will, zum Umweg über das medizinische

Studium zu zwingen. Es wird auch keinen Erfolg haben, wenn es nicht gelingt, die Analyse überhaupt zu unterdrücken. Stellen Sie sich eine Landschaft vor, in der zu einem gewissen Aussichtspunkt zwei Wege führen, der eine kurz und geradlinig, der andere lang, gewunden und umwegig. Den kurzen Weg versuchen Sie durch eine Verbottafel zu sperren, vielleicht, weil er an einigen Blumenbeeten vorbeiführt, die Sie geschont wissen wollen. Sie haben nur dann Aussicht, daß Ihr Verbot respektiert wird, wenn der kurze Weg steil und mühselig ist, während der längere sanft aufwärts führt. Verhält es sich aber anders und ist im Gegenteil der Umweg der beschwerlichere, so können Sie leicht den Nutzen Ihres Verbots und das Schicksal Ihrer Blumenbeete erraten. Ich besorge, Sie werden die Laien ebensowenig zwingen können Medizin zu studieren, wie es mir gelingen wird, die Ärzte zu bewegen, daß sie Analyse lernen. Sie kennen ja auch die menschliche Natur.

*

... Wir halten es nämlich gar nicht für wünschenswert, daß die Psychoanalyse von der Medizin verschluckt werde und dann ihre endgiltige Ablagerung im Lehrbuch der Psychiatrie finde, im Kapitel Therapie, neben Verfahren wie hypnotische Suggestion, Autosuggestion, Persuasion, die aus unserer Unwissenheit geschöpft, ihre kurzlebigen Wirkungen der Trägheit und Feigheit der Menschenmassen danken. Sie verdient ein besseres Schicksal und wird es hoffentlich haben. Als „Tiefenpsychologie", Lehre vom seelisch Unbewußten, kann sie all den Wissenschaften unentbehrlich werden, die sich mit der Entstehungsgeschichte der menschlichen Kultur und ihrer großen Institutionen, wie Kunst, Religion und Gesellschaftsordnung beschäftigen. Ich meine, sie hat diesen Wissenschaften schon bis jetzt ansehnliche Hilfe zur Lösung ihrer Probleme geleistet, aber dies sind nur kleine Beiträge im Vergleich zu dem, was sich erreichen ließe, wenn Kulturhistoriker, Religionspsychologen, Sprachforscher usw. sich dazu verstehen werden, das ihnen zur Verfügung gestellte neue

Forschungsmittel selbst zu handhaben. Der Gebrauch der Analyse zur Therapie der Neurosen ist nur eine ihrer Anwendungen; vielleicht wird die Zukunft zeigen, daß sie nicht die wichtigste ist. Jedenfalls wäre es unbillig, der einen Anwendung alle anderen zu opfern, bloß weil dies Anwendungsgebiet sich mit dem Kreis ärztlicher Interessen berührt.

Denn hier entrollt sich ein zweiter Zusammenhang, in den man nicht ohne Schaden eingreifen kann. Wenn die Vertreter der verschiedenen Geisteswissenschaften die Psychoanalyse erlernen sollen, um deren Methoden und Gesichtspunkte auf ihr Material anzuwenden, so reicht es nicht aus, daß sie sich an die Ergebnisse halten, die in der analytischen Literatur niedergelegt sind. Sie werden die Analyse verstehen lernen müssen auf dem einzigen Weg, der dazu offen steht, indem sie sich selbst einer Analyse unterziehen. Zu den Neurotikern, die der Analyse bedürfen, käme so eine zweite Klasse von Personen hinzu, die die Analyse aus intellektuellen Motiven annehmen, die nebenbei erzielte Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit aber gewiß gerne begrüßen werden. Zur Durchführung dieser Analysen bedarf es einer Anzahl von Analytikern, für die etwaige Kenntnisse in der Medizin besonders geringe Bedeutung haben werden. Aber diese — Lehranalytiker wollen wir sie heißen — müssen eine besonders sorgfältige Ausbildung erfahren haben. Will man ihnen diese nicht verkümmern, so muß man ihnen Gelegenheit geben, Erfahrungen an lehrreichen und beweisenden Fällen zu sammeln, und da gesunde Menschen, denen auch das Motiv der Wißbegierde abgeht, sich nicht einer Analyse unterziehen, können es wiederum nur Neurotiker sein, an denen — unter sorgsamer Kontrolle — die Lehranalytiker für ihre spätere, nichtärztliche Tätigkeit erzogen werden. Das Ganze erfordert aber ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit und verträgt keine kleinlichen Beschränkungen.

Vielleicht glauben Sie nicht an diese rein theoretischen Interessen der Psychoanalyse oder wollen ihnen keinen Einfluß auf die praktische Frage der Laienanalyse einräumen. Dann lassen Sie sich mahnen, daß es noch ein anderes An-

wendungsgebiet der Psychoanalyse gibt, das dem Bereich des Kurpfuschergesetzes entzogen ist und auf das die Ärzte kaum Anspruch erheben werden. Ich meine ihre Verwendung in der Pädagogik. Wenn ein Kind anfängt, die Zeichen einer unerwünschten Entwicklung zu äußern, verstimmt, störrisch und unaufmerksam wird, so wird der Kinderarzt und selbst der Schularzt nichts für dasselbe tun können, selbst dann nicht, wenn das Kind deutliche nervöse Erscheinungen, wie Ängstlichkeiten, Eßunlust, Erbrechen, Schlafstörung produziert. Eine Behandlung, die analytische Beeinflussung mit erzieherischen Maßnahmen vereinigt, von Personen ausgeführt, die es nicht verschmähen, sich um die Verhältnisse des kindlichen Milieus zu bekümmern, und die es verstehen, sich den Zugang zum Seelenleben des Kindes zu bahnen, bringt in einem beides zustande, die nervösen Symptome aufzuheben und die beginnende Charakterveränderung rückgängig zu machen. Unsere Einsicht in die Bedeutung der oft unscheinbaren Kinderneurosen als Disposition für schwere Erkrankungen des späteren Lebens weist uns auf diese Kinderanalysen als einen ausgezeichneten Weg der Prophylaxis hin. Es gibt unleugbar noch Feinde der Analyse; ich weiß nicht, welche Mittel ihnen zu Gebote stehen, um auch der Tätigkeit dieser pädagogischen Analytiker oder analytischen Pädagogen in den Arm zu fallen, halte es auch für nicht leicht möglich. Aber freilich, man soll sich nie zu sicher fühlen.

Übrigens, um zu unserer Frage der analytischen Behandlung erwachsener Nervöser zurückzukehren, auch hier haben wir noch nicht alle Gesichtspunkte erschöpft. Unsere Kultur übt einen fast unerträglichen Druck auf uns aus, sie verlangt nach einem Korrektiv. Ist es zu phantastisch zu erwarten, daß die Psychoanalyse trotz ihrer Schwierigkeiten zur Leistung berufen sein könnte, die Menschen für ein solches Korrektiv vorzubereiten? . . . Die inneren Entwicklungsmöglichkeiten der Psychoanalyse sind doch durch Verordnungen und Verbote nicht zu treffen.

Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse

Von

Pfarrer Dr. Oskar Pfister

Zürich

Die nachfolgenden Ausführungen sind ein Teil des Aufsatzes „Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse (Von Kant zu Freud)", der in dem am 6. Mai 1926 zum 70. Geburtstage Freuds erschienenen Sonderheft der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (Band XII, Heft 2/3) veröffentlicht wurde.

Freuds Beiträge zur Psychologie der Zerklüftung

Freud ist weder Metaphysiker, noch Ethiker, noch Prophet. Sein Reich sind die gegebenen Tatsachen und ihre wissenschaftliche Bearbeitung, soweit sie zur Erfüllung seiner ärztlichen Aufgabe und zur Abklärung seiner empirischen Begriffswelt erforderlich ist. Mehr als Positivist will er als Psychoanalytiker und Gelehrter nicht sein. Wer ihm menschlich nähertreten durfte, weiß, daß ihm Kants Einigungsbestrebungen aus der Seele gesprochen sind. Daß er während des ganzen Weltkrieges in der von ihm herausgegebenen „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" Angehörige der Zentralmächte und ihrer politischen Feinde als Redakteure und ständige Mitarbeiter zeichnen ließ, läßt tief in seine Denkweise schauen. Die von ihm vertretene wissenschaftliche Richtung bewahrte dank seiner Führung jene über allen Chauvinismus hoch erhabene Haltung, die allein dem Wesen wahrer Wissenschaft entspricht, und braucht sich nicht zu schämen, daß ihr wissenschaftliches Organ in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung innerhalb der Weltliteratur einnahm. Ganz im Geiste Kants klagt Freud über den Krieg: „Es will uns scheinen, als hätte noch niemals ein Ereignis soviel kostbares Gemeingut der Menschheit zerstört, so viele der klarsten Intelligenzen verwirrt, so gründlich

das Hohe erniedrigt."[1] Der Sehnsucht nach Aufhören des Krieges gibt er beredten Ausdruck. Er erinnert daran, daß in jeder führenden Nation „hohe sittliche Normen für den Einzelnen aufgestellt worden waren, nach denen er seine Lebensführung einzurichten habe, wenn er an der Kulturgemeinschaft teilnehmen wollte", daß aber die Kulturstaaten untereinander diese Normen nicht respektierten. Er bespricht die Enttäuschung über die Mißachtung des Völkerrechtes im großen Kriege, über die gesteigerte Verlogenheit und Machtgier, „die Lockerung aller sittlichen Beziehungen zwischen den Großindividuen der Menschheit".

Allein nun tritt Freud durchaus nur als Psychologe an das Problem des Krieges heran. Genauer könnte man sagen: Er legt das Fundament zu einer Psychopathologie der Sozietät. Ihm ist der Krieg Atavismus und Regression (Rückbildung). Dem unzulänglichen Rationalismus Kants, der alles Heil von der Aufklärung erwartet, stellt er den Voluntarismus entgegen, der den Intellekt nur als Instrument des Willens gelten läßt, so daß auch der Scharfsinnigste sich plötzlich einsichtslos wie ein Schwachsinniger benimmt, sobald die verlangte Einsicht bei ihm auf einen Gefühlswiderstand stößt. Die Großindividuen (Staaten und Völker) schieben Interessen vor, indem sie Krieg erklären; in Wirklichkeit gehen sie darauf aus, ihre Leidenschaften auszuwirken. In jedem Einzelnen steckt ebenso wie im Menschen der Urzeit ein Stück Feindseligkeit oder sogar Mordlust, das selbst in den innigsten Liebesbeziehungen nachwirkt.

Die knappen Andeutungen enthalten Ideen, deren Tragweite noch nicht abzusehen ist. Die Psychoanalyse dringt in den Bereich des Großindividuums ein. Erst damit wird eine biologische Psychologie der verschiedenen menschlichen Gemeinschaften (Völker, Klassen, Kirchen, wissenschaftlichen Schulen usw.) möglich.

Freud als Hygieniker der menschlichen Einigungsbestrebungen

Die verdientesten Förderer der Menschheit wollen niemals Ziel sein. Sie führen über sich selbst hinaus. Sie entdecken wie Moses ein gelobtes Land und blicken leuchtenden Auges hinein; aber wenn sie es auch nicht selbst betreten, so rechnen sie zu

---

1) Freud: Zeitgemäßes über Krieg und Tod. Imago IV (1915), S. 1. (Ges Schriften, Bd. X.)

den preiswürdigsten Entschädigungen für ausgestandene Mühsal die Gewißheit, daß andere jenes Kanaan einnehmen werden.

Auch für das erhabene Problem der Menschheitseinigung will Freud nur einen Anfang psychoanalytischer Untersuchung darstellen. Er steckt ein paar Wegpfähle auf; seinen Nachfolgern überläßt er es, den von ihm begonnenen Weg auszubauen. Dem Einzelnen ist kaum vergönnt, mehr als ein Stück dieser Völkerstraße zu verwirklichen. Vollends in der vorliegenden Skizze sind nur ein paar dürftige Andeutungen möglich.

Die Psychoanalyse, auf die Großindividuen angewandt, vermittelt uns in erster Linie eine tiefere Wesensschau in die Tatsachen menschlicher Zerklüftung und Gemeinschaft. Wir haben eine Soziologie, die sich mehr mit den materiellen Erscheinungen befaßt, aber allerdings auch die psychologischen Determinanten mitberücksichtigt.[1] Was wir aber mindestens ebenso notwendig hätten, wäre eine Biologie des Zusammenlebens, eine Sozialbiologie und Kulturbiologie, wobei der Nachdruck auf die geistigen Ursächlichkeiten zu liegen kommen müßte. Ohne Tiefenpsychologie war ein solches Unternehmen undurchführbar. Freud hat freie Bahn gebrochen.

Die Analyse verschafft uns den erforderlichen Einblick in die Struktur der menschlichen Zerwürfnisse und Spaltungen. Sie lehrt uns im Gegensatz zur Oberflächenpsychologie das Irrationale und Alogische dieser Prozesse verstehen und überwindet damit den seichten Rationalismus, an dem die bisherigen Versuche zerschellen mußten. Aber diese irrationalen und alogischen Machtfakoren stellen sich nicht als etwas Magisches und Mirakulöses heraus, wie es naive theologische Supranaturalisten so gerne haben möchten, um ihren Wünschen ein wohlgehegtes Feld zu erschließen: vielmehr erkennt die Analyse, um es möglichst scharf zu formulieren, das Rationale im angeblich rein Irrationalen, das Irrationale im vermeintlich rein Rationalen. Die Verdrängungs- und Manifestationstheorie löst das Rätsel in einer wundervoll klaren und durchsichtigen Weise.

Ebenso gewährt Freuds Forschung Einblicke in den Zwangscharakter so vieler menschlicher Spannungen, die sich der Einigung widersetzen. Das Wort „Zwang“ gilt dabei nicht im üblichen Sinne, nach welchem dem Subjekte eine unwiderstehliche

---

1) Siehe meine Schrift „Der seelische Aufbau des klassischen Kapitalismus und des Geldgeistes.“ Bircher, Bern.

innere Macht gegenübersteht. Von solchen „Obsessionen“ unterscheide ich die „Insessionen“, die nach genau denselben Gesetzen zustande kommen, nur daß der Widerstand des Subjektes gänzlich überwunden ist, so daß der Schein der freien Willensentscheidung entsteht. Solche Insessionen, die die Menschen auseinanderreißen, wirken oft nach Art einer posthypnotischen Suggestion, in welcher der Fremdursprung der abgenötigten Handlung vergessen ist.

Damit ist bereits der unterschwellige Regierungsbezirk angedeutet, als dessen Vollzug die menschlichen Absperrungen und Feindseligkeiten sich für die tiefenbiologische Betrachtung ergeben. Um ihn wissenschaftlich erfassen zu können, muß eine kausale Untersuchung einsetzen, die wiederum erst seit Freud möglich ist.

Bei dieser entwicklungsgeschichtlichen Arbeit erkundigt sich der Analytiker nach den Wurzeln der menschlichen Zersplitterung und gelangt dabei zu einem ungeheuer verwickelten Netz. Als besonders wichtig findet er immer und immer wieder die Ödipus-Bindung, den Narzißmus, Sadismus und Masochismus, ferner eine Unmasse von sekundären Determinanten, wie Kastrationsdrohung und andere sexuelle Traumen, lieblose Behandlung, Kränkungen des Selbstgefühls hinsichtlich des körperlichen, geistigen oder sozialen Wertes, Beeinträchtigungen des Strebens nach freien Entwicklungen usw.

Eine analytisch belehrte Biologie der Großindividuen hätte sodann die genetischen Prozesse mit ihren Kausalverhältnissen ausfindig zu machen. Sie müßte zu diesem Zwecke gleichzeitig geistes- und naturwissenschaftlich orientiert sein. Sie hätte die Entwicklung der menschlichen Sozietätsformen aufzudecken, und da ihr an der Feststellung der Ursächlichkeiten besonders viel liegt, müßte sie den Gesetzen des menschlichen Zusammen- und Auseinandergehens sorgfältigste Aufmerksamkeit schenken. Außer den spezifischen allgemeinen Formen, die bei diesen Prozessen hervortreten, müßte sie den im gesamten übrigen Geistesleben zutage tretenden Gesetzen nachgehen, der Verdrängung, Fixation, Introversion, Regression (der ontogenetischen und phylogenetischen) usw. Sie hätte sich zu befassen mit den Gesetzen der Symbolisation, der Affektverpflanzung, der Reaktionsbildung u. dgl. Sie hätte Umschau zu halten nach dem latenten Sinn der Zerklüftung, nach der Bekämpfung des Vaters und der Gleichsetzung mit ihm und unzähligen anderen konstanten Formen, in denen die menschliche Dissoziation sich vollzieht.

Auf Grund dieser Wesensschau wird es erst möglich, die Heilung von Haß, Feindseligkeit, kalter Ablehnung, verständnisloser Einstellung unter den verschiedensten politischen, sozialen, religiösen und anderen Großindividuen planmäßig ins Auge zu fassen. Eine Sozialhygiene betritt den Plan. Es ist im höchsten Maße bemerkenswert, wie dilettantisch und naiv bis auf den heutigen Tag die Völkerbeziehungen behandelt wurden. Mit unvernünftigen, ja beinahe verbrecherischen Methoden betrieb man die Völkerlenkung, schleppte die Blüte der Männerwelt vor die Schlachtbank, vernichtete die kräftigsten Stützen des Volkswohles, unterband die wichtigsten Blutadern eines gesunden Menschheitslebens, also auch Gemeinschaftslebens und beging Verrat an den zentralen Interessen, indem man mit jämmerlichem Krämergeist die oberflächlichen Kleininteressen förderte. Im Leben der Einzelnen gewährt man dem Arzt ein gewichtiges Wort: Der Sportsmann, der Fabriksdirektor, der Lohnarbeiter lassen sich von ihm beraten, wenn das Leben auf dem Spiele steht. Für die Beurteilung der großindividuellen Lebensinteressen aber fehlte der Arzt. Jeder Staatsmann ließ sich von seinen Kalkulationen leiten, und die völkerhygienischen Rücksichten blieben außer acht. Angesichts solchen Wahnsinns darf man sich über die Greuel des Weltkrieges und die Torheiten des sogenannten Weltfriedens nicht wundern.

Freud zeigt uns die hygienischen Grundsätze der Völkergemeinschaft. Er lehrt uns die allein wirksame Behandlung jener dissoziativen Störungen des menschlichen Gemeinschaftslebens, die schon Kant als krankhaft erkannte. Er lehrt uns, daß wir allen Ernstes auch die großindividuellen Neurosen, als welche wir Krieg, fanatischen Haß, Unterdrückung u. dgl. sehr oft (nicht immer) betrachten müssen, nach psychoanalytischen Prinzipien behandeln müssen. Er hilft so zur Überwindung der pathogenen Tiefenmächte und zur Reintegration der Liebe. Was Aufklärung und überlieferte Diplomatenkunst aus leicht verständlichen Gründen nicht erzielen konnten, das rückt nun dank der analytisch vertieften Sozialhygiene im weitesten Sinne in den Bereich des Ausführbaren.

Und so entfacht Freud die zündende Fackel, die den erhabenen Geistern des Friedens und der Liebe ihren segensreichen Einzug in die Großindividuen der Menschheit erleichtern wird.

Kann das Unbewußte erzogen werden?

Vortrag, gehalten in der „Montessori Society" in London

von

M. D. Eder

Aus dem am 6. Mai 1926 zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds erschienenen Sonderheft der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (Bd. XII, Heft 2/3).

An euch, ihr Lehrer, ergeht der Ruf, die Menschheit zu retten. Der gegliederte Teil der Menschen fühlt sich gerade in der heutigen Zeit besonders elend und traurig und wendet sich, nachdem er sein Heil auf verschiedene Weise gesucht hat, an euch, in der Hoffnung, daß ihr einen Weg aus dem Sumpf finden werdet. Das erscheint auf den ersten Blick als eine vernünftige Hoffnung, denn selbst wenn ihr mit Le Play darin übereinstimmt, daß mit jeder neuen Generation eine Horde von kleinen Wilden in die Welt einbricht, fällt ja euch Lehrern die Aufgabe zu, diese Wilden zu zivilisieren; und da der Ruf nach mehr und immer mehr Erziehung allgemein ist, muß man wohl annehmen, daß wir recht zufrieden mit der Art sind, wie ihr eure Aufgabe erfüllt — nur würden wir wünschen, daß ihr eine noch höhere Stufe erreicht.

„Was taugt ein Mensch ohne Unterweisung?" fragt Mr. Hiob Huß in „The Undying Fire" von H. G. Wells. „Er wird geboren wie das Vieh, unersättliche Selbstsucht, Gier, die nicht locker läßt, ein Etwas, bestehend aus Gelüst und Angst. Er sieht alles nur in Beziehung zu sich selbst. Sogar seine Liebe ist ein Geschäft; und seine äußerste Anstrengung ist nichtig, denn er muß ja doch sterben. Und wir Lehrer allein sind es, die ihn aus dieser Selbstbefangenheit emporheben können — wir Lehrer. Und so entgeht er durch uns und nur durch uns dem Tode und der Nichtigkeit. Ein ungelehrter Mensch ist ein vereinsamtes Wesen, so verlassen in seinem Zielen und seinem Schicksal wie nur irgendein Tier. Der unterrichtete Mensch aber ist dem engen Gefängnis seines Selbst entronnen zur Teilnahme an einem nichtsterblichen Leben, das begann, wir wissen nicht wann, und das sich ausbreitet bis über die Weite der Gestirne."

Aber da Erziehung doch nicht ausschließlich eine Errungenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts ist, mag wohl die Frage am Platze sein: Gibt es eine Rechtfertigung und welche dafür, daß wir die Erfüllung so ausschweifender Hoffnungen von der Erziehung erwarten. Dabei wollen wir für einen Augenblick annehmen, daß das vollendetste System, das man sich nur wünschen kann, sagen wir das der Montessori, allgemeine Anwendung fände.

Wenn der unterrichtete Mensch sich wirklich so unendlich hoch über das ausschließliche Interesse am eigenen Selbst emporheben würde, wenn er wirklich ein um so viel edleres, so viel lebendigeres Leben führt, dann brauchte ich keine Fragen zu stellen, keiner Angst für die Zukunft Ausdruck zu geben. Denn sicherlich besitzt auch die dümmste und unwissendste Person in diesem Raum, ich selbst, mehr Wissen, als der Wissendste des Altertums hatte, ebenso wie unsere Urenkel einen größeren Vorrat an Wissen haben werden, als irgendeiner von uns hier beanspruchen kann. Aber so angenehm und erfreulich es auch sein mag, über die wachsenden Quellen des Wissens nachzudenken, die heute überall sprudeln, obgleich ich mich rühmen kann, mehr zu wissen, als Platon wußte, so lehren uns doch die Weltgeschichte und Weltliteratur, daß größeres Wissen nicht gleichbedeutend ist mit größerer Weisheit. Wir bleiben noch immer, wie Shaw sagt, die kecken, launenhaften Affen, die wir in der Dämmerzeit der Geschichte waren; betroffen sehen wir, wie bei den Helden und in den Heldenzeiten der Vergangenheit ebenso wie heute, Kämpfe, Zweifel, Streben nach einem besseren Zustand auf dieser Erde, nach Frieden unter den Menschen, nach dem Ende des Hasses und der Erbittertheit ebenso zwischen den Individuen wie zwischen den Völkern hart neben Unterdrückung, Gier und Grausamkeit erscheinen, und zwar nicht nur in ein und derselben Geschichtsepoche, nicht nur in verschiedenen Lebensperioden desselben Individuums, sondern fast in ein und demselben Augenblick. Ja, noch mehr, jene Anthropologen, die sich in den letzten Jahren der Erforschung der Psyche solcher Völker widmeten, die eine Kultur haben, aber eine von der unsern verschiedene, eine Erziehung, aber kein solches System des Unterrichts, wie Hiob Huß es erträumt, finden die genauesten Parallelen zwischen den grundlegenden Ideen und Affekten der Wilden und unseren eigenen. Das Unbewußte ist überall gleich und ich glaube, wir können die Hypothese aufstellen, daß es gleich geblieben ist, seitdem die Menschen Menschen sind.

Nur als Stütze unseres Gedächtnisses will ich im Umriß Freuds Ansicht über die Eigenart des Unbewußten wiedergeben: Das Unbewußte besteht aus Triebvertretungen, die Wunschimpulse sind. Im Unbewußten gibt es kein Nein, keine Unsicherheit; entgegengesetzte Wünsche existieren nebeneinander, ohne einander auszulöschen; es herrscht die äußerste Beweglichkeit, so daß durch Verschiebung und Verdichtung eine Vorstellung vollkommen verdeckt werden kann; das Unbewußte ist zeitlos, d. h. seine Prozesse unterliegen keinerlei Veränderungen durch die Zeit; die Prozesse des Unbewußten haben nichts mit der Wirklichkeit zu tun, sie sind dem Lustprinzip unterworfen, d. h. sie ersetzen äußere Wirklichkeit durch psychische.

Ich habe bei meinem heutigen Vortrag diese Auffassung als gebilligt angenommen, da ich weiß, daß Ihre Vereinigung schon andere Vorträge über das Unbewußte angehört hat; es wäre zu lästig, wenn wir bei jeder Auseinandersetzung erst einen gemeinsamen Ausgangspunkt suchen müßten. Ich bemühe mich, von einem streng wissenschaftlichen Standpunkt aus zu sprechen, d. h. in die Kette von Geschehnissen kein äußeres Moment sich einschieben zu lassen. Es ist der Standpunkt, den der gewöhnliche Mensch im täglichen Leben einnimmt. Wenn Sie den Wasserhahn drehen und kein Wasser herauskommt, so werden Sie nach dem Installateur senden; Sie werden nicht bei Sekten Hilfe suchen und nicht so handeln, als glaubten Sie an die Einwirkung eines bösen Geistes.

Nehmen wir als bewiesen an, daß das Unbewußte durch die ganze Menschheitsgeschichte unverändert blieb, wie können wir dann die Veränderungen in den menschlichen Verhältnissen erklären, Veränderungen, die ich gerne als Fortschritt ansehen will. Wir müssen auch daran denken, daß die meisten dieser bedeutsamen Wandlungen relativ jung sind; ist doch die wunderbarste aller Kulturänderungen, der Ackerbau, keine siebentausend Jahre, zählt also vielleicht weniger Generationen als dieser Raum Menschen.

Vor allem ist die Annahme unrichtig, daß eine Moral — ich spreche vom menschlichen Standpunkt aus — den Tieren unbekannt ist. Sonderbarer erscheint es, daß gewisse menschliche Charakterzüge, z. B. Grausamkeit ohne Nutzen als Zweck, nicht zum Wesen der anderen Tiere gehören, während das, was uns als ein Beispiel von Liebe und Güte erscheint, sich durch das ganze Tierreich findet. Auf den großen Steppen von Südamerika war ich oft Zeuge folgender Szene: Dutzende von Geiern schweben

über einem sterbenden Kalb, das die Mutter, bereit zu einem Verteidigungskampf, bewachte; sie verscheucht jeden Vogel, der scheinbar herankommen will; keiner wagt es, ihrem sterbenden Jungen zu nahe zu kommen. Damit Sie Ihre Sympathie bei diesem Beispiel von Elterninstinkt nicht übermannt, will ich hinzufügen, daß sich die Geier in dem Moment, in dem das Kalb tot ist, auf die Leiche stürzen, während die Mutter ruhig wieder zu grasen beginnt. In Wahrheit ist das Verhalten der Kuh so vernünftig, wie es das einer menschlichen Mutter unter ähnlichen Umständen wäre; für die Betätigung des Mutterinstinktes besteht hier kein Anlaß, da die Geier nichts Lebendes anrühren; sie fressen nur Aas und töten ihre Beute nicht.

Die Kuh zeigt sich hier ebenso unvernünftig wie die Mutter aus Steiermark, die ihr Kind vor den Gefahren des Zahnens dadurch schützt, daß sie einer lebendigen Maus den Kopf abbeißt und ihn an einem Seidenfaden um den Hals des Kindes hängt.

Wenn wir nun die Antwort auf die Frage finden können, warum die Mütter in London diesen Brauch nicht üben, dann dürften wir auf dem Wege sein, auch die Frage zu beantworten die den Titel dieses Vortrages bildet.

Wir können ruhig annehmen, daß die steirischen Mütter mit ihren Schutzmitteln dieselben Resultate erzielt haben, wie andere ohne diese. Zweifellos hat sich das Zahnen des Kindes unter Begleitung des Mauskopfes recht häufig ohne jede Schwierigkeit vollzogen, während das Kind in anderen Fällen, ungeachtet der Opferung der armen Maus, ziemlich viel zu leiden hatte. Ich erinnere mich noch aus der Zeit des Beginnes meiner medizinischen Laufbahn, daß der Arzt damals oft Einschnitte in das Zahnfleisch des Kindes machte. In Südamerika wieder wurde, wie ich erfuhr, das Zahnfleisch mit dem Manna eingerieben. Heute wissen alle, die beruflich mit zahnenden Kindern zu tun haben, daß keine große Gefahr damit verbunden ist und daß weder eine Maus noch das Zahnfleisch des Kindes dabei geopfert werden muß.

Der lächerliche und vielleicht auch abstoßende Brauch in Steiermark hat aber doch eine Bedeutung. Eine vollständige Erklärung kann ich Ihnen nicht geben, weil ich keine weiß; ich kenne die Geschichte dieses Ritus nicht und auf alle Fälle würde uns das zu weit von unserem Thema abführen. Aber zugrunde liegt, wie bei vielen ähnlichen Zeremonien, eine gewisse feindliche Einstellung gegen das Kind. Die steirische Mutter empfindet wie andere Mütter große Freude und großen Stolz darüber, ein Kind

zu haben, es ist der Gegenstand unendlicher Liebe, Hingebung, Sorgfalt. Aber es ist auch eine Hemmung für die Befriedigung der egoistischen mütterlichen Neigungen; das Kind stört die Nachtruhe usw. In anderen Gemeinschaften fanden solche feindliche Gefühle ihren Ausdruck in der Tötung des Kindes; in Steiermark in der Opferung einer Maus und in unserem duldsamen London vielleicht einfach in dem Ausruf der Bonne: „Hol' der Kuckuck das Kind!"

Wir entdecken also, daß das unbewußte Feindschaftsgefühl gegen das Kind geblieben ist; nur seine Äußerungen sind einer unaufhörlichen Wandlung unterworfen — von der Tötung des Kindes bis zu einem Ausruf der Ungeduld; — alles vollzieht sich in den meisten Fällen unbewußt und findet unter Umständen keinen direkteren Ausdruck als den der Unzufriedenheit der Mutter mit der Art, wie die Bonne dem Kind das Häubchen aufgesetzt hat — also in einer Verschiebung des ursprünglichen Affektes.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob der Affekt in unserem zivilisierten Gemeinschaftsleben eben so stark ist wie unter Wilden oder wie er bei den Menschen der Urzeit war. Ich bin außerstande, diese Frage zu beantworten, denn wir haben unglücklicherweise keinen verläßlichen Maßstab für Gefühle. Aber meine Beobachtungen legen mir die Vermutung nahe, daß im ganzen die mütterlichen Gefühle, zärtliche wie feindliche, unter den Wilden ebenso ausgeprägt sind wie unter hochkultivierten Völkern. In einem Kannibalenstamm in Südamerika, bei dem ich mich eine Zeitlang aufhielt, entsprach die liebevolle Hingabe dieser menschenfressenden Mütter und Väter für ihre Kinder durchaus den Forderungen irgendeines englischen belehrenden Buches über Mutterschaft.

Im übrigen können wir von der Frage der Stärke, die allerdings für das einzelne Individuum wie für jede besondere Rasse ungeheuere Wichtigkeit besitzt, die nach der Art dieses Gefühls trennen. Nachdem ich die ursprüngliche Einheit dieser primitiven Impulse durch die ganze Geschichte vertreten habe, muß ich zunächst ihr weiteres Schicksal skizzieren, soweit mit den Wandlungen, denen sie unterworfen waren, die Erziehung etwas zu tun hat. Unter normalen Umständen besteht der erzieherisch wichtigste Prozeß in dem Ersatz des ursprünglichen Objekts durch ein anderes, das dem sozialen Leben des Individuums besser angepaßt ist. In vielen Fällen ist die Umwandlung des Objekts begleitet von einer Einschränkung oder Aufhebung des ursprüng-

lichen Zieles. Ist die Umwandlung in zufriedenstellender Weise durchgeführt, dann muß das ursprüngliche Ziel die Fähigkeit verlieren, den Impuls in Tätigkeit zu setzen. Auf solchen erfolgreichen Umwandlungen beruht die Zivilisation; die Erziehung kann unmittelbar verhältnismäßig wenig dazu tun, die Wandlungen selbst hervorzubringen, aber sie kann sie auf verschiedenste Art beeinflussen.

Die erste ist zwar negativ, aber von grundlegender Bedeutung für das Wachstum des Individuums. Sie hat zur Voraussetzung die Erkenntnis, daß die Erziehung zur Kultur bei der Geburt beginnt und daß die ersten sechs Lebensjahre ausschlaggebend sind; sie wird daher alle psychologischen Hemmungen für die geistige Entwicklung beseitigen und Bedingungen für die freie Entwicklung des Kindes zu sichern trachten. Solche Bedingungen anerkennt ja auch die Montessori-Gesellschaft als wünschenswert, wenn auch erst in einem späteren Stadium.

Neue Erkenntnisse in der Psychologie des Unbewußten ermöglichen uns ein besseres Verständnis der Rolle, die der Lehrer bei diesem Prozeß spielen kann. Neben dem Ich, das aus triebhaften Wünschen besteht, wächst im Kinde ein anderes Ich, das sich zunächst nach jenen Menschen formt, die in unmittelbare gefühlsbetonte Berührung mit dem Kind kommen, im Normalfall also nach den Eltern. In diesem Identifizierungsprozeß nimmt das Kind die Eigenheiten des einen oder anderen Elternteiles an; unter gewöhnlichen Verhältnissen identifiziert sich der Knabe mit dem Vater, das Mädchen mit der Mutter. Es handelt sich dabei nicht, daran müssen wir festhalten, um eine bewußte Nachahmung, sondern um ein Streben, die erwachsene Person zu sein, ein Streben, von dem das Kind selbst nichts weiß. Diesem zweiten Ich, diesem Über-Ich, wie Freud es genannt hat, verdanken wir das Erwachen des Gewissens. Nun kann aber, wie ich es schon gesagt habe, das Objekt eines instinktiven Impulses wechseln. Wenn das Kind in das schulpflichtige Alter kommt, wird statt der Eltern der Lehrer zum Objekt der Identifizierungsbestrebungen. Solch eine Identifizierung kann vollständig oder nur teilweise stattfinden, aber von diesem Prozeß hauptsächlich wird der Erfolg des Lehrers abhängen, d. h. ob er seine Schüler instand setzen kann, ihre primitiven Impulse in Einklang mit der Kultur ihrer Generation zu bringen.

Wenn meine Skizzierung der Methoden zur Zähmung der unbewußten Impulse richtig ist, so werden Sie wohl zu der An-

sicht kommen, daß die Erziehung zwar die ganze schwere Aufgabe auf sich nehmen muß, jede Generation aus „kleinen Wilden" — vom Standpunkt des Erwachsenen aus, denn vom psychologischen aus muß man sagen, daß das Kind amoralisch ist und nur zu bald ein Gewissen und sogar eine Supermoralität entwickelt — zu Menschen mit den hohen ethischen Forderungen meiner Zuhörer zu machen, daß aber ihre Aussichten recht ungünstig sind. Tatsächlich gibt ein österreichischer Pädagoge (Dr. Bernfeld) seinem letzten Buch über Erziehung den Titel „Sisyphos", weil der Erziehungsprozeß für jede Generation von Anfang an wiederholt werden muß. Nun gut, wenn das der Fall ist, brauchen wir darüber nicht mehr Tränen zu vergießen als über die Tatsache, daß jedes Individuum sein Leben als Parasit beginnt, daß es erst nach einer Reihe von mißglückten Versuchen aufrecht stehen lernt, daß es seine Milchzähne nur bekommt, um sie wieder zu verlieren, wenn die zweiten durchbrechen. Ohne den Satz vom Sündenfall zu unterschreiben, kann man doch an der Voraussetzung festhalten, daß vom Standpunkte der Erwachsenen aus die Natur des Menschen böse ist oder doch ihre engen Grenzen hat und daß er seine bemerkenswerten Leistungen nur kraft heroischer Zucht vollbringen konnte; und jede Erziehung trägt diesen Charakter.

Bevor ich mich mit anderen Möglichkeiten befasse, muß ich kurz die Verhältnisse ins Auge fassen, die die Möglichkeit einer Erziehung in menschlichen Angelegenheiten gebracht haben mögen. Die Instrumente, durch welche der Mensch instand gesetzt wurde, sein Wissen von Generation zu Generation zu erweitern, sind die Sprache und ihre Tochter, die Schrift. Prof. Elliot Smith bemerkt: „Im Augenblick, wo man es mit menschlichen Wesen zu tun hatte, die dank der Erwerbung der Sprache einander Mitteilungen zukommen lassen und die Früchte ihrer Erkenntnis kommenden Generationen übermitteln können, hat sich ein neuer Zustand der Dinge herausgebildet, für den wir nirgends anders eine genaue Parallele finden." Die in mündlicher und schriftlicher Tradition übermittelten Früchte der Erfahrung sind, wie Sie aus der Natur der Sachlage erkennen, nur von einem gewissen Alter an für das Kind verwertbar. Sie können keineswegs die Neigungen ändern, die es bei der Geburt auf die Welt mitbringt.

Nun, da wir das Instrument kennen, gibt es irgendeine wissenschaftliche Erklärung dafür, wie es zur Kulturentwicklung kam? Soweit ich die Dinge überblicke, läßt es sich nicht bestreiten,

daß die Menschheit insgesamt eine Tendenz zur Änderung zeigt (nennen wir es Fortschritt); dieselbe Erscheinung sehen wir auch täglich rings um uns im organischen Leben und die Physiker haben uns gelehrt, sie auch in der anorganischen Welt zu finden.

Soweit es uns Menschen betrifft, können wir uns wohl vorstellen, daß unter dem Druck des Daseinskampfes das Gebäude der Zivilisation durch Opfer in bezug auf die Art der Befriedigung primitiver Impulse errichtet wurde und daß er immer von neuem geschaffen werden muß, denn der Reihe nach wird jedes einzelne Individuum, wenn es am Gemeinschaftsleben Anteil gewinnt, gezwungen, um des Gemeinwohles willen das Opfer seiner instinktiven Wünsche zu wiederholen. Diese Auffassung macht die Annahme von ererbten Dispositionen, und von der Übermittlung von erworbenen Eigenschaften überflüssig. Das Ineinanderwirken von Geistigem und Physischem, das hiehergehören würde, ist ein zu weitläufiges Thema, um es hier zu berühren. Ich will nur betonen, daß „geistig" und „physisch" nicht als Ausdrücke für verschiedene Wirkungskreise gebraucht werden dürfen. Es sind nur zwei verschiedene Arten, die „an sich" nicht bekannten Vorgänge zu erfassen.

Meine bisherige Antwort auf die Frage, ob irgendein Erziehungsprozeß eine Wandlung des innersten Wesens hervorbringen kann, war also so weit negativ, wurde aber modifiziert durch meinen Versuch, zu zeigen, daß Änderungen in den Objekten und Zielen unserer primitiven Impulse erreicht werden können, um sie mit den Erfordernissen unserer Kultur besser in Einklang zu bringen. Das ist keine wirkliche Änderung, zeigt aber die äußeren Merkmale einer solchen. Der Unterschied ist nur, daß wir immer wachsam sein müssen. Es besteht für uns immer die Möglichkeit des Zurückgleitens — manche werden es wünschenswert nennen — in eine leichtere und weniger anstrengende Art von Gemeinschaftsleben.

Gibt es irgendwelche Verhältnisse, die die Erziehungsaufgabe weniger schwierig machen könnten? Ein Resultat der Psychoanalyse, das man wohl nicht voraussehen konnte, ist der Nachweis, daß Neigungen, Charakterzüge, die bisher der Erbanlage zugeschrieben wurden, in Wirklichkeit auf die Einwirkungen des Milieus zurückzuführen sind; genauer gesagt, daß die ersten Lebensjahre den Charakter und das Schicksal des Individuums bestimmen können; daß viele Züge, die man als ererbt ansah, in Wirklichkeit durch den psychologischen Prozeß der Identifi-

kation erworben wurden. Damit soll natürlich die Erblichkeit nicht bestritten werden, aber wir sehen, daß die Bedeutung der Milieus stark unterschätzt wurde, sowohl von den Sozialreformern, die alles Gewicht auf die Naturanlage legten, als auch von denen, die die Ernährungsfunktionen als das einzig Wichtige erklärten.

Im ganzen und großen können wir sagen, daß jedes Kind in Europa erzogen wird, um dem herrschenden religiösen, sozialen und ökonomischen Regime angepaßt zu werden. Es macht sehr wenig aus, ob man es mit den Kindern der Armen oder der Reichen zu tun hat, ob mit dem Sohn der Rebellen oder der Konservativen, des Prinzen, Aristokraten oder Bauern. Es ist ein Freihandelssystem, wo man auf dem Markt für den letzten Preis alle seine Güter verkaufen kann: Muskelkraft oder Frechheit, Bier oder Gehirn. Ich will nicht andere Systeme in Betracht ziehen, ich will nur versichern, daß sie möglich wären und daß die Wirkung einer solchen Veränderung der Umwelt auf das Kind unermeßlich wäre. Einige unserer Schriftsteller, z. B. Morris in „News from Nowhere" und Hudson in „The Crystal Age" haben es gewagt, die möglichen Veränderungen auszumalen. Keine dieser Utopien braucht wahr zu sein; wahr aber ist, daß die psychologische Veränderung ungeheuer und die Sisyphusarbeit des Lebens vielleicht wesentlich leichter wäre.

Wandlungen dieser Art hängen mit größeren und geringeren Veränderungen in der Umgebung des Individuums zusammen. Vom sozialen Standpunkt aus beruht jede Verbesserung für Individuum und Gesellschaft auf der Erziehung, selbst wenn wir, als Hypothese, annehmen wollten, daß mit dem Verschwinden der Hindernisse, Verbote und Hemmungen, Wachstum und Anpassung leichter vor sich gingen. Letztere ergibt sich im allgemeinen aus der Möglichkeit, das Über-Ich und das Ich in besseren Einklang miteinander zu bringen und so die intra-psychischen Konflikte zu verringern.

Wir müssen nun noch die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß das Unbewußte selbst sich ändert. Die Grenzen meines Themas verbieten es mir glücklicherweise, mich lange bei Methoden aufzuhalten, die heute gleichsam in der Luft liegen, wie Zuchtwahl oder angewandte Eugenik. Ich will mich auf das psychologische Gebiet beschränken und untersuchen, ob die Änderungen, die sich unter dem Druck der äußeren Verhältnisse vollziehen, jemals eine so untrennbare Verbindung mit unserem geistigen Wesen eingehen, daß sie zu einem festen Bestandteil unserer Psyche

werden; und ob die Schwierigkeiten der Anpassung an einen vorgeschrittenen sozialen Zustand von innen überwunden werden, so wie der Säugling die Abhängigkeit von der Mutter dadurch überwindet, daß er Zähne bekommt, oder wie Hand, Auge und Mund des Kindes sich zu gegenseitiger Übereinstimmung entwickeln.

Wenn wir einen Rückblick auf die wirre Menschheitsgeschichte werfen, so müssen wir, da uns nur dürftige Reste erhalten sind, einen großen Teil der frühen Geschichte uns von unserer Phantasie ausmalen lassen. Wir begreifen, daß gewisse Entdeckungen — und über die größten haben wir keine Nachrichten — den Gesichtskreis des Menschen von Grund aus verändert haben müssen. Zu den wichtigsten dieser Errungenschaften müssen wir den Ackerbau und die Zähmung der Tiere rechnen. Die Sprache, aus der ich die ganze Beziehungsmöglichkeit als etwas dem Menschen Eigentümliches herzuleiten wagte, stellt ein wesentliches Charakteristikum dar und eine Gattung von Lebewesen, die diese Möglichkeit, sich untereinander zu verständigen, nicht besitzt, wäre, auch wenn sie in jeder anderen Hinsicht den Menschen gliche, ihnen nicht zuzurechnen. Ackerbau bedeutet, daß der Mensch, um sein Leben zu fristen, nicht länger auf das Sammeln der zufällig wachsenden Früchte oder Beeren angewiesen ist, sondern die Zauberkraft besitzt, aus einem vieles zu machen; es kann also von nun ab mit ein paar Samen, die den Hunger eines Menschen für ein paar Tage stillen würden, der Unterhalt eines ganzen Stammes beschafft werden. Diese Tiere, die der Mensch in einer Zeit zähmte, aus der keine Nachrichten stammen, sind die einzigen, deren Zähmung ihm je gelungen ist.

Diese grundlegenden Errungenschaften müssen, sollte man glauben, die aggressiven Impulse des Ich verändert und die ersten erfolgreichen Versuche zu einer höheren Organisation als der der Horde begründet haben.

Wenn Sie mir nun gestatten wollen, meine Phantasie spielen zu lassen, so möchte ich nur für einen Moment die Möglichkeiten ausmalen, die sich infolge der Entdeckung des Unbewußten eröffnen. Ich beschäftige mich hier nicht mit den metaphysischen Spekulationen so vieler großer Philosophen von Spinoza bis E. v. Hartmann, sondern mit der genauen Kenntnis der Wirkung des Unbewußten in uns allen, die wir der Psychoanalyse verdanken. Ihr Resultat wird ganz verschieden sein von dem Wissen, welches über die äußere Welt gesammelt wird, gleichgültig ob von der Physik oder von der Physiologie; Wissenschaften, die

sich täglich leicht beherrschbare Vorstellungskreise unterwerfen. Diese Art der Psychologie handelt von den treibenden Kräften unseres geistigen Seins; sie entdeckt die geheimen Quellen unseres Strebens, unseres Tuns und unseres Versagens. Sie erforscht ein Geheimnis, dessen Enthüllung der Mensch tatsächlich mit all seinen Kräften zu verhüten trachtete. Wir finden, nicht daß wir alle Sünder sind, aber ganz genau, in welcher Art wir sündigen; wir finden, daß wir Zeitgenossen der nackten Wilden vergangener Jahrtausende sind. Wie bei so vielen schlimmen Nachrichten, die wir uns mitzuteilen fürchten, finden wir, daß wir diese Eröffnungen leichter ertragen können als wir dachten. Nun ist es, denke ich, offenbar, daß nur wenige Menschen — wenige der geistig kranken — die Psychoanalyse brauchen werden, um ganz zu gesunden; daß vielleicht nur wenige, die Wißbegierde und Mut in hohem Grad besitzen, sich entschließen werden, diese Wissenschaft gründlich zu studieren, auf die einzige Art, in der heute Wissenschaften studiert werden müssen, nicht aus Büchern, sondern im Laboratorium. Trotzdem bin ich so kühn zu glauben, daß das Verständnis des Unbewußten sich verbreiten und einen Teil des geistigen Rüstzeugs der Menschen überhaupt bilden wird. Das Unbewußte ist zeitlos und ich will ihm folgen, indem ich für meine Prophezeiung keine zeitliche Grenze angebe. Wenn einmal einige der dynamischen Faktoren des Unbewußten, die der libidinösen Strömungen, des unbewußten Egoismus, des unbewußten Schuldgefühls — denn der Mensch verbirgt sonderbarerweise auch vieles von seiner Moral vor sich selbst — nicht mehr eine Sache des erlernten Wissens, sondern des Wirklichkeitserfassens sind, dann wird, denke ich, das Unbewußte über die Erziehbarkeit hinausgewachsen sein, wenigstens teilweise, aber es wird dann von selbst in die Kanäle strömen, die die Männer und Frauen der Zukunft für die wünschenswertesten halten. Durch Wissenschaft Meister der Außenwelt, Meister ihrer selbst, wenn in ihnen für die mächtigen Kräfte der Liebe das Verständnis erwacht ist, gewachsen dem Hasse auf seinen uns verkrüppelnden Wegen und seiner Schwester, der Angst, die bisher verkleidet sich einschleicht, dann wird des Sehers Gesicht sich erfüllen, wir werden unsere Schwerter in Pflugscharen verwandeln, ohne solch ein künstliches Gebilde wie es z. B. der Völkerbund ist, aber nie, ohne die Hilfe eines Werkes, wie es das Montessorische ist.

Gedenkrede über Karl Abraham

(In der Trauerfeier der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung", 6. Januar 1926)

von

Theodor Reik

Aus dem Abraham-Gedenkheft (Bd. XII, Heft 2) der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", das außer einer nachgelassenen Arbeit von Abraham („Psychoanalytische Bemerkungen zu Coués Verfahren der Selbstbemeisterung") eine ausführliche Biographie und wissenschaftliche Würdigung Abrahams aus der Feder von Ernest Jones (London) enthält und auch die in den Trauerfeiern in Berlin, Wien und Moskau gehaltenen Reden wiedergibt.

Es sind kaum einige Tage, seit uns die Nachricht vom Tode Karl Abrahams erreichte, und es erscheint verfrüht, eine eingehende Würdigung seiner einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten und seines Wirkens geben zu wollen. Wir begnügen uns vielmehr damit, den Weg unseres Freundes in großen Zügen zu verfolgen, und müssen es einer späteren Zeit vorbehalten, auf die Bedeutung seiner einzelnen Leistungen einzugehen.

Abraham hatte als Assistent Bleulers bereits wissenschaftliche Beiträge zur klinischen Deskription der Geistes- und Gehirnkrankheiten veröffentlicht, als er mit den Freudschen Lehren bekannt wurde. Damals, 1904, waren erst einige der grundlegenden Werke Freuds erschienen. Es galt, größtenteils durch eigene Forschung, vieles, was im Dunkel geblieben war, aufzuhellen, sich befremdende Widersprüche zu erklären, Verbindungen zwischen einzelnen Tatsachengruppen herzustellen, ein großes Stück des abnormen Seelenlebens unter den Gesichtspunkten der Psychoanalyse verständlich zu machen. Das lebendige Interesse, die Arbeitslust und der Forschungsdrang des siebenundzwanzigjährigen Arztes wandten sich der neuen Wissenschaft zu. Die noch wenig untersuchte Psychologie geistiger Störungen zog ihn am stärksten an; mit ihr beschäftigten sich seine ersten analytischen Arbeiten. Nachdem er die Anstaltstätigkeit mit der freien psychotherapeutischen Praxis vertauscht hatte, erweiterte sich der Umkreis seiner Aufgaben und mit ihm der der Probleme, die seine wissenschaftliche Neugierde erregten. Schon die ersten Beiträge,

die Abraham lieferte, zeigten, daß es ihm nicht genug war, die analytischen Theorien zu überprüfen, sondern daß er die neuen Einsichten selbständig verarbeitete und durch sorgfältige und modifizierende Beobachtungen bereicherte. Bereits 1907 hatte er eine wichtige Ergänzung der Neurosentheorie geliefert, indem er das Erleiden sexueller Traumen als Form infantiler Sexualbetätigung erkannte und die Richtigkeit dieser Anschauung durch gute Beispiele nachwies. Jeder seiner folgenden kleinen Beiträge bedeutete einen Zuwachs neuer Einsichten; schon in diesen frühen Arbeiten trat einer seiner Vorzüge entschieden ans Licht, die Gabe der Differenzierung, welche die eigentlich wichtigste Fähigkeit des Forschers, der klinisch arbeitet, ausmacht. Der größte Teil seiner Schriften ist klinischen Untersuchungen gewidmet. Vertiefte Studien, die sich auf reiche Erfahrungen gründeten, ließen ihn den geglückten Versuch machen, eine Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Analyse seelischer Störungen zu geben. Ich brauche Ihnen nicht in Erinnerung zu rufen, welche Bedeutung dieser Arbeit zukommt. Sie knüpft an einen zehn Jahre zurückliegenden Versuch an, die manisch-depressiven Krankheitszustände auf psychoanalytischem Wege zu erklären, und stellt das Verhältnis der verschiedenen Formen psychoneurotischer Erkrankung zu den Stufen der Libidoentwicklung dar. Hier werden, den Spuren Freuds folgend, die Krankheitszustände der Melancholie und der manisch-depressiven Erscheinungen auf ihre tiefliegende psychosexuelle Wurzel zurückgeführt, ihre Entwicklung aus analytischen Voraussetzungen verständlich gemacht. Die künftige psychiatrische und neurologische Forschung wird an diese Arbeiten Abrahams, welche uns die bisher besten analytischen Einsichten in die Genese und Struktur dieser Krankheiten geben, anknüpfen müssen. Immer auf dem Boden der induktiven Forschung beharrend, hat er seine Studien den primitivsten Phasen der Libidoentwicklung zugewendet und hier die beste Fortführung und Ergänzung der Freudschen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" gegeben. Erst die Zukunft wird lehren, von welcher Bedeutung seine Untersuchungen der prägenitalen Libidoentwicklung und deren Auswirkungen auf den Charakter sind. Daneben floß ununterbrochen in bedächtiger Schnelle jener Strom kleinerer Arbeiten, deren jede, ein Muster analytischer Beobachtungsgabe und analytischen Scharfsinns, Erweiterungen unseres Wissens um Genese und Sinn der Neurosensymptomatologie brachte, komplizierte Erscheinungen aufklärte, auf bisher Unbeachtetes hinwies,

auf neue Quellen der Charakter- und Symptombildung aus Partialtrieben und erogenen Zonen aufmerksam machte, die ersten Einsichten in analytisch so schwer zu erfassende psychosexuelle Phänomene, wie es die Ejaculatio praecox ist, lieferte und entscheidende technische Fragen aufwarf und der Lösung näherführte. Berücksichtigt man, daß er daneben wertvolle Arbeiten zur Kunstgeschichte, Religionswissenschaft und Mythologie veröffentlicht hat, daß er sich — wovon seine vorletzte schöne Arbeit zeugt — anschickte, die analytischen Gesichtspunkte auch auf dem Gebiete der Kriminalistik zu verwerten, so wird man eine Ahnung — und kaum mehr als eine Ahnung — bekommen, wie weit er den Umkreis seiner Forschungsinteressen ausdehnte, ohne der Schärfe des Blickes und der Eindringlichkeit des Erkennens verlustig zu gehen.

Will man die Arbeitsweise Abrahams charakterisieren, so muß man davon ausgehen, daß er in erster Linie Kliniker war und blieb; ja, man muß sagen, daß mit ihm der beste klinische Beobachter aus der Schülergruppe Freuds ausgeschieden ist. Als er später seine Aufsätze sammelte, konnte er auch seine früheren Arbeiten unverändert publizieren, obwohl in der Zwischenzeit manche Korrekturen und Ergänzungen hinzuzufügen waren, wie er selbst hervorhob. Die wesentlichen Ergebnisse seiner Untersuchungen konnten bestehen bleiben; keine war als prinzipiell irrig zu verwerfen, weil sie sich auf lange dauernde, sorgfältige Beobachtungen gründeten. Die rein empirische Gewinnung der Resultate seiner Untersuchungen muß besonders betont werden; es handelte sich immer um konsequente und geduldige analytische Arbeit, die dazu geführt hatte. „Ich glaube," schreibt er einmal, „jeder spekulativen Überschreitung des empirischen Bodens entsagt zu haben." Niemals hat er versucht, eine abgerundete Theorie zu geben, er hat im Gegenteil immer wieder auf Lücken und Mängel des Gebotenen selbst aufmerksam gemacht. Mit seiner Beobachtungsgabe aber verband sich Scharfsinn und eine seltene Fähigkeit zur Einfühlung. Man sah seinen Arbeiten an, wie sorgfältig sie vorbereitet waren, wie sich ihre Resultate langsam aus der Erfahrung destilliert hatten. Fast alle gehen auf eine größere Anzahl durchgeführter Analysen zurück. Was er dort gefunden hatte, brachte er in eine knappe, durchsichtige Form, die fast zu nüchtern, fast zu wortarm anmutete. Man wird vergebens überraschende Schönheiten der Diktion, vergebens tiefsinnig Klingendes in seinen Schriften suchen, aber es findet sich auch nichts Verwirrendes und Verworrenes. Hier herrscht eine Klarheit, die ge-

rade den vielfältigen und komplizierten Sachverhalten des Seelischen, der Mannigfaltigkeit und Sprödigkeit des beobachteten Materials gegenüber in hohem Maße erstaunlich ist. Es werden Verbindungsfäden durch den vielgestaltigsten Stoff verfolgt bis in die feinsten Auswirkungen, bis in die verborgensten Falten. Die Art der Problemdarstellung, die Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, die ersten Ansätze zur Lösung, die Berücksichtigung der Vielartigkeit der Erscheinungen, das Fortschreiten von ersten Eindrücken zu erneuter Erfahrung und schließlich zu Theorien, die dem Beobachtungsmaterial immer nahe bleiben und an ihm verifiziert werden — wir haben diese Züge oft bei Abraham bewundert. Gewiß, seine analytische Begabung hatte bestimmte Grenzen, aber er kannte sie, hat sie gelegentlich in privatem Gespräch selbst hervorgehoben und ist nie über sie hinausgegangen. Er hat es nie vermocht, in einem gewaltigen Al-Fresco-Entwurf, unbekümmert um einzelne Widersprüche der Wirklichkeit, ein großes Problem zu umfassen. Er ging immer von einem engbegrenzten, speziellen Thema aus, aber es bleibt unvergessen und unvergeßbar, wie er dies ausführte und wie sich der enge Rahmen erweiterte und den Ausblick in die Weite gestattete. Niemals hat er dem Leser oder Hörer durch die Größe der Konzeption imponieren können, aber er hat, von einer Partialfrage ausgehend, immer gezeigt, zu wie wichtigen Folgerungen man von dort aus gelangen kann. Es war am Ende immer, wie wenn die Wände eines engen Raumes allmählich zurücktreten. Immer hat er uns den Eindruck hinterlassen, daß unser Verständnis und unser Wissen durch das Gebotene vertieft wurden und daß, was er sagte, nur ein Bruchteil dessen war, was er hätte sagen können und was auszusprechen Vorsicht und wissenschaftliche Zurückhaltung ihm noch verwehrten. Eine Vorsicht, die nicht der Tapferkeit besserer Teil war, sondern ihre notwendigste Ergänzung im Dienste der Forschung. Er war — als wissenschaftlicher Arbeiter — nie verwegen, aber immer tapfer, nie bestrebt, die großen Fragen des Seelenlebens aus leichtem Handgelenk zu lösen, aber ernsthaft, mit unermüdlicher Geduld und Zähigkeit bemüht, Licht in einzelne verborgene Zusammenhänge zu bringen, nicht genial, aber vortrefflich, nie hinreißend, aber immer überzeugend.

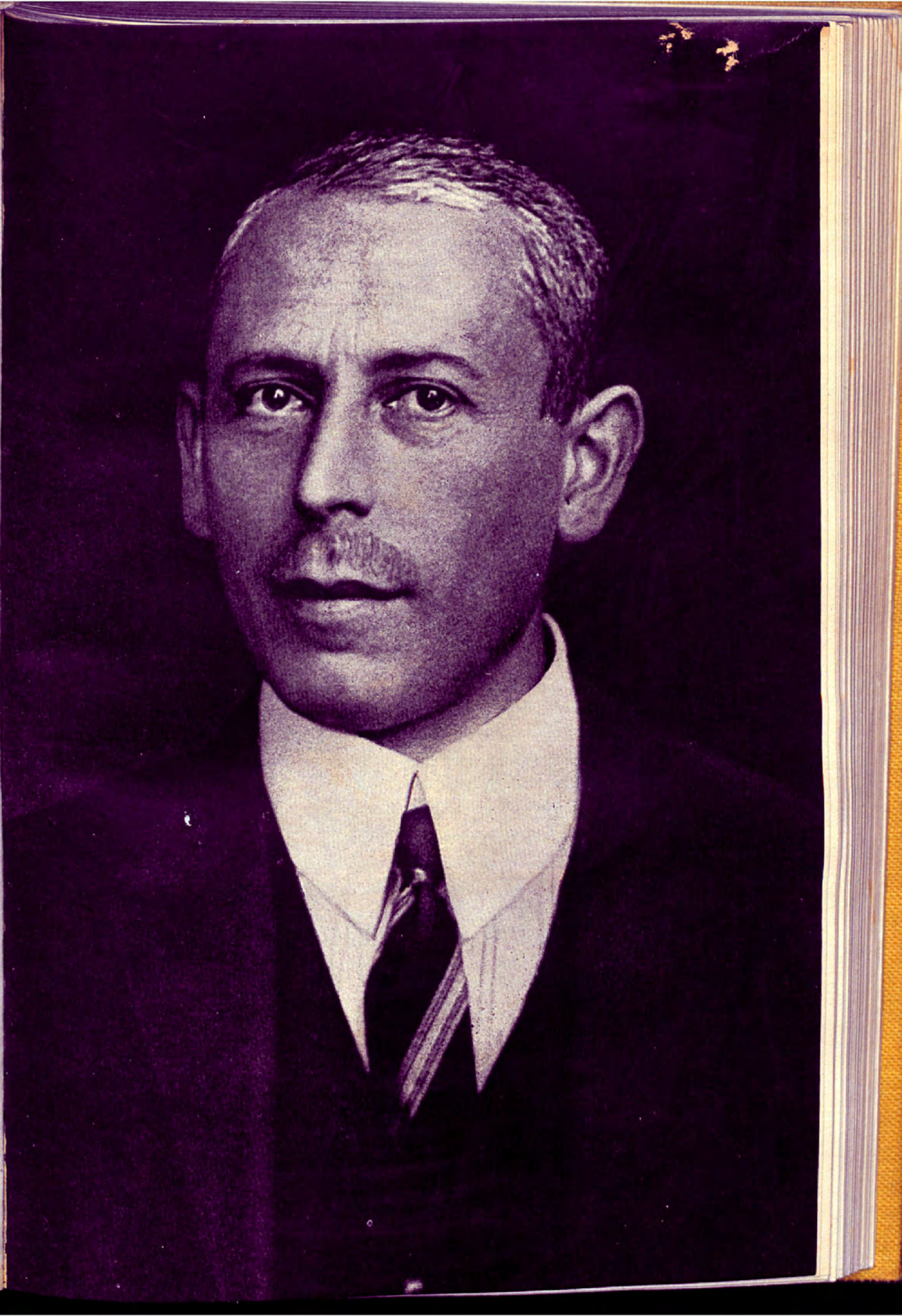
Seine Tapferkeit hatte den Charakter des Unbeirrbaren, die sich auf das Ganze des eigenen wissenschaftlichen Strebens bezog und doch bescheiden die Möglichkeit des einzelnen Irrtums einräumte. Er hörte aufmerksam, was ihm andere zu sagen hatten,

immer willig, fremdes Verdienst anzuerkennen; aber er fand die strengsten Maße für die eigene Leistung in sich selbst.

Abraham war auch als Arzt von ungewöhnlicher Gleichmäßigkeit. Er gehörte nicht zu jenen Ärzten, welche über die Unzulänglichkeit ihrer Wissenschaft durch allzu selbstsicheres Auftreten hinwegtäuschen; zu sehr hatte er erkannt, wie weit die Medizin noch von einer idealen Therapie entfernt ist. Aber das Gefühl ruhiger Sicherheit, das er zeigte, teilte sich allmählich seinen Kranken mit. Gleich weit von Überschätzung wie Unterschätzung der Wirksamkeit der analytischen Therapie entfernt, konnte er in ihnen die Überzeugung erwecken, daß sie in bester Obhut seien und daß sie seiner unbedingten Ehrlichkeit vertrauen durften. Er sprach selten, aber sein Schweigen war beredt und in besonderer Art drängend und aufmunternd; seine Stimme klang in ihrem dunklen Timbre ruhig und beruhigend. Kühl und auf Distanz bedacht, wenn es galt, doch menschlich nahe, war er des Vertrauens seiner Schüler und Patienten sicher. Es war nicht Zufall, daß er den Begriff der Postambivalenz geprägt hat; er schien in der Analyse selbst wie eine Verkörperung postambivalenten Interesses. Ein Patient, der bis spät in die Krankheitszeit Abrahams in seiner Analyse blieb und ein oder das andere Mal Zeuge der Hustenanfälle und der Atemnot seines Arztes war, gab unlängst die treffendste Charakteristik: Dr. Abraham sei ihm wie Horatio erschienen, als „ein Mann, der Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Dank genommen".

In der Analyse sowie im privaten Gespräch brach bei ihm gelegentlich ein Stück eigenartig trockenen Humors durch, das seinen Schriften ferngeblieben war. Ein einziges Mal konnte ich darin eine pessimistische Note hören: als ich ihn in diesem Sommer nach der ersten schweren Erkrankung in der von ihm so geliebten Schweiz besuchte, bemerkte er, daß er am Gehen bergauf noch durch Atemnot gehindert sei. Lächelnd und mit seltsamer Selbstironie fügte er hinzu: „Aber bergab geht's gut mit mir."

Beruf wie Neigung drängte ihn gleichermaßen dazu, auch Lehrer der jungen Generation der Analytiker zu werden: auch in dieser Eigenschaft war er ruhig, geduldig und gleichmäßig. Seine Erklärungen, sparsam und sachlich gegeben, klärten den Schüler wirklich auf; sie waren von grauer Theorie möglichst entfernt und suchten das Erklärungsbedürftige möglichst aus dem Leben des Schülers selbst, aus gesammelten Beobachtungen von dessen Charakterzügen, Gewohnheiten und Eigenschaften verständlich zu machen.



Warum es leugnen? Manche Analytiker meinten, ihre frühe Unabhängigkeit von ihrem Lehrer sowie ihre Selbständigkeit zu beweisen, indem sie sich rasch von seinen Einwirkungen emanzipierten und in betontem Gegensatz zu ihm traten. Man hat sich gelegentlich auf das Wort Nietzsches berufen: „Man vergilt seinem Lehrer schlecht, wenn man immer nur sein Schüler bleibt." Allein, was in jenem Ausspruch berechtigt ist, hat nichts mit der — wir können es nicht anders nennen — unanständigen Eile zu tun, mit der heute die sogenannte „Überwindung" des Lehrers vor sich geht. Wir hoffen, daß die Schüler Abrahams gerade durch die analytische Einsicht, die sie durch ihn gewonnen haben, davor geschützt sind, die seelischen Relationen zwischen Lehrer und Schüler in ihrer tiefen und dauernden Wirksamkeit zu unterschätzen, daß sie, auch wenn sie längst eigene Wege zu gehen gewohnt sind, sich dessen bewußt sind: was ihnen ihr Lehrer war, bleibt er ihnen doch.

Unbeirrbarkeit und Verläßlichkeit, denen sich Züge norddeutscher Reserve und Nüchternheit beimengten, bewies er auch in der Gründung und Führung der Berliner Psychoanalytischen Vereinigung, sowie in der Arbeit für die Poliklinik, die er in Gemeinschaft mit Dr. Eitingon leistete. Man muß sich gegenwärtig halten, was es einmal bedeutete, auf dem spröden Boden Berlin, im Deutschen Reiche Wilhelms II. für die Psychoanalyse um die ernste Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise zu werben, was es in einer Zeit des flachsten gesunden Menschenverstandes, in dessen Namen die größten Dummheiten behauptet wurden, bedeutete, für die Theorien des Unbewußten als geachteter Arzt einzutreten und die analytische Bewegung trotz dem dumpfen Widerstand der Umwelt zu jener Bedeutung zu führen, die sie heute auf deutschem Boden besitzt. Als Führer einer sich steigernden Anzahl mutiger Pioniere, nicht durch äußere Zeichen, aber durch alle inneren, eroberte er mühsam jeden Fußbreit Boden, blieb gefestigt und gefaßt allen Wechselfällen draußen und im eigenen Lager gegenüber, blieb bedachtsam, ohne im kleinlichen Sinne Bedenken zu haben. Hilfsbereit jedem gegenüber, der es ehrlich meinte, war er bei aller Liebenswürdigkeit doch meistens zurückhaltend und beobachtend, als bliebe er des Rates des Polonius *„Give every man thy ear, but few thy voice"* eingedenk.

Es kann schwer vermieden werden, daß uns jedes ernste und wichtige Ereignis, das in unser Leben tritt, nach einiger Zeit

langsam wieder zu analytischen Gedankenzügen zurückführt. Die Psychoanalyse hat uns gezeigt, daß alle Trauer mit unbewußten Selbstvorwürfen verbunden ist, die sich auf bestimmte Gefühlseinstellungen dem Verstorbenen gegenüber zurückführen lassen. Diese Selbstvorwürfe, so typisch sie auch sind, erscheinen doch je nach den Beziehungen des Einzelnen zu dem Verstorbenen individuell verschieden; einer ist indessen, wie ich glaube, allgemeiner Natur. Er wurde mir unlängst durch den Ausspruch eines kleinen Jungen, den ich hörte, wieder zum Bewußtsein gebracht. Der vierjährige Sohn einer Patientin sah auf der Straße einen Leichenzug und fragte, was das sei. Die Mutter erklärte ihm, was der Tod und das Begräbnis bedeuten; das Kind hörte aufmerksam zu und fragte dann mit großen Augen: „Aber wozu ist denn die Musik? Er ist ja tot und hört es nicht mehr.“ Es liegt ein ernster und tiefer Sinn in der Einfalt dieses kindlichen Ausspruches. Er läßt uns beschämt die Unzulänglichkeit, ja Ohnmacht unserer Worte gegenüber dem großen Schweigen erkennen; er führt uns aber auch zu der beschämenderen Frage: Müssen solche Ereignisse eintreten, daß wir sagen, ausdrücken können, wie wir unsere Freunde schätzen und lieben?

Dennoch heißt uns, bevor wir die uns allen vorgezeichnete Straße weiterziehen, inneres Bedürfnis gebieterischer als Ziemlichkeit, Karl Abraham zum letzten Male grüßen als einen der wertvollsten und erfolgreichsten Pioniere unserer jungen Wissenschaft. Seine Lebensarbeit, unvollkommen wie jede wissenschaftliche Bemühung, war doch vollkommen in ihrer Art; Stückwerk wie jede Forschung, war sie doch ein Ganzes. In der Fruchtbarkeit seiner wissenschaftlichen Leistung sowie in der Nachwirkung im Leben und in der Arbeit seiner Schüler wird das Werk den Meister loben, der allzufrüh unsere Reihen verlassen hat.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Aussprüche von G. Ch. Lichtenberg

Wenn Leute ihre Träume aufrichtig erzählen wollten, da ließe sich der Charakter eher daraus erraten, als aus dem Gesicht.

Seitdem er eine Ohrfeige bekommen hatte, dachte er immer, wenn er ein Wort mit einem O sah, als Obrigkeit, es heiße Ohrfeige.

Ich kann nicht sagen, daß ich ihm feind gewesen wäre, aber auch nicht gut, es hat mir nie von ihm geträumt.

Die Geschichte eines Hochstaplers
im Lichte psychoanalytischer Erkenntnis

von
Karl Abraham

Das an dem Tage, da Abraham starb, zu Weihnachten 1925 erschienene Heft der „Imago" (Bd. XI, Heft 4) enthielt diese Arbeit, die letzte, die Abraham selbst noch in den Druck gab. Das einige Monate darauf erscheinende Abraham-Gedenkheft der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" konnte dann noch aus dem Nachlasse die „Psychoanalytischen Bemerkungen zu Coués Verfahren der Selbstmeisterung" veröffentlichen.

Die klinische Beobachtung, an welche der nachfolgende kriminalpsychologische Versuch sich anlehnt, entstammt nicht der psychoanalytischen Praxis im strengen Sinne des Wortes. Es handelt sich um die Schicksale eines Mannes, den ich im Jahre 1918 als Militärarzt psychiatrisch zu begutachten hatte, und den ich fünf Jahre später unter eigentümlichen Umständen wiedersah. Die gemessene Zeit einer gerichtlich angeordneten Beobachtung, ebenso wie die Arbeitsverhältnisse auf einer Untersuchungsstation ließen eine regelrechte Psychoanalyse nicht zu.

Nun bietet aber das Leben jenes Mannes — den ich fortan „N." nennen werde — in psychologischer Hinsicht ganz Außergewöhnliches dar; ein in neuerer Zeit eingetretener Umschwung seines sozialen Verhaltens steht in einem grellen Widerspruch zur psychiatrischen Erfahrung. Eben dieses Außergewöhnliche und mit der Erfahrung Kontrastierende erfährt aber eine befriedigende Aufklärung, wenn wir ganz geläufige, empirisch fest begründete Ergebnisse der Psychoanalyse zu Rate ziehen. Anderseits erscheinen aber die Tatsachen des Falles N. wohl geeignet, die Psychoanalyse auf eines ihrer künftigen Anwendungsgebiete — die Kriminalistik — in besonderer Weise hinzulenken. Ich hege darum die Hoffnung, daß die Eigentümlichkeiten des Falles seine Publikation in dieser psychoanalytischen Zeitschrift vor den Augen der Leser rechtfertigen werden.

*

N. war 22 Jahre alt, als er in den Militärdienst eintrat. Er hatte schon damals eine Reihe von Freiheitsstrafen durch bürgerliche Gerichte in verschiedenen Ländern erlitten. Unmittelbar aus der letzten Strafhaft wurde er der Truppe überwiesen, bei welcher er seine soldatische Ausbildung empfing. Seine Vorgesetzten waren über seine bisherige Lebensführung genau unterrichtet. Dennoch wiederholte sich, was sich in N.'s Vorleben bereits viele Male abgespielt hatte. In kürzester Zeit hatte er sich die allgemeinen Sympathien erworben, genoß das besondere Vertrauen seiner Kameraden und nahm beim Führer der Kompanie eine Vorzugsstellung ein. Zu gleicher Zeit aber begann er auch das Vertrauen der anderen zu mißbrauchen. Doch in dem Augenblick, da seine Betrügereien ans Licht zu kommen schienen, erhielt er, zugleich mit einer Anzahl seiner Kameraden, einen Marschbefehl, der ihn an die Balkanfront versetzte.

Da man beim Feldregiment über N.'s Vorleben nichts wußte, so wurde es ihm hier noch leichter gemacht, durch gewandtes Auftreten das Vertrauen der maßgebenden Personen zu gewinnen. Als Zeichner von Beruf fand er bald eine entsprechende Verwendung. Sein Auftreten ließ ihn aber auch besonders geeignet erscheinen, geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Und so vertraute man ihm alsbald Gelder an und ließ ihn in den Städten des Etappengebietes Einkäufe für die Truppe machen. In der Stadt „X" lernte er ein paar Soldaten kennen, die dort auf großem Fuße lebten. Da ergriff ihn sofort seine alte Neigung, von der später die Rede sein wird. Er trat ebenfalls als großer Herr auf und hatte in vier Tagen von dem ihm anvertrauten Gelde 160 Mark verbraucht. Auf einer zweiten solchen Reise erfuhr er, daß man seine Unterschlagungen bereits bemerkt hatte. Nun kehrte er nicht mehr zum Regiment zurück, sondern fuhr nach einer größeren Stadt. Hier versah er seine Uniform mit Tressen, um fortan als Unteroffizier aufzutreten. Außerdem hatte er sich bei seiner Truppe Eisenbahnfahrscheine angeeignet und sie mit Stempeln versehen, so daß er nunmehr ganz nach Belieben nach allen Richtungen der Windrose reisen konnte. So kam er auch wieder nach Deutschland. Aber die scharfe Kontrolle und die Begegnung mit früheren Bekannten machten ihm, besonders in Berlin, einen längeren Aufenthalt unmöglich. So wandte N. sich eines Tages nach Budapest, nachdem er sich vorher noch die Abzeichen als Vizefeldwebel zugelegt hatte. Von dort zog er, stets die Ausweise fälschend, nach Bukarest weiter. Hier war die militärische Kontrolle so

wachsam, daß N. nach Budapest zurückkehrte. Er wußte sich dort Zutritt zu angesehenen Familien zu verschaffen, erbot sich in gewinnender Form zur Besorgung von Lebensmitteln, erhielt beträchtliche Vorschüsse von seinen Auftraggebern, verbrauchte das Geld aber für seine eigenen Zwecke und lieferte die versprochenen Lebensmittel nicht. Als ihm in Budapest der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, wandte er sich nach Wien, wurde hier aber bald ergriffen und dann in die heimatliche Garnisonstadt überführt. Schon an dieser Stelle sei darauf aufmerksam gemacht, daß N. mit größter Leichtigkeit Menschen jeden Alters, Standes und Geschlechts für sich einzunehmen wußte, um sie dann zu betrügen, daß er dagegen niemals besondere Geschicklichkeit zeigte, dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. Erst wenn er gefangen saß, erwachte seine Agilität wieder; es kam dann vor, daß er in kurzer Zeit seine Wächter sorglos gemacht hatte und den Weg zur Freiheit fand, ohne im geringsten Gewalt anzuwenden.

Als N. sich zweieinhalb Monate in Untersuchungshaft befand, war sein Einfluß auf die im übrigen gewissenhaften und erfahrenen Aufseher soweit gediehen, daß die Tore sozusagen von selbst vor ihm aufsprangen. Einer der Aufseher wurde während eines Gespräches mit N. abgerufen und ließ, völlig sorglos geworden, seine Schlüssel in der Zelle des Gefangenen zurück. Der nahm sie, öffnete die verschlossenen Ausgänge und war in Freiheit. Er wanderte bis zu einer kleinen Eisenbahnstation, bestieg dort einen Zug und verließ ihn bei der Ankunft in der nächsten Großstadt; überall gelang es ihm, die kontrollierenden Beamten zu täuschen. Drei Wochen arbeitete er als Dekorateur in einem Warenhaus. Die Gefahr des Entdecktwerdens nötigte ihn dann, die Stadt zu verlassen. Mit gefälschten Ausweisen gelang es ihm, Deutschland zu durchqueren. In einer Großstadt trat er wieder als großer Herr auf, führte sich als Kunsthistoriker ein, erhielt auf seine schwindelhaften Angaben von seinen neu gewonnenen Gönnern Geld und gab es mit vollen Händen aus . . . Nach einiger Zeit solchen „Zivillebens“ mußte er den Schauplatz seines Wirkens verlegen. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin fuhr er abermals nach Budapest. Hier war es, wo er zum ersten Male die Uniform eines Offiziers anlegte. Als „Leutnant“ kehrte er nach Deutschland zurück und lebte monatelang auf großem Fuße in einer Reihe von Badeorten, doch nur in den elegantesten. Überall fand er als junger Offizier Zutritt zur Badegesellschaft. Sein sicheres

und liebenswürdiges Auftreten ließ ihn stets nach kürzester Zeit zum Mittelpunkt eines großen Kreises werden. Wurde in einem Seebad die Gefahr der Entdeckung seiner zahllosen Schwindeleien zu groß, so verschwand er und suchte einen großen Kurort in Oberbayern auf, um nach einiger Zeit wieder in einem Seebad aufzutreten. Mittlerweile ließ er sich zum Oberleutnant avancieren, d. h. bis zu dem höchsten Rang, den er, seinen Jahren entsprechend, erreicht haben konnte. Niemand ahnte, welche Bewandtnis es in Wirklichkeit mit dem jungen Offizier hatte, der mit Kriegsdekorationen geschmückt war und in ebenso interessanter wie bescheidener Form von seinen Erlebnissen zu erzählen wußte. Schließlich aber wurde er doch verhaftet und wiederum in seine Garnisonstadt überführt.

Das Strafverfahren gegen ihn nahm einen gewaltigen Umfang an; hatte er sich doch der Fahnenflucht schuldig gemacht, sich eigenmächtig einen militärischen Rang beigelegt und eine außerordentliche Zahl von Unterschlagungen, Fälschungen und betrügerischen Handlungen begangen.

Der mit der Untersuchung betraute Kriegsgerichtsrat zeigte volles Verständnis und Interesse für N.s psychologische Eigenart, und da er irgendeine Art krankhaften Zwanges als treibende Kraft in N.s Verhalten vermutete, so wurde die psychiatrische Beobachtung des Beschuldigten angeordnet.

Ich besuchte N. zunächst ein einzelnes Mal in der Untersuchungshaft, mußte aber sofort erkennen, daß die Kompliziertheit des Falles eine längere Beobachtung auf meiner Station erfordern würde. Diese letztere aber besaß keine genügenden Einrichtungen, um das Entweichen eines Untersuchungsgefangenen — und eines so gewandten — zu verhüten. Auf meinen entsprechenden Hinweis verfügte das Gericht, daß N. in einem Zimmer des Dachstocks untergebracht werde. Um seine Flucht zu verhindern, wurde eine besondere Bewachung eingerichtet. Es sollten ständig drei besonders zuverlässige und intelligente „Gefreite" vor N.s Zimmer Wache halten. Um eine Beeinflussung durch N. zu verhüten, wurden die Wachen streng angewiesen, sein Zimmer nicht zu betreten und sich auf kein Gespräch mit ihm einzulassen.

So wurde N. eines Tages von seinen drei Wächtern in das Lazarett überführt, und dieser Akt vollzog sich ohne Schwierigkeit. Zehn Minuten nach der Aufnahme wollte ich mich davon überzeugen, ob N. den Vorschriften gemäß untergebracht und beaufsichtigt sei. Zu meinem Erstaunen fand ich vor dem Zimmer

keine Wache, sondern nur ein paar Stühle. Beim Eintritt in das Zimmer aber bot sich mir ein unerwartetes Bild. N. saß zeichnend an einem Tisch. Einer seiner Wächter saß ihm Modell zu einer Zeichnung, und die beiden anderen schauten zu. Es ergab sich, daß N. seine Wächter bereits auf dem Wege zum Lazarett für sich gewonnen hatte, indem er von seiner Zeichenkunst erzählte und sie zu porträtieren versprach. Übrigens verlief N.s mehrwöchiger Aufenthalt auf der Station ohne irgendwelche Fluchtversuche oder sonstige Unregelmäßigkeiten.

Um zu einem Urteil über N.s geistigen Zustand zu gelangen, mußte ich vor allem die Geschichte seiner Jugend kennen lernen. Da er ein Virtuose auf dem Gebiet der phantastischen Erzähluugen zu sein schien, so waren seine eigenen Berichte mit Vorsicht aufzunehmen und durch Erkundigungen an informierten Stellen nachzuprüfen. Ich kann aber sogleich hinzufügen, daß N.s Angaben über seine gesamte Vergangenheit in keinem Widerspruch zu den amtlichen Nachweisen standen. Ich konnte niemals feststellen, daß er in den vielen Gesprächen mit mir jemals etwas unterdrückt, fälschlich hinzugesetzt oder zu seinen Gunsten verändert hätte. Im Gegenteil sprach er von allen seinen Verfehlungen mit größter Offenheit, so wie sich das auch später bei der gerichtlichen Verhandlung wiederholte; nur intimere Einblicke in sein Seelenleben zu geben war er nicht geneigt.

Ich erfuhr bald, daß N.s unerlaubte Handlungen auf sehr frühe Lebensjahre zurückgingen, und die Akten einer Besserungsanstalt, in welcher sich N. während mehrerer Jahre als „Fürsorgezögling" aufgehalten hatte, bestätigten diese Angaben vollauf.

N. war das jüngste aus der langen Kinderreihe einer kärglich lebenden Beamtenfamilie. Hinsichtlich erblicher Belastung durch geistige Erkrankungen in der Familie war nichts von Bedeutung festzustellen. Was bei dem Knaben aber — ganz im Gegensatz zu seinen älteren Geschwistern — schon in frühester Zeit hervortrat, das war eine unbändige Großmannssucht. Als er in seinem fünften Lebensjahr die Vormittage in einem Kindergarten zubrachte, wandte er sich von den weniger gut gekleideten Kindern ab und spielte nur mit denjenigen, die den wohlhabenderen Familien angehörten. Kaum war er in die Schule eingetreten, so sah er mit Neid, daß manche Knaben diesen und jenen Gegenstand in schönerer Ausstattung besaßen als er; sie hatten etwa eine bunt lackierte Federschachtel oder einen Bleistift von besonderer Farbe. Da ging der Sechsjährige eines Tages in einen Schreibwarenladen nahe

dem Schulhaus und gab sich als Sohn eines in der Nachbarschaft wohnenden Generals aus. Sofort lieferte man ihm die Gegenstände seiner Sehnsucht auf Kredit. Nun konnte er sich stolz neben den Söhnen der wohlhabenden Familien zeigen. Bald freilich wurde sein erster Betrug entdeckt und bestraft, aber der Wunsch, es mit den glücklicheren Kameraden aufnehmen zu können, blieb unbezähmbar und fand in weiteren unrechtmäßigen Handlungen seinen Ausdruck. Einer der Schulkameraden besaß eine große Armee von Bleisoldaten, während N. nur wenige sein eigen nannte. Die Sehnsucht, dem Mitschüler nicht nachzustehen, ließ ihn nicht ruhen. Endlich entwendete er seiner Mutter einen Betrag von 6 bis 7 Mark, legte ihn sofort in Bleisoldaten an und zeigte dem Kameraden, daß er ebensoviele und schöne Soldaten besaß wie jener.

Von Anfang an trat in der Schule N.s gute Begabung hervor. Allem Anschein nach waren seine Leistungen aber nur dann seinen Anlagen entsprechend, wenn er sich vom Lehrer irgendwie besonders beachtet oder bevorzugt fühlte. Wiederholt trug er sich mit abenteuerlichen Fluchtplänen. Einmal erlangte er von seinem Lehrer durch schwindelhafte Angaben Geld. Andere Male lieh er von Mitschülern Bücher und verkaufte sie. Der Versuch, ihn eine höhere Schule durchmachen zu lassen, scheiterte an dem Mangel an Ausdauer. Stets trat der phantastische Zug in N.s Wesen hervor; einer seiner Lehrer äußerte von ihm, er scheine an Größenwahn zu leiden. So wurde der Schulbesuch unterbrochen, und N. trat eine kaufmännische Lehrstelle an.

Bis dahin hatten sich N.s unerlaubte Handlungen zumeist innerhalb der Familie und Schule abgespielt. Als Lehrling veruntreute er alsbald Geldbeträge aus der „Portokasse“ und verlor seine Stellung nach etlichen Monaten. Eine zweite Stellung sagte ihm nicht zu, und er blieb nach wenigen Tagen eigenmächtig fort. In einer Gärtnerei untergebracht, lief er auch dort bald davon, geriet in schlechte Gesellschaft, trieb sich umher und wurde schließlich der „Fürsorge-Erziehung“ unterstellt.

In der Erziehungsanstalt spielte sich nun ab, was sich später so oft wiederholen sollte. Der Direktor erkannte N.s künstlerische Begabung, ebenso wie sein Begehren nach gesellschaftlichem Aufstieg, und versuchte N.s Leben in beiden Hinsichten in geordnete Bahnen zu lenken. N. fühlte sich als Vorzugsschüler verhältnismäßig wohl, und eine Zeitlang gab es anscheinend keine Klagen über ihn. Durch Vermittlung des Direktors wurde N., obwohl

noch Fürsorgezögling, zum Besuch der Kunstgewerbeschule in einer anderen Stadt zugelassen. Hier fehlte ihm der Halt an seinem väterlichen Gönner, und nach kurzer Zeit bereits war N. in ein gerichtliches Strafverfahren verwickelt und mußte die Schule verlassen. In die Erziehungsanstalt zurückgekehrt, zeigte er ein ähnliches Verhalten wie so viele junge Menschen in gleicher Lage. Irgendeine wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung gab ihm den Anlaß zum Fortlaufen, und die kurze Zeit, welche er alsdann in Freiheit zubrachte, war mit mancherlei unerlaubten Handlungen ausgefüllt.

Mit neunzehn Jahren tauchte N. in Berlin auf, fand Stellung, arbeitete aber kaum, spielte den großen Herrn und machte betrügerische Schulden. Es gelang ihm, zu den gesellschaftlichen Kreisen Zutritt zu finden, die immer das Ziel seiner Sehnsucht gewesen waren. Der Fürsorgezögling wurde ein beliebter Gast in sehr exklusiven studentischen Verbindungen. In Kleidung, Lebensweise und Auftreten hatte er sich ganz den „oberen Zehntausend" angeglichen. Nur die Mittel dazu stammten aus dunklen Quellen, und schließlich mußte N. sich der drohenden Verhaftung durch die Flucht entziehen. Nun begann eine abenteuerliche Wanderung durch Süddeutschland, Tirol und die Schweiz. Überall machte N. sich strafbar, indem er Zechprellereien und sonstige betrügerische Handlungen beging, und wurde von den verschiedensten Gerichten verfolgt. In der Schweiz verbüßte er eine Gefängnisstrafe von einem Monat, mußte dann das Land verlassen und wurde nun in Deutschland für eine Reihe von früheren Delikten bestraft. Er wanderte von Gericht zu Gericht, von Gefängnis zu Gefängnis. Während der letzten Strafhaft erwarb er sich schnell das Wohlwollen des Gefängnisdirektors und wurde mit der Führung der Bibliothek betraut. Als er alle Strafen verbüßt hatte, trat er, wie eingangs erwähnt, in den Kriegsdienst (1915).

Indem ich alle psychologischen Bemerkungen zum Fall N. auf einen späteren Zusammenhang verschiebe, will ich hier nur den Tenor des Gutachtens im Auszug wiedergeben. Eine geistige Störung im gewöhnlichen Sinne des Wortes war bei N. in keiner Weise feststellbar. Von einem intellektuellen Defektzustand konnte nicht die Rede sein; im Gegenteil hatte ich mit einem Mann zu tun, dessen Intelligenz über dem Durchschnitt stand, und der außerdem beträchtliche künstlerische Gaben aufwies. Die Abweichung von der Norm lag ausschließlich im sozialen Verhalten des Untersuchten. Ich nahm eine tiefgreifende Störung des Gefühls-

lebens an, aus welcher sich gesellschaftsfeindliche Antriebe herleiteten. Derartige Impulse waren bei ihm selbst unter den günstigsten Verhältnissen .jeweils nur für kurze Zeit ausgeblieben; bald waren sie mit offenbar zwingender Gewalt wieder zum Durchbruch gelangt.

Die klinische Deskription spricht in derartigen Fällen von ethischen Defektzuständen. Das herrschende Strafgesetz aber erkennt einen Einfluß solcher Abweichungen des Gefühlslebens auf die Zurechnungsfähigkeit des Menschen nicht an. Das Militärgericht, welches dem Angeklagten mit rühmenswertem menschlichem Verständnis gegenübertrat, konnte die Zurechnungsfähigkeit N.s nicht verneinen und mußte ihn nach dem Wortlaut des Gesetzes zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilen.

Hervorzuheben bleibt noch, daß ich im Gutachten den Zustand N.s auf Grund allgemeiner psychiatrischer Erfahrung als bleibend und unbeeinflußbar bezeichnete.

Wenige Monate nach N.s Verurteilung (im August 1918) ging der Krieg zu Ende, und weder vorher noch während der folgenden vier bis fünf Jahre vernahm ich etwas von ihm. Eines Tages aber wurde ich unter merkwürdigen Umständen von einem bürgerlichen Gericht um ein neues Gutachten über N. angegangen. Er hatte bis zum Frühjahr 1919 eine Reihe von Delikten begangen, die den früheren durchaus ähnlich waren. In dem Strafverfahren, das sich durch mancherlei Umstände jahrelang verzögert hatte, behauptete nun N., die inkriminierten Handlungen bis zum Frühjahr 1919 unter dem alten krankhaften Zwange begangen zu haben. Kurz danach aber seien jene seit seiner Kindheit bestehenden kriminellen Neigungen verschwunden. Er sei in den letzten vier Jahren seßhaft und arbeitsam gewesen und habe sich nie mehr etwas zuschulden kommen lassen.

Waren diese Angaben N.s richtig, so hatte ich mich in der Beurteilung seines Zustandes erheblich geirrt, namentlich hinsichtlich der Prognose. Zunächst bedurfte es jedenfalls authentischer Feststellungen über sein Verhalten seit der Verurteilung vor fünf Jahren. Aus Angaben, welche N. mir persönlich machte, als er sich mir zur erneuten Untersuchung vorstellte, und aus den amtlichen Belegen ergab sich nun folgendes Bild.

N. war bei Kriegsschluß gemäß der weitgehenden Amnestie in Freiheit gelangt. Rasch folgten nun neue Delikte, die in ihrer Art den früheren ähnelten. Von den Umwälzungen, wie sie sich zu jener Zeit auf allen Gebieten abspielten, konnte ein schnell

erfassender Kopf wie N. leicht profitieren. Er, der eine lange Untersuchungs- und Strafhaft hinter sich hatte, gewann auch jetzt überall das Vertrauen der maßgebenden Personen, um es freilich bald zu mißbrauchen. So hebt mit der wiedergewonnenen Freiheit für N. auch eine Kette neuer Delikte an. Zu jener Zeit bildeten sich sogenannte Freikorps und andere militärische Organisationen. N. gehörte im Laufe einiger Monate mehreren solchen an. Überall war er gern gesehen; seine Beliebtheit fand ihren Ausdruck darin, daß man ihm stets die Kasse anvertraute. N. beging darauf Unterschlagungen, mußte fortgehen und begann anderswo das Spiel von neuem. Bei einer Organisation glaubte man ihm auf sein Wort, daß er während des Krieges Offizier gewesen sei, und N. tat nun wirklich Offiziersdienst.

Doch die Gelegenheit zu solchem Spiel hörte bald auf, und N. kehrte ins Zivilleben zurück. Vom März bis zum Juni 1919 beging er in alter Weise eine Reihe von Unterschlagungen, Zechprellereien usw. und wurde von mehreren Gerichten gesucht.

Und dann folgt die große Veränderung. Daß N. sich seit dem Juni 1919 nichts mehr hat zuschulden kommen lassen, dafür liegen bestimmte Beweise vor. Seit jener Zeit hat keine polizeiliche oder gerichtliche Behörde ein Verfahren gegen N. eröffnet. Vertrauenswürdige Zeugen bekunden, daß er seither seßhaft und arbeitsam sei. Seine beruflichen Leistungen werden gerühmt. Angesehene Kaufleute, die N. in ihren Betrieb aufgenommen haben, bekunden seine Pflichttreue und seine unbedingte Zuverlässigkeit, insbesondere in allen finanziellen Beziehungen, die durch mehrere Jahre erprobt sei. Beide Zeugen waren über N.s Vorleben wohl unterrichtet und hatten daher ein wachsames Auge auf ihn, fanden aber niemals einen Anlaß zur Klage. N. ist verheiratet und führt das Leben eines gutbürgerlichen Ehemannes; im gesellschaftlichen Leben seines Wohnortes, einer großen Stadt, ist er beliebt und geachtet, ohne jedoch in seiner aus früherer Zeit bekannten Art die Menschen zu „blenden".

An der Tatsache dieses vollkommenen Umschwunges in N.s sozialem Verhalten konnte kein Zweifel bestehen. Entsprachen die Berichte aber der Wirklichkeit, so lief eine derartige Veränderung aller psychiatrischen Erfahrung zuwider. Wenn sich bei einem Individuum die dissoziale Einstellung so früh gezeigt, und wenn dieses Individuum bis zu sechsundzwanzig Jahren sich dem sozialen Leben nicht eingeordnet, sondern ein ausgeprägtes Hochstaplerleben geführt hat, so nötigt uns alle Erfahrung, die Aussicht auf

eine spontane Besserung zu verneinen. Wir wüßten auch keine Einflüsse namhaft zu machen, denen wir solche außerhalb unserer Erfahrung liegenden Wirkungen zutrauen könnten. Es müßten schon außerordentliche Umstände sein, mit deren Eintreten man eben praktisch nicht rechnen kann.

Die Lösung des Rätsels liegt auf psychologischem Gebiet. Wir werden uns daher jetzt gewissen Tatsachen in N.s Leben und seiner seelischen Reaktion auf solches Erleben zuwenden müssen. Erwähnt sei an dieser Stelle, daß N. zur Zeit der Beobachtung im Jahre 1918 weniger geneigt war, mit mir auf diese Fragen einzugehen. Damals befand er sich, wie wir nun bald verstehen werden, noch zu sehr in einer trotzig-aufrührerischen Einstellung zu jedem Repräsentanten der väterlichen Gewalt, und damals war ich sein militärischer Vorgesetzter. Im Jahre 1923 dagegen machte er den Eindruck eines Menschen, der es sich in den gegebenen Verhältnissen wohl sein läßt. Er fühlte sich mir bürgerlich gleichstehend und konnte sich mir ohne das frühere Mißtrauen offenbaren. So ergab erst unsere weit kürzere zweite Begegnung manche wichtige, ja grundlegende Erklärungen für das soziale Verhalten N.s in früherer Zeit und erklärte den neuerdings erfolgten Umschwung.

Wie erinnerlich, war N. das jüngste unter den vielen Kindern einer in dürftigen Verhältnissen lebenden Familie. Es muß hinzugefügt werden, daß ihn ein weiter Altersabstand von seinen Geschwistern trennte, die zur Zeit seiner Geburt schon halb oder ganz erwachsen waren. Als ganz kleiner Knabe, aber auch später, hörte er seine Mutter wieder und wieder sagen, wie unwillkommen er ihr als Spätling gewesen sei. Während die älteren Geschwister schon selbst etwas verdienen konnten, war N. der unnütze Esser in der Familie und erfuhr aus lieblosen Bemerkungen, daß er nur als eine Belastung des Familienbudgets angesehen wurde. Jedenfalls fühlte er sich von beiden Eltern und sämtlichen Geschwistern ungeliebt, ja befeindet, ganz im Gegensatz zu der sonst häufigen Verwöhnung spät- oder letztgeborener Kinder. Sein späteres soziales Verhalten stellt in letzter Linie seine psychische Reaktion auf diese Eindrücke seiner früheren Kindheit dar.

Es braucht hier nur an die gesicherte psychoanalytische Erfahrung erinnert zu werden, nach welcher ein Kind an den Personen seiner frühesten Umgebung die ersten Liebeserfahrungen sammelt und selbst lieben lernt. Unter Umständen wie den soeben geschilderten kann eine vollwertige Objektliebe sich nicht ent-

wickeln. Die ersten Versuche des Kindes, die ihm nächsten menschlichen Objekte mit seiner Libido zu besetzen, werden notwendig scheitern, und eine rückläufige, narzißtische Besetzung des Ich wird nicht ausbleiben, während sich den Objekten zu gleicher Zeit eine große Haßbereitschaft zuwenden wird.

Unter diesen Gesichtspunkten wird N.s Verhalten in der Kindergarten- und Schulperiode verständlich. Er verschmäht seine Eltern, so wie sie ihn verschmäht haben. Er wünscht sich reiche Eltern, die ihn nicht als ökonomisch belastenden Faktor ansehen würden. Er zeigt sich schon früh jedem Menschen, der ihm Vater, Mutter, Bruder oder Schwester bedeuten kann, von der gewinnendsten Seite; jeder Lehrer, jeder Mitschüler muß ihn gern haben — eine ständig fließende Quelle der Befriedigung für seinen Narzißmus. Aber die Identifizierung der ihn jeweils umgebenden Personen mit seinen Eltern und Geschwistern geht weiter: er muß die, welche ihn lieb gewonnen haben, enttäuschen, um Rache an ihnen zu nehmen. Daß alle, aber ausnahmslos alle, sich von ihm düpieren lassen, gibt seinem Narzißmus weitere intensive Befriedigung. Unter Anlehnung an eine geläufige Wortbildung verschiedener Sprachen möchte man sagen: N., der sich in seiner Kindheit ungeliebt fühlte, mußte unter einer inneren Nötigung sich allen Menschen „liebenswürdig", d. h. ihrer Liebe würdig zeigen, um bald danach sich und ihnen zu beweisen, daß er dieses Gefühls unwürdig sei. Wir werden hier an die „Zweizeitigkeit" der Handlungen Zwangskranker erinnert.

Besondere Beachtung verdient N.s brennender Wunsch, der Mittelpunkt eines großen Kreises von Menschen zu sein. Er erklärte mir selbst, daß es sein größtes Vergnügen war, „wenn sich alles um ihn drehte". Ein solcher Zustand war seinem Dasein in der Kindheit wirklich vollkommen entgegengesetzt. Jedesmal freilich tat N. selbst alles, um der Herrlichkeit ein rasches Ende zu bereiten. Ein übermächtiger Wiederholungszwang nötigte ihn, sich immer wieder zum Ausgestoßenen zu machen, wenn er gerade zum Liebling aller aufgestiegen war, — bis eines Tages die von uns noch nicht aufgeklärte große Änderung kam.

Im Juni 1919 zog N. unstet und flüchtig von Stadt zu Stadt, sein Leben mit Hilfe von Zechprellereien und anderen Betrügereien fristend. In diesem Zeitpunkt trat ein glückliches Ereignis ein, dessen besondere Bedeutung für N. dem psychoanalytisch Geschulten sich förmlich aufdrängen muß.

N. machte damals die Bekanntschaft einer Frau, die sich schon im ersten Gespräch für ihn zu interessieren begann. Sie war nicht unerheblich älter als er und war Teilhaberin eines industriellen Unternehmens. Kaum hatte sie von N.s Stellenlosigkeit und Notlage gehört, als sie auch schon für ihn zu sorgen versprach. Er fand in dem Unternehmen, an welchem sie beteiligt war, eine seinen künstlerischen Gaben entsprechende Tätigkeit, hatte mit den sozial angesehensten Personen umzugehen und wurde auskömmlich bezahlt. Zwischen ihm und seiner Gönnerin entwickelten sich engere Beziehungen. Sie war Witwe und Mutter mehrerer bereits halbwüchsiger Kinder. Es kam zur Eheschließung, während N. gleichzeitig in dem geschäftlichen Betrieb zu einem Posten mit voller Verantwortlichkeit aufstieg, der ihm überdies eine ausgezeichnete gesellschaftliche Stellung sicherte. Es gab in diesem Idealzustand bürgerlicher Zufriedenheit nur eine Beunruhigung; diese ging von den noch unerledigten Strafverfahren aus.

Als ich N. im Jahre 1923 wiedersah, hatte sich dieser Zustand des äußeren Glückes und — wie wir hinzufügen dürfen — der inneren Ruhe bereits durch einige Jahre stabil gehalten. Früher hatte N. jede ihm günstige Situation aus zwingenden, unbewußten Antrieben zerstören müssen. Warum blieb jetzt ein solcher Zusammenbruch aus, und warum konnte N. die günstige Wendung seines Schicksals in voller Eintracht mit einem anderen Menschen genießen?

Wir können die Antwort in eine kurze psychoanalytische Formel bringen. Alle früheren Zustände einer vorübergehenden Prosperität in N.s Leben stellten nichts anderes dar als eine augenblickliche Befriedigung seines Narzißmus. Ein derartiger Zustand aber trug den Keim raschen Verfalls in sich; die Ambivalenz der Antriebe war in N. viel zu stark, als daß er irgendeine Art des seelischen Gleichgewichts hätte erreichen können. Vermutungsweise dürfen wir hinzufügen, daß sich an N.s vorübergehende „Erfolge" starke unbewußte Schuldgefühle knüpften, die ein baldiges Ende des Glücks als Akt der Selbstbestrafung herbeiführen mußten.

Wir haben bereits versucht, das Verharren der Libido im Zustande des Narzißmus aus einem regressiven Vorgang zu erklären, der sich an tief enttäuschende Eindrücke der frühen Kindheitsjahre anschloß. Anders ausgedrückt: N. hatte als kleiner Knabe aus der Ödipus-Einstellung zu seinen Eltern dasjenige Quantum an Lust nicht entnehmen können, das anderen Kindern — wenn auch in sehr verschiedenem Maße — gestattet wird. Es fehlte die

mütterliche Zärtlichkeit. Es fehlte die Möglichkeit, den Vater zur Idealgestalt zu erheben; im Gegenteil sehen wir von früh auf den Wunsch nach einem anderen Vater dominieren. Es fehlte auch die Möglichkeit, sich im Ödipus-Kampf gegen den Vater mit Geschwistern zu identifizieren: diese bildeten ja in unserem Falle zusammen mit den Eltern eine Welt von Feinden. So unterblieb die regelrechte Entwicklung des Ödipus-Komplexes. Naturgemäß konnten sich dann auch jene Sublimierungsvorgänge nicht vollziehen, die von einer geglückten Bewältigung des Ödipus-Komplexes zeugen und die Vorbedingung für eine erfolgreiche Einordnung des Individuums in den sozialen Organismus bilden.[1]

Der Umschwung, der sich im Jahre 1919 in N.s Leben vollzog, bedeutet nun nichts mehr und nichts weniger, als das vollkommene Gegenteil der häuslichen Konstellation in seiner frühen Kindheit. Eine Frau, an Jahren ihm überlegen, findet auf den ersten Blick Gefallen an ihm und überhäuft ihn mit Beweisen mütterlicher Fürsorge. Beweise der Liebe gesellen sich hinzu. Niemand steht dieser Liebe zwischen Mutter und Sohn hindernd im Wege, denn der Ehemann jener Frau ist längst verstorben. Da sind aber ein paar Söhne, die doch schon lange vor N. ein Recht auf die Liebe der Mutter hatten. Doch sie bevorzugt ihn, der so spät in ihr Leben eintritt, vor den anderen Söhnen, heiratet ihn und bietet damit ihm, nicht den leiblichen Söhnen, den Platz des verstorbenen Gatten!

N. erlebte also durch diese Frau neben der plötzlichen Versetzung in günstige soziale und finanzielle Verhältnisse eine restlose Erfüllung aller seiner dem Ödipus-Komplex entstammenden Kindheitswünsche. Als ich ihm einen Hinweis auf die offenbare Mutterbedeutung seiner Frau gab, erwiderte N.: „Sie haben sicher recht. Ich habe sehr bald nach dem Beginn unserer Bekanntschaft zu meiner jetzigen Frau ‚Mütterchen' gesagt und bringe es heute

1) Wir sollten übrigens nicht vergessen, daß die Ödipus-Einstellung, die wir mit gutem Recht als Quelle ernster und nachhaltiger Konflikte im Seelenleben des Kindes und des Herangewachsenen betrachten, zunächst eine Quelle wirklicher und phantasierter Lust darstellt. Das Kind lernt aber auf den größten und wichtigsten Teil seiner bezüglichen Wünsche, d. h. auf die sozial verpönten, allmählich verzichten, wenn ihm ein gewisses, eingeschränktes Maß von Lust gegönnt wird. Dies scheint eine dem Kinde unentbehrliche Hilfe zur erfolgreichen Überwindung der Ambivalenz gegenüber den Eltern zu sein. Ist aber dem Kinde alle solche Lust gänzlich versagt, so wird eine günstige Verarbeitung des Ödipus-Komplexes ausbleiben, und alle Libido wird wieder dem Ich zuströmen.

noch nicht fertig, sie anders zu nennen." Bei dieser Gelegenheit zeigte sich besonders eine lebhafte Gefühlsreaktion im Sinne von Sympathie und Dankbarkeit. Sie ließ erkennen, daß bei N. jetzt mehr vorlag als eine bloße Befriedigung des narzißtischen Begehrens nach Liebesbeweisen. Ich gewann den Eindruck, daß N. an einer Ersatzperson spät geglückt war, was in der Kindheit nicht stattfinden konnte: Die Libido-Übertragung auf die Mutter. Damit soll natürlich nicht eine voll ausgebildete Objektliebe, eine volle Überwindung des Narzißmus behauptet werden, sondern lediglich irgendein nicht näher zu bestimmender Grad der Progression seiner Libido von der narzißtischen Gebundenheit in der Richtung zur Objektliebe. Genaueres ließe sich nur auf Grund einer durchgeführten Psychoanalyse aussagen.

Weiter muß hervorgehoben werden, daß die Gesamtheit der erwähnten Wunscherfüllungen nicht von Schuldgefühlen begleitet ist. Da ist kein Vater zu beseitigen — er ist schon vor langem gestorben. Da ist kein Angriff auf die Mutter nötig; sie kommt ja dem Sohne sowohl im mütterlich-zärtlichen wie im erotischen Sinne entgegen, und dies aus eigenem Antrieb. Da sind keine Geschwister zu bekämpfen; seine besondere Stellung in der neuen Familie wird in vollem Maße anerkannt. So genießt N. zum ersten Male in seinem Leben eine Situation ausschließlicher und — wie wir hinzusetzen müssen — vorwurfsfreier Lust.

Die vollkommene Gewährung aller mütterlich-fürsorglichen wie erotischen Gefühle von seiten einer Mutter-Vertreterin hat den in der Kindheit unbefriedigt gebliebenen Ödipus-Wünschen eine späte Erfüllung gebracht, hat aber zugleich N.s Libido aus ihrer narzißtischen Gebundenheit hervorgelockt. Und so gelang ihm zum ersten Male ein gewisses Maß von Übertragung seiner Libido auf ein Objekt.

Die im psychologischen Sinne vollkommene Erfüllung einer infantilen Wunschsituation, wie wir sie im vorliegenden Falle geschehen sahen, dürfen wir als ein exzeptionelles Vorkommnis bezeichnen. Niemand konnte mit dem Eintritt dessen rechnen, was hier einmal, wie durch ein Wunder, zum Ereignis wurde. Die pessimistische Voraussage des Gutachtens behält ihre allgemeine Berechtigung, wenngleich sie sich in diesem Einzelfall als irrig erwiesen hat. Und noch in einem anderen Sinne behält sie ihre Berechtigung.

Als N. mich zum letzten Male besuchte, hob er selbst hervor, wie gut es ihm in jeder Hinsicht ergehe. Aber gemäß seiner

scharfen Intelligenz sprach er ein Bedenken aus. Er fühle, und er gestehe es sich und mir zu, daß die Dauer des gegenwärtigen Zustandes abhängig sei von seinem (N.s) Verhältnis zu seiner Frau. Würde dieses jemals erschüttert werden, so würden sicher die alten Neigungen wieder aus ihm hervorbrechen, denn zutiefst fühle er, daß die alte triebhafte Unruhe noch in ihm sei.[1]

Es läge nahe, mit Bezug auf den geschilderten Fall von einer „Heilung durch Liebe" zu sprechen — wenn wir nur sicher sein dürften, daß eine wirkliche Heilung, eine dauernde Veränderung zum Guten vorliegt. Wie dem aber auch sei, der Umschwung im sozialen Verhalten eines Menschen mit einem Vorleben, wie es geschildert wurde, bleibt ein merkwürdiges Phänomen, das nur von der psychoanalytischen Libido-Theorie zu erfassen ist, das im übrigen aber auch aus praktischen Gründen unsere volle Aufmerksamkeit verdient.

In eindrucksvollster Weise zeigt der vorliegende Fall, daß wir die hereditäre Belastung, die „Degeneration" in ihrer Bedeutung für das Entstehen dissozialer und krimineller Antriebe nicht überschätzen sollen. Was die Schulmeinung noch immer mit einseitiger Vorliebe als mit dem Menschen geboren und daher unabänderlich betrachtet, das müssen wir zu einem guten Teil als früh erworben erkennen, d. h. auf die Wirkung frühester psychosexueller Eindrücke zurückführen. Dies aber bedeutet nicht nur die Korrektur einer irrigen Meinung, sondern gibt uns neue Handhaben, neue Möglichkeiten und Angriffspunkte für die Behandlung der Dissozialen, besonders im jugendlichen Alter. Ich muß mit Genugtuung feststellen, daß ich mich in dieser Hinsicht mit einem so vortrefflichen Kenner dieser Menschengruppe wie Aichhorn in voller Übereinstimmung befinde.

Aichhorns[2] Mitteilungen lassen uns erkennen, welche Bedeutung der positiven Übertragung des Zöglings auf den Erzieher gerade in den Besserungsanstalten zukommt. Er hat mit vollem Recht die Herstellung der Übertragung und ihre Erhaltung zum Angelpunkt der Fürsorgeerziehung gemacht.

Erinnern wir uns der zauberhaften Wirkung der ersten geglückten Übertragung im Falle N., d. h. bei einem bereits er-

1) Hier sei das Ergebnis des zweiten Gutachtens (1923) erwähnt. Die letzten unerlaubten Handlungen fielen zeitlich unmittelbar vor den großen Umschwung, waren also in gleicher Weise wie alle früheren zu bewerten, d. h. als Äußerungen eines aus unbewußten Quellen stammenden unwiderstehlichen Dranges.

2) „Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung." Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XIX, 1925.

wachsenen Manne, so vermögen wir zu ahnen, welche Ergebnisse eine erfolgreich hergestellte und in richtige Bahnen gelenkte Übertragung bei jugendlichen Individuen erzielen kann. N. hatte freilich das Glück, als Fürsorgezögling einen humanen und verständnisvollen Erzieher zu finden. Was aber diesem Manne trotz ernster Anteilnahme an N.s Schicksal nicht gelang, das war die Herstellung einer nachhaltigen Übertragung; das Fehlen einer festen Bindung des Gefühls ließ N. immer wieder rückfällig werden und dauerhafte Trieb-Sublimierungen nicht zustande kommen. Solche vollzogen sich erst, als N.s Libido sich zum ersten Male nachhaltig auf eine Person übertragen hatte.

Gerade wir Praktiker der Psychoanalyse haben oft beklagt, daß unser therapeutisches Wirken sich stets nur auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis von Personen erstrecke, daß es wohl in die Tiefe des Einzelfalles, aber nicht genügend in die Breite der menschlichen Gesellschaft dringe. Wenn Aichhorns Auffassung zutrifft, daß im allgemeinen durch die Herstellung der Übertragung eine ausreichende Grundlage für die Beeinflussung der dissozialen Jugendlichen gegeben sei, während nur die mit neurotischen Störungen komplizierten Fälle eine regelrechte psychoanalytische Behandlung erfordern, so läge hier ein Gebiet vor uns, auf welchem die an Neurotikern gewonnenen Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung und Praxis zu umfassender Auswirkung gelangen könnten. Was Aichhorn uns vorführt, ist ein vielversprechender pädagogischer Vorstoß, zu welchem Freuds Psychologie ihm das Rüstzeug geliefert hat. Der warmherzige Eifer, mit welchem er dieses Erziehungswerk auszugestalten versucht, verdient bewundernde Anerkennung.

Werfen wir noch einen Rückblick auf die Schicksale unseres Hochstaplers! In den Psychoanalysen Neurotischer stoßen wir oft auf die Folgen früher Verzärtelung, durch welche die Liebesansprüche des Kindes in unzweckmäßiger Weise hochgezüchtet wurden. Unter den „Dissozialen“ wird uns vielleicht häufiger ein anderes Schicksal der Libido im frühen Alter begegnen. Es ist die Entbehrung an Liebe, welche, einer seelischen Unterernährung vergleichbar, die erste Vorbedingung für die Entstehung dissozialer Züge schafft. Es bildet sich ein Übermaß von Haß und Wut, das ursprünglich gegen einen engen Personenkreis gerichtet, später der sozialen Gesamtheit gilt. Wo solche Vorbedingungen gegeben sind, da wird eine der sozialen Anpassung günstige Entwicklung des Charakters spontan nicht zustande kommen können. Der nar-

zißtischen Regression der Libido, wie wir sie im Falle N. annehmen mußten, wird auch eine Hemmung der Charakterbildung, ein Stehenbleiben auf niederer Stufe entsprechen.

Es wird nicht ausbleiben können, daß diesen Ergebnissen der Psychoanalyse allmählich auch von kriminalistischer Seite die ihnen gebührende Beachtung zuteil werden wird. In neuester Zeit hat Reik in seinem Buch über „Geständniszwang und Strafbedürfnis" umfassende Untersuchungen über das Schuldgefühl angestellt und damit eine wichtige Verbindung zwischen der psychoanalytischen Neurosenforschung und der Kriminalistik angebahnt. Nach zwei Richtungen hin kann die Wissenschaft vom Verbrecher und Verbrechen aus den psychoanalytischen Lehren Nutzen ziehen. Die Psychoanalyse liefert der Kriminalistik neue psychologische Gesichtspunke für das Verständnis der sie beschäftigenden Personen. Außerdem aber erscheint die Behandlung jugendlicher Dissozialer mit Hilfe der Psychoanalyse oder im Geiste der Psychoanalyse als ein aussichtsvoller Weg zur Verhütung krimineller Handlungen.

Zur Herstellung dieser Brücke zwischen Psychoanalyse und Kriminalistik möchte auch die vorliegende Mitteilung einen Baustein beigetragen haben.

Über Coués Heilformel

von

Karl Abraham

Auf Grund eines Manuskriptes, das im Nachlaß von Abraham vorgefunden wurde, konnte das Abraham-Gedenkheft der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalye" (Bd. XII, 1926, Heft 2) die „Psychoanalytischen Bemerkungen zu Coués Verfahren der Selbstbemeisterung" veröffentlichen. Dieser Arbeit sind die folgenden Absätze entnommen.

Die Formel lautet in deutscher Fassung bekanntlich: „Jeden Tag geht es mir in jeder Beziehung immer besser und besser." Sie ist so allgemein gehalten, daß jeder einzelne Mensch ihr den seinen Leiden entsprechenden Sinn ohneweiters unterlegen kann. Die Worte „in jeder Beziehung" entbinden den Leidenden davon, beim Aussprechen der Formel an seine verschiedenen

Klagen zu denken. Die Formel ist dreimal am Tage je zwanzigmal aufzusagen. Coué rät, daß der Kranke sich zuvor gedanklich in die Nähe des Meisters versetzen und dann die Formel sprechen soll; daß der Leidende sich mit ihm identifiziert, wird hier noch einmal besonders deutlich. Die Sprechweise und besonders das Tempo sollen nicht etwa feierlich, getragen, sondern rasch sein. Es kommt nicht auf eindringliche, sinnvolle Betonung an, sondern es handelt sich um ein gleichförmiges Herunterbeten des einfachen Textes. Unerläßlich ist ein Stück Bindfaden mit zwanzig Knoten darin; während der autosuggestiven Verrichtung greift die Hand von einem Knoten zum andern, bis die vorgeschriebene Zahl abgebetet ist.

Wir werden uns allein an diese Formel halten, obwohl sie nicht die einzige ist. Eine zweite, kurze, existiert für besondere Vorkommnisse, wie z. B. anfallsweise auftretende Beschwerden aller Art, besonders auch für Schmerzen. Hier lautet die Vorschrift, der Leidende soll im schnellsten ihm möglichen Tempo und ohne zu zählen die Worte sprechen: „Es geht vorüber, es geht vorüber" usw. Er hat dies fortzusetzen, bis — angeblich nach ein bis zwei Minuten — die Wirkung eintritt.

Die Hauptformel ähnelt vollkommen den magischen Wortfolgen, wie wir sie bei primitiven wie bei zivilisierten Völkern in Anwendung finden. Auch bei uns gehört das „Besprechen" von Wunden und Krankheiten noch keineswegs ganz der Vergangenheit an. Die dreimal tägliche Ausübung der Autosuggestion erinnert uns an die kultischen Einrichtungen vieler Völker, daneben auch an den Gebrauch von Medikamenten. Daß in dem Bindfaden der Rosenkranz der katholischen Kirche eine moderne Neuauflage gefunden hat, ist leicht zu ersehen. Wir wissen, wie sehr derartige Vorrichtungen dazu führen, daß das Gebet nur noch einer automatisch gewordenen Formel gleicht. Einrichtungen ähnlicher Art sind bei den verschiedensten Völkern zu finden; es sei nur an die „Gebetsmühlen" der Tibetaner erinnert. Warum Coué gerade die Zahl 20 gewählt hat, vermag ich nicht zu erklären. Ich vermute, daß er den Grund auch selbst nicht würde angeben können. Derartige zahlenmäßige Festsetzungen finden wir häufig bei Zwangsneurotikern, die aber in der Regel die Motive zur Wahl einer Zwangszahl nicht spontan angeben können; es bedarf hier der psychoanalytischen Untersuchung. Die Vermutung aber, daß die ganze Methode das Werk eines Mannes mit einer latent gewordenen Zwangsneurose sei, wird uns her-

nach beschäftigen. Hier sei erwähnt, daß Zwangskranke nicht nur dazu neigen, vielerlei Dinge gemäß einer obsedierenden Zahl zu wiederholen, sondern daß sie auch häufig Formeln bilden, die oft den Charakter der Selbsthilfe gegenüber einer Obsession tragen. Die von Coué vorgeschriebene Art, in welcher die Formel in rascher Wiederholung auszusprechen ist, muß uns an die „Verbigeration" der Geisteskranken erinnern.

Die übliche Kritik bemängelt dieses automatisierte Plappern einer eingelernten Formel und findet es unbegreiflich, daß heutzutage jemand ein Heilverfahren auf ein so kümmerliches geistiges Niveau stellen kann. Unsere Vermutung bewegt sich in gerade entgegengesetzter Richtung.

Die allgemeine Wirkung des Couéschen Verfahrens war uns daraus verständlich geworden, daß das Individuum zum Massenbestandteil wird. Es geht seiner Kritik verlustig, der psychische Überbau löst sich mehr oder weniger auf, und die unbewußten seelischen Prozesse von impulsivem Charakter gewinnen die Oberhand. Auch die Neigung, sich die autosuggestive Formel zu eigen zu machen, setzt eine Herabminderung der Kritik und eine entsprechende Steigerung der Gläubigkeit voraus. Das Schwinden der Kritik aber ist es, das den Zugang zum Unbewußten eröffnet. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß wir in der Psychoanalyse dem Patienten zu Anfang erklären, er möge beim freien Assoziieren, das uns doch den Zugang zu seinem Unbewußten erschließen soll, die Kritik ausschalten.

Die Formel ist ohne Zweifel dazu bestimmt, auf das Unbewußte des Kranken zu wirken; Coué selbst sagt wörtlich so, wenngleich seine Vorstellungen vom Unbewußten zu manchem Bedenken Anlaß geben. Nach unserer Anschauung hat sich das Unbewußte in der Krankheit — ich habe hier speziell die Neurosen im Auge — ein Ausdrucksmittel für bestimmte verdrängte Tendenzen gebildet. Es ist also am Fortbestand der Krankheit interessiert; ihre Auflösung würde für das Unbewußte einen Verlust bedeuten, und wir Analytiker kennen das Sträuben gegen eine solche Veränderung gut genug. Soll nun auf suggestivem Wege erreicht werden, daß das Unbewußte — sagen wir — sich bereden läßt, so wird der Erfolg von der zweckmäßigen Wahl der Mittel abhängen. Im Falle der Fremdsuggestion ist das wichtigste Agens eine libidinöse Bindung, die Übertragung auf den Hypnotiseur. Dazu kommen die besonderen Mittel, welche einen bestimmten suggestiven Effekt erzielen sollen. Im Falle der Auto-

suggestion bedarf es, wie wir sahen, eines guten Einvernehmens zwischen Über-Ich und Ich, und daneben eines bestimmten Vehikels der Suggestion.

Wollen wir verstehen, warum Coués Formel, beziehungsweise überhaupt eine magische Formel, in dieser Hinsicht anwendbar und in gewissen Grenzen erfolgreich ist, so werden wir am besten wieder an eine Feststellung Freuds anknüpfen und weiterhin gewisse Parallelerscheinungen aus benachbarten Gebieten ins Auge fassen.

In seiner kritischen Übersicht über Le Bons „Psychologie der Massen" sagt Freud: „Wer auf sie (die Masse) wirken will, bedarf keiner logischen Abmessung seiner Argumente, er muß in den kräftigsten Bildern malen, übertreiben und immer das gleiche wiederholen." Die Wiederholung des Gleichen, zumal in formelhaftem Ausdruck — so dürfen wir ergänzen — bahnt sich offenbar in besonderer Weise den Weg ins Unbewußte. Es muß sozusagen eine Sprache sein, auf die das Unbewußte reagiert. Nun versteht man doch am besten die Sprache, welche man selber spricht. Und da dürfen wir sogleich hinzufügen: Die Wiederholung ist eine häufige und uns bekannte Ausdrucksform unbewußter Impulse. Auf das, was Freud unter dem Namen des „Wiederholungszwanges" beschrieben hat, soll hier nicht eingegangen werden. Von diesem mächtigen Zwang, der das Individuum nötigt, in gewissen Zeitabständen die gleiche Handlung wiederum zu begehen, führen fließende Übergänge zu den Erscheinungen, welche uns hier interessieren.

Die Völkerpsychologie bietet uns bemerkenswerte Erscheinungen, die wir zum Vergleich heranziehen dürfen. Ich las vor langer Zeit eine Schilderung des Afrikaforschers Stanley, wie er mit seiner Expedition einen Kampf gegen feindselige Eingeborene aufnehmen mußte. Er teilte nun seine Leute in ein paar Trupps und gab jedem einen Anführer. Als es zum Kampfe ging, produzierte jeder Trupp eine Art von Schlachtgesang oder Feldgeschrei. Der Trupp, beispielsweise, welcher einem Manne namens Uledi unterstellt war, sang in endloser Wiederholung: Uledi-ledi-ledi . . . Der Sinn dieses Gebrauches ist klar. Er betont die Bindung jedes Mannes an den Führer, die zugleich die Kampfgenossen auch untereinander verbindet.

Bei einer Gruppe von Geistesstörungen, die mit tiefreichender Regression der Libido zu ihren frühesten Entwicklungsstufen einhergehen, den katatonischen Zuständen, gelegentlich aber auch

bei anderen Psychosen, finden wir das Symptom der Verbigeration. Ein oder mehrere Worte werden in triebhafter Weise viele Male nacheinander hervorgestoßen. Die Psychoanalyse erkennt in diesen Wortfolgen den oft nur wenig entstellten Ersatz bestimmter, von Unbewußten angestrebter Handlungen. Frühere Mordimpulse sind etwa zu einem stereotypen Abbeten einer Formel geworden, in der Hinweise auf den Tod enthalten sind. Sexuelle Antriebe fanden ihren abgeschwächten Ausdruck in stereotyp wiederholten obszönen Reden. Die gleichen Personen pflegen übrigens auch „Bewegungs-Stereotypen" darzubieten, in welchen eine Intention von ursprünglich hohem Affektwert zu einer bizarren Ausdrucksbewegung erstarrt ist. Unter den chronisch Geisteskranken kann man derartiges vielfach beobachten. Für diejenigen Leser, denen es an eigener psychiatrischer Erfahrung fehlt, will ich ein paar Beispiele anfügen.

Zu meiner Schulzeit begegnete man in den Straßen meiner Heimatstadt einem Manne mit närrischem Benehmen, in welchem jeder Irrenarzt ohneweiters die Residuen einer kataton-hebephrenischen Geistesstörung zu erkennen vermochte. Wenn er durch die Straßen hinkte, war stets ein Schwarm von Schuljugend hinter ihm. Er lief dann weiter, so schnell er konnte. In dieser Situation, aber auch sonst, sprach er laut vor sich hin, immer die gleichen Worte im gleichen Tonfall wiederholend. Eine dieser Formeln lautete: „Zehntausend Särge, zehntausend Särge" usw. Eine andere: „Der Tod ist nah, die Zeit ist um, die Zeit ist um, der Tod ist nah" usw. *in infinitum.* Die feindseligen Impulse fanden in diesen Worten des hilflosen Narren einen letzten erstarrten Ausdruck. Wir erkennen in ihnen eine Art von Bannformeln gegen die Verfolger. Zu erwähnen ist, daß nach dem Ergebnis der Psychoanalysen derartige Formeln, auch unter der Decke aggressiver Regungen, stets sexuelle Impulse zum Ausdruck bringen, und daß dies nicht bloß durch ihren Wortlaut und Inhalt, sondern wesentlich auch durch ihren Rhythmus geschieht. Besonders leicht überzeugt man sich davon bei den Bewegungsstereotypien, deren erotische Bedeutung oftmals ganz unverkennbar ist.

Zur Bildung von Wortformeln kommt es sodann sehr oft in der Zwangsneurose. Freilich sind sie von den Formeln der Katatoniker schon äußerlich recht verschieden. Sie dienen ganz bewußt zur Bannung eigener Antriebe des Kranken; ihre Form ist zwar oft verschroben, jedoch immer leicht als sinnvoll zu er-

kennen. Einer meiner Patienten bannte bestimmte Impulse mit der Formel: „Das geht mich nichts an, Fußtritt, weg!“ Bemerkt sei, daß diese gegen einen gefürchteten Zwang angewandten Formeln stets bald selbst obsedierend werden. Was uns aber besonders interessieren muß, ist die Ambivalenz der Triebregungen, die selbst in diesen kleinsten psychischen Produktionen der Zwangskranken zutage tritt. In dem, was ein Zwangskranker tut oder spricht, äußern sich zugleich Trieb und Verbot, eine Lusttendenz und eine Straftendenz. Ein sehr instruktives Beispiel gab mir ein Patient aus seiner Kindheit. Sein Verhalten war schon damals durchsetzt von feindlich-quälerischen Antrieben, selbst da, wo er von Schuldgefühl und Reue erfüllt zu sein schien. Diese Gefühle bezogen sich insgeheim besonders auf die Masturbation, während sie sich äußerlich meist an die sonstigen kleinen Untaten der Kinderstube anschlossen. War derartiges geschehen, so trug sich hernach jedesmal das gleiche zu. Der Knabe klammerte sich an seine Mutter und sagte in unendlicher Wiederholung: *„forgive me, mother, forgive me, mother!“* Dieses Verfahren brachte zwar reuige Zerknirschung, weit stärker aber zwei andere Tendenzen zum Ausdruck. Einmal setzte er in ihm die Quälerei gegenüber seiner Mutter fort, während er Abbitte tat. Sodann aber erwies sich bei ihm damals, wie in reiferen Jahren, daß er, anstatt sich zu bessern, es stets vorzog, sich seine Verfehlungen verzeihen zu lassen, was sich auch während seiner psychoanalytischen Behandlung störend äußerte. Wir ermittelten aber noch weiter, daß das schnelle Herunterhaspeln jener Bußformel dem Rhythmus der Onanie nachgebildet war. Also wußte sich die verbotene sexuelle Tendenz auch in dieser Form heimlich durchzusetzen. Ich berichte hievon so ausführlich, weil dieser Patient später — einige Zeit, bevor er in die Psychoanalyse trat — es mit der Coué-Formel versucht hatte. Da konnte man mit dreimal zwanzig gemurmelten Sätzen alles wieder gut machen und brauchte sich keiner sonstigen Willensanstrengung zu unterziehen!

Wir beginnen zu verstehen, daß es für manche Personen eine bequeme und billige Art der Selbstbestrafung bedeutet, der sie sich unterziehen, wenn sie das Coué-Verfahren einschlagen, weit bequemer, als wenn sie ihre bisherigen Fehler vermeiden würden. Ja, das Verfahren kommt ihnen darin noch entgegen! Für alle Menschen ist die Vorstellung der Strafe eng verknüpft mit Zahlenvorstellungen. Man erhält fünfundzwanzig Stockschläge, sechs

Monate Gefängnis, hundert Mark Geldstrafe. Und erinnern wir uns nun wieder der Verwandtschaft der Methode mit dem Abbeten des Rosenkranzes, so können wir hervorheben, daß dem gläubigen Katholiken oftmals vom Geistlichen befohlen wird, eine bestimmte Zahl von Rosenkränzen abzubeten, als Sühne für seine Verfehlungen. Und gleich wie der Rosenkranz, so eignet sich auch Coués Methode dazu, dem allgemein menschlichen Schuldgefühl und Strafbedürfnis Ausdruck zu verleihen. Zwischen Sünde und Krankheit bestehen uralte, feste Assoziationen. Die verbreitetste menschliche „Verfehlung", die Onanie, zieht Schuldgefühle nach sich, zugleich aber mit großer Häufigkeit die Furcht vor Erkrankungen. In dieser Furcht prägt sich die Erwartung der Strafe aus, und diese bezieht sich auf alle „bösen", unerlaubten Wünsche der Krankheit, die in der Onanie ihren kollektiven, handelnden Ausdruck finden.

Wir vermögen nun zu präzisieren, in welcher Weise die Methode Coués auf das Individuum wirkt, wenn sie erfolgreich ist. Indem der Patient ein Gehaben annimmt, das uns an jenes der Zwangskranken erinnert, vertauscht er seine bisherige Krankheit gegen eine milde Form von Zwangsneurose, ohne sich dessen bewußt zu werden. Das Gefühl der Allmacht, das mit der „Selbstbemeisterung" verbunden ist, ist lustvoll genug, um seinen Blick für etwaige Nachteile der Methode zu trüben. Man hat früher gesagt, die Hypnose rufe eine künstliche Hysterie hervor. Neuerdings ist von Radó eine ähnliche Anschauung bezüglich des kathartischen Verfahren geäußert worden. Die therapeutische Wirkung des Coué-Verfahrens wäre demnach an eine stärkere Regression gebunden. Diese Annahme steht in bester Übereinstimmung mit dem, was wir über Regressionserscheinungen in der Richtung zum Narzißmus bereits festgestellt haben. Wir dürfen hinzufügen, daß die Vorstellungen von der eigenen „Allmacht" am stärksten in der Zwangsneurose hervortreten; der erste Krankheitsfall, an welchem Freud diese Erscheinung beschrieb, war eine Zwangsneurose. Wir kennen auch gut den Kampf des Zwangskranken gegen sein Leiden, den er zu einem Teil, wie erwähnt, mit Hilfe von Formeln führt.

Da sich nun ganz Entsprechendes in dem Vorgang der „Selbstbemeisterung" abspielt, so spricht Vieles für die Vermutung, daß ihr Erfinder mit einer Zwangsneurose behaftet sei, die sich vielleicht nicht mehr im Stadium der Symptombildung befindet, ihn aber offenbar nötigt, an der Menge der Hilfesuchenden immer wieder die Allmacht der Gedanken zu erproben. Ganz auffällig

ist die Scheu vor jedem Wissen um den Ursprung einer Krankheit; wir werden hier unmittelbar an die Verbote des Fragens und Wissens erinnert, denen wir in den Analysen Zwangskranker begegnen.

Die ökonomische Bedeutung der Coué-Formel im Bewußtsein und im Unbewußten des Patienten erweist sich uns somit als ebenso vielfältig wie die Bedeutung eines Zwangssymptoms für den Neurotiker. Da ist zunächst die manifeste Bedeutung der Formel als Trost und Selbstaufmunterung, die in der Wiederholung noch besonders bekräftigt wird. Das Nachsprechen der vom Meister empfangenen Formel ermöglicht es dem Jünger, sich in besonders betonter Weise mit jenem gleichzusetzen. Des weiteren dient die Formel der Selbstbestrafung: Litt das Individuum an einer Krankheit, die seinem Unbewußten Strafe bedeutete, so würde hier eine Sühne durch eine andere, dem Ich weit genehmere, ersetzt. Endlich kehrt in der Formel das Verdrängte wieder, das Verbotene, dessen Genuß die Strafe galt; Rhythmus und Tempo sind an dieser unbewußten Darstellung des Verbotenen besonders beteiligt, die mit Zustimmung des „Vaters" geschieht.

In tiefster unbewußter Schicht bedeutet der Gebrauch der Formel also einen larvierten, vom Vater approbierten Onanie-Ersatz. Die vorgeschriebene Schnur gibt uns auch zu denken. Man könnte ja auch an den Fingern abzählen, aber Coué macht den Gebrauch der Schnur obligatorisch. Das Hantieren mit ihr ist wie das Wiedererscheinen der verpönten Manipulation der in Gestalt einer Handlung, die dem Augenschein nach der Verdrängung dient. Und so vereinigen sich unerlaubte sexuelle Tendenz, Strafe, Besserungsstreben und Trost in dieser einen Formel.

Im Laufe unserer Untersuchung ist uns verständlich geworden, aus welchen psychologischen Ursachen sich ungezählte Menschen in allen Ländern so bereitwillig dem Couéschen Verfahren in die Arme geworfen haben, und wie alle diese Menschen willig und ohne Kritik zu Sprechmaschinen wurden, welche die Heilsformel in der vorgeschriebenen Weise reproduzieren. Nebenbei gelang es uns, das psychologische Verhältnis der „Selbstbemeisterung" zu anderen Wegen der Psychotherapie zu erfassen. Wir dürfen eine Stufung der therapeutischen Verfahren annehmen, ähnlich wie sie sich uns für hauptsächlichsten Objekte dieser Heilmethoden, die Neurosen, ergeben hat.

Bezeichnen wir Coués Methode als ein Heilverfahren auf der zwangsneurotischen Stufe, so bedeutet das nicht nur, daß es

sich der nämlichen archaischen Denkakte bedient, wie wir sie aus der Psychologie der Zwangsneurose kennen. Es bedeutet auch, daß Coués Methode im psychologischen Sinne die Antipodin der Psychoanalyse darstellt. Zwar findet in Coués Schriften das Unbewußte Berücksichtigung, aber das psychologische Fundament ist überaus schwach und an inneren Widersprüchen reich. Der volle Gegensatz der beiden Richtungen wird deutlich, wenn wir vergleichen, wie sie sich zu einer entscheidenden Frage stellen, nämlich zum Wissen des Kranken um Herkunft und Aufbau des Leidens. Für den Psychoanalytiker ist die Bewußtmachung des Verdrängten, welche den eben erwähnten Vorgang zum guten Teile in sich begreift, ein unentbehrliches Mittel zur Erreichung des Heilzwecks.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

G. Ch. Lichtenberg über „Kopf" und „Unterleib"

„Hätte die Natur nicht gewollt, daß der Kopf den Forderungen des Unterleibes Gehör geben sollte, was hätte sie nötig gehabt, den Kopf an den Unterleib anzuschließen. Dieser hätte sich, ohne eigentlich dasjenige zu tun, was man Sünde nennt, satt essen und sich satt paaren, und jener ohne diese Systeme schmieden, abstrahieren und ohne Wein und Liebe von platonischen Räuschen und platonischen Entzückungen reden und singen und schwatzen können. Küsse vergiften ist noch weit ärger von der Natur gehandelt, als das Vergiften der Pfeile der Feinde im Krieg.

Die Scheidewand zwischen Vergnügen und Sünde ist dünne, daß sie der Strom des langsamsten Blutes im siebzigsten in Stücke drückt. Was? Will denn die Natur, was sie nicht will? oder denkt die Vernunft, was sie nicht denken kann? Du Narr! Weg mit dieser verfluchten Demokratie, wo alles das Wort führen will. Wenn ich will, soll eine uneinheimische, eingeführte, nichtswürdige Sentenz aufsteigen und Fleisch und Blut Trotz bieten? Eine Sentenz, Herr, von diesem festen steten Hang eines ganzen Systems zur Wollust? Ja, werfe einem hungrigen Volk einen Zwieback zu und befriedige es oder halte die Flut mit einem Fächer auf. Sünde, was Sünde — dreitausend Stimmen gegen eine, es ist nichts. Eine Schuldinstinktion oder Priesterbetrug. So — hier stehe ich fest, und dieses bin ich. Seid, was Ihr wollt, wohlan."

Psychoanalyse und Moral

von

Israel Levine M. A., D. Litt.

Aus der Monographie: „Das Unbewußte" von Israel Levine (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. XX), autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Anna Freud (Geheftet M. 8·—, Ganzleinen M. 10·—). Levines Werk behandelt im ersten Teil die Geschichte des Begriffs des Unbewußten vor Freud (besonders bei Leibniz, Schopenhauer, Maine de Biran, Hartmann, Fechner, Nietzsche, Samuel Butler), im zweiten Teil wird Freuds Lehre dargestellt, der dritte setzt sich eingehend mit den Einwänden gegen die Lehre vom Unbewußten auseinander, im vierten Teil wird in fünfzehn Paragraphen die Theorie des Unbewußten dargelegt, der letzte vereinigt unter dem Titel „Die Bedeutung des Unbewußten" eine Reihe von Einzelerörterungen über „Charakter und Unbewußtes", „Verdrängung und Spaltung der Persönlichkeit", „Kunst und Unbewußtes", „Die Vernunft und das Realitätsprinzip", „Psychoanalyse und Ethik" usw. Dem letztgenannten Kapitel sind die folgenden Abschnitte entnommen.

Psychoanalyse und Hedonismus

Der Hedonismus in der Moral bedeutet zweierlei: *1)* daß nach den Gesetzen der menschlichen Natur alle Handlungen Ausdruck eines Luststrebens sind; *2)* daß die Herstellung von Lust und die Vermeidung von Unlust die einzig erstrebenswerten Ziele sind. Nach der oben ausgeführten Auffassung der Relation zwischen Ethik und Psychologie kann eine Anwendung der Psychoanalyse nur auf die erste der beiden Bedeutungen in Frage kommen.

Die Ansicht Freuds ist, wie erinnerlich, daß der seelische Apparat vor allem auf Lusterwerb und Unlustvermeidung hinarbeitet. Der Apparat zeigt die Tendenz, sich vom „Lustprinzip" beherrschen zu lassen. Auch das „Realitätsprinzip" will im Grunde „Lust erzielen, aber durch die Rücksicht auf die Realität gesicherte ... Lust". (Vorlesungen, Ges. Schriften, Bd. VII, S. 370.)

Es ist also klar, daß Freud in seiner Beschreibung des Prinzips, von welchem die menschliche, oder besser gesagt die seelische, Tätigkeit beherrscht wird, die psychologischen Grundlagen des

Hedonismus bestätigt. Es ist aber wichtig, sich darüber klar zu werden, wie viel oder wie wenig diese Bestätigung der Ethik bedeutet. Meiner Ansicht nach ist sie auf keinen Fall eine Stütze für die Folgerungen, die sich aus der oben angeführten zweiten Bedeutung des Hedonismus ergeben.

Nach Freud dient der psychische Apparat der Reizbewältigung. Wir haben Grund anzunehmen, daß die erfolgreiche Durchführung dieser Aufgabe für die Erhaltung des Organismus unerläßlich ist. Sie ist tatsächlich das wichtigste aller Probleme und die Entwicklung des Nervensystems der äußere Rahmen, innerhalb dessen seine Lösung sich abspielt.

Die Reizbewältigung ist mit den Qualitäten verbunden, die wir als Lust und Unlust bezeichnen. Welches die Bedingungen der Entstehung von Lust und Unlust sind und worin diese Qualitäten eigentlich bestehen, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Freud versucht die Behauptung, „daß die Lust irgendwie an die Verringerung, Herabsetzung oder das Erlöschen der im Seelenapparat waltenden Reizmenge gebunden ist, die Unlust aber an eine Erhöhung derselben". (Ges. Schriften, Bd. VII, S. 369). Alles, was wir behaupten können, ist also nur, daß die geglückte Bewältigung der Reize (letzten Endes der Sinn aller Seelentätigkeit) lustbringend ist, oder wie Aristoteles es ausdrückte: Lust ist eine „Begleiterscheinung" erfolgreichen Funktionierens.

Eine sehr klare Darstellung irgendeiner derartigen biologischen Bedeutung der Lust-Unlustgefühle findet sich bei Spencer in den ersten Kapiteln seiner „Data of Ethics" und in seinen „Principles of Psychology" (Sektion 124). Er schreibt: „Es besteht ein ursprünglicher Zusammenhang zwischen lustbringenden Handlungen und der Erhaltung oder Steigerung des Lebens und, in logischer Folge, zwischen unlustbringenden Handlungen und dem Abbau oder Verlust des Lebens . . . Jedes Individuum und jede Spezies wird durch ihr Streben nach dem Angenehmen und die Vermeidung des Unangenehmen von Tag zu Tag am Leben erhalten. Mit Empfindung verbundenes Leben kann sich nur unter der Bedingung entwickeln, daß die lustbringenden Handlungen gleichzeitig lebenserhaltende Handlungen sind. („Data of Ethics".)

Das Lustprinzip wird also durch allgemeine Überlegungen dieser Art bestätigt. Es wird auch durch Beobachtungen bestätigt, die aus einem anderen Gebiet, dem der physiologischen Psychologie, stammen. Das Individuum, das etwas durch Erfahrung lernt, scheint einen bestimmten Zusammenhang oder eine Assoziation zwischen

einer sensorischen Bahn, z. B. einem Gesichtseindruck und einem bestimmten motorischen Mechanismus, herzustellen. Die Fixierung dieses Zusammenhanges unter Ausschluß anderer möglicher Assoziationen ist es, die den wesentlichen Charakter dieses ganzen Vorganges ausmacht. Was ist es aber, das diese Fixierung einer bestimmten Assoziation hervorruft?

Das bestimmende Moment ist hier, wie Thorndike und McDougall zeigen, einfach die aus ihr resultierende Lust. Die Assoziation, die Lust bringt, prägt sich ein; die anderen werden ausgelöscht. McDougall bezeichnet den Vorgang als das Gesetz der subjektiven oder hedonistischen Auslese, als einen Spezialfall des allgemeinen Gesetzes von Stout, nach dem „Handlungsweisen diskontinuierlich oder variabel bleiben, insoweit sie erfolglos sind, erfolgreiche Handlungen aber beibehalten werden". (McDougall, „Primer of Physiological Psychology", p. 148.)

Das scheinen mir wertvolle Illustrationen zur grundlegenden Bedeutung des Lustprinzips für die Seelentätigkeit. Die psychologische Wahrheit, die im Hedonismus steckt, wird so durch die Psychoanalyse in helles Licht gerückt. Diese Bestätigung wirkt auch nicht überraschend. Die lange Entwicklungsgeschichte des Hedonismus, sein ständiges Wiederauftauchen in der ethischen und philosophischen Literatur vieler Zeiten und Völker, ja gerade die Heftigkeit des Widerstandes, dem seine Formulierungen jederzeit begegnet sind, legen die Vermutung nahe, daß ein fundamentales Element der menschlichen Natur in ihm zur Äußerung kommt.

Psychoanalyse und Verantwortlichkeit

Eine andere fast in die Augen springende Beziehung der Psychoanalyse zur Ethik ergibt sich aus dem Anschein, daß sie den Glauben an eine moralische Verantwortlichkeit erschüttern will. Moralische Verantwortlichkeit besteht nach der üblichen Auffassung für Handlungen, die sich nicht unserer Herrschaft entziehen, die also einer bewußten Willensentscheidung entspringen. Die Psychoanalyse lehrt nun, daß unser Handeln häufig Triebregungen entstammt, die „unbewußt" und daher unserer Herrschaft entzogen sind. Die bewußte Willensentscheidung spielt nach ihrer Ansicht eine fast verschwindende Rolle in der Bestimmung unseres Verhaltens. Die wirklichen Triebquellen des Handelns sind unbewußt. Und was noch schlimmer ist: die bewußte Vernunft scheint nicht viel mehr zu sein, als ein Werkzeug der unbewußten Kräfte. Sie „rationalisiert", d. h. sie er-

findet glaubhafte Vorwände, hinter denen sich unsere irrationellen Wunschregungen verbergen können. Wenn das aber so ist und wenn die wirklichen Motive des Verhaltens unbewußt sind, wie kann dann dem Individuum eine Verantwortlichkeit zugeschrieben werden?

Ich glaube nicht, daß die Ergebnisse der Psychoanalyse die Berechtigung des Begriffes der Verantwortlichkeit in irgendeiner Weise antasten. Es ist nicht schwer, das in erster Linie für die Verantwortlichkeit im Sinne des Gesetzes nachzuweisen. Die Verantwortlichkeit im gesetzlichen Sinne betrifft Handlungen, insoweit sie praktische Folgen für das Leben der Gemeinschaft haben. Freud selber verweist darauf, „daß für das praktische Bedürfnis der Charakterbeurteilung des Menschen zumeist die Tat und die bewußt sich äußernde Gesinnung genügt". (Ges. Schriften, II, S. 337.)

Man muß sich vor Augen halten, daß das Recht als soziale Institution das Verhalten der Menschen untereinander zu regeln, aber nicht den Verschlungenheiten ihrer unbewußten Motivierungen zu folgen hat. Es können natürlich spezielle Fälle vorkommen, in denen eine solche Scheidung schwer zu treffen ist. Aber die Funktion und die soziale Absicht des Rechtes verlangt gebieterisch, daß die Verantwortlichkeit vor dem Gesetz an bestimmte äußere Normen geknüpft und in den ihnen entsprechenden Terminis ausgedrückt werde, wenn nicht die Existenz der Gesellschaft unmöglich werden soll. Die feinen Unterscheidungen der psychologischen Forschung sind sicher für eine möglichst gerechte Handhabung der Strafgesetze von Weit. Man hat aber nicht den leisesten Grund anzunehmen, daß die Psychoanalyse, wenn sie sich bewahrheitet, die Abschaffung der Verantwortlichkeit vor dem Gesetz zur Folge haben müßte.

Wie steht es aber mit der moralischen Verantwortlichkeit? Hier scheint die erste Wirkung der psychoanalytischen Ergebnisse nach einer Bemerkung in einer neueren Arbeit Lairds eine „energische Einschränkung der Sphäre wirklicher Verantwortlichkeit" zu sein. (Hibbert Journal, July 1922, p. 753.)

Die moralische Verantwortlichkeit betrifft aber letzten Endes den Charakter als Ganzes und einzelne Handlungen nur, insofern in ihnen festgefügte Dispositionen zur Äußerung kommen. Das ethische Problem, das durch die psychoanalytischen Ergebnisse aufgeworfen wird, scheint mir deshalb in einer Erweiterung der klassischen Diskussion des Aristoteles über Verantwortlichkeit und Gewohnheit zu bestehen.

Aristoteles schränkt bekanntlich die moralischen Kategorien auf Handlungen ein, die „willkürlich" in seinem Sinn des Wortes sind, d. h. auf Handlungen, welche der willkürlichen Wahl eines Mittels zur Erreichung eines Zweckes entspringen. Die häufige Wiederholung einer zu einem bestimmten Zweck geeigneten Handlung führt aber, wie er zeigt, zur Bildung einer Gewohnheit oder Disposition, die sich wiederum in einer Ausführung der Handlung äußert. Von einem bestimmten Zeitpunkt an wird die Gewohnheit zu einem so tief eingewurzelten wesentlichen Bestandteil des Charakters der betreffenden Person, daß es nicht mehr möglich ist, den Charakter zu verändern oder die Handlung, in welcher sich die Gewohnheit äußert, zu unterlassen.

Heißt das also, daß solche Handlungen frei von moralischer Schuld sind? Aristoteles' Antwort lautet, daß ja das Individuum selber die Gewohnheit und den Charakter durch seine häufige Wiederholung der Handlung erworben hat. Die einzelne Handlung ist vielleicht nicht „willkürlich" im gleichen Sinne wie die Bildung der Gewohnheit, die sich in ihr äußert. Das bedeutet aber nur, daß die wirkliche Sphäre der moralischen Verantwortlichkeit der Gesamtcharakter ist. Es bedeutet nicht, daß der Begriff einer moralischen Verantwortlichkeit nicht aufrecht erhalten werden kann.

Ich meine, die Leistung der Psychoanalyse besteht gerade in der Aufhellung der komplizierten Verhältnisse, welche der Charakterbildung zugrunde liegen. Die Lehre von der moralischen Verantwortlichkeit wird durch sie keineswegs angegriffen oder widerlegt. Sie zeigt nur, daß die Charakterbildung in Feinheiten und Verschlungenheiten des Seelenlebens wurzelt, die man bisher nicht richtig eingeschätzt hat. Aber sie läßt das fundamentale Prinzip der moralischen Verantwortlichkeit unberührt. Denn die Basis, auf welcher dieses Prinzip beruht, liegt, meiner Ansicht nach, überhaupt außerhalb des Bereiches der Psychologie.

Psychoanalyse und Willensfreiheit

Man könnte aber meinen, daß die Folgerungen, die sich aus den psychoanalytischen Gesichtspunkten ergeben, in der vorstehenden Erörterung nicht herzhaft genug ins Auge gefaßt worden sind, und daß die Freudsche Psychologie in Wirklichkeit der Lehre von der Willensfreiheit direkt widerspricht. Die Psychoanalyse postuliert ja, wie wir gehört haben, den strengen Determinismus innerhalb des Seelenlebens. Alles Psychische soll sich in einen kausalen Zusammenhang einordnen lassen. Nichts ist

rein „zufällig“ oder spontan. Die einfachste seelische Äußerung ist sinn- und zweckvoll.

Tatsächlich ist es eine der bedeutsamen Taten Freuds, diese Forderung auf das Gebiet des Seelenlebens ausgedehnt zu haben, auf dem sie gewissermaßen als eine Neuheit erscheint und wirklich zuerst eine Art Unbehagen in uns erweckt. In jedem von uns steckt, wie Freud sagt, „ein tief wurzelnder Glaube an psychische Freiheit und Willkürlichkeit“, mit dem der Begriff einer das ganze Seelenleben beherrschenden strengen Determinierung in vollem Widerspruch zu stehen scheint.

Hier tritt aber der Unterschied zwischen Psychologie und Ethik wieder in den Vordergrund. Als Postulat der wissenschaftlichen Psychologie scheint mir der psychische Determinismus gerechtfertigt. Er ist, streng genommen, ebenso gerechtfertigt wie das Postulat des physischen Determinismus, da beide auf einer ähnlich empirischen Grundlage ruhen. Wenn jemand die Kausalverknüpfung der Dinge an einer einzigen Stelle, gleichgültig an welcher, durchbricht, hat er nach Freud „die ganze wissenschaftliche Weltanschauung über den Haufen geworfen“. (Vorlesungen, Ges. Schriften, Bd. VII, S. 21.) Ohne das Postulat des psychischen Determinismus kann man sich eine wissenschaftliche Auffassung des Seelenlebens kaum vorstellen. Über die Berechtigung dieses Postulats entscheidet einzig und allein das Maß seiner Unentbehrlichkeit für das Verständnis des Seelenlebens. Die Tatsachen der Psychoanalyse müssen letzten Endes, — was sie, wie ich meine, auch tun, — selber die Aufstellung dieser Forderung rechtfertigen.

Man kann das aber im Interesse jener Auffassung des Verhaltens, die wir Psychologie nennen, zugeben und trotzdem den Begriff einer moralischen Freiheit sinnvoll finden. Vielleicht machen die Tatsachen des moralischen Lebens und des moralischen Gewissens es unerläßlich, im Interesse der Philosophie oder Metaphysik die moralische Freiheit zu postulieren. Der Unterschied zwischen Psychologie und Ethik, den wir hier betonen, ist durchwegs von einschneidender Bedeutung. Der äußere Rahmen, die Verhältnisse des menschlichen Lebens, innerhalb dessen der moralische Konflikt statthat, muß im Dienste eines endgültigen Verständnisses der Erfahrung von der Bedeutung dieses Konflikts selbst unterschieden werden.

Ich meine, das Unbehagen, das die Aufstellung eines psychischen Determinismus erweckt, wird leicht verständlich, wenn wir das Gefühl der Willensfreiheit im Individuum nach seiner psycho-

logischen Herkunft betrachten. Der menschliche Organismus ist so gestaltet, daß er auf einen Reiz als Gesamtheit reagiert. Alle vergangenen Erfahrungen bleiben in ihm verkörpert, so daß seine Reaktionsfähigkeit im Laufe der Zeit immer mannigfacher wird. Aber die Gesamtheit dieser vergangenen Erlebnisse ist als latente oder potentielle Reaktion auch ein Element in der ständig wechselnden Situation, auf die der Organismus reagieren soll. Aus neuen Reizkombinationen gebildete Situationen rufen auf diese Weise immer neue und andersartige Reaktionen hervor. Auf diese Umstände, meine ich, läßt sich der Ursprung des im Individuum vorhandenen Gefühles von Willensfreiheit zurückführen.

Es geht so zu, daß der den künftigen Situationen angehörige unbekannte objektive Faktor sozusagen introjiziert wird und das Gefühl des Unbestimmten, nicht Vorherzusehenden erzeugt, des freien Willens also. Eine derartige Introjektion wurde vorhin in ihrem Zusammenhang mit den frühen Entwicklungsstufen des Seelenlebens beschrieben. Wir haben gezeigt, daß objektive Quellen von Lust- oder Machtgefühlen sich auf Grund dieses Prinzips leicht in Ichanteile verwandeln. Die Behauptung, die ich aufstellen möchte, lautet also, daß die Würdigung der Introjektion und die Anerkennung der Verwechslung zwischen psychischer und materieller Realität, wie sie der unmittelbare Glaube zeigt, den Ursprung des Gefühles der Willensfreiheit im Individuum klarmachen.

*

Die Anwendung der Psychoanalyse auf die Ethik hat bisher hauptsächlich negative Ergebnisse gebracht. Diese sind aber, wie ich meine, deshalb nicht weniger wertvoll. Positive Resultate können ja in der Ethik nur durch gedankliche Analyse des Selbstbewußtseins und der moralischen Werte, nicht durch die Erwägung psychologischer Triebquellen erreicht werden. Es gibt aber ein oder zwei andere Stellen, an denen die Psychoanalyse positive Beiträge, Anhaltspunkte und Einsichten, geliefert hat.

A) Allgemein gesprochen kann man sagen, daß die Ethik sich mit den Grundlagen der Gesellschaftsordnung befaßt. Die Gesellschaftsordnung verlangt von den Individuen die Verdrängung bestimmter infantiler Triebregungen, z. B. der Grausamkeit und des Machtstrebens. Es ist also das erste Erfordernis einer sozialen Ethik, die Entwicklung dieser Triebregungen zu verfolgen und den Vorgang zu begreifen, den McDougall treffend beschreibt als „moralische Umwandlung des Individuums unter dem Einfluß

der Gemeinschaft, in die es als ein Geschöpf geboren wird, in dem die moralischen und rein egoistischen Regungen so viel stärker sind als alle altruistischen Strebungen". Gerade hier sind aber die Ergebnisse der Psychoanalyse von besonderem Interesse gewesen.

Die Psychoanalyse verfolgt im Einzelindividuum den Weg, auf dem infantile Triebregungen, wie die eben erwähnten, zur Grundlage von „Reaktionsbildungen" werden. Sie zeigt, mit anderen Worten, wie Mitleid und Wohlwollen oft nichts anderes sind als die bewußten Äquivalente der ihnen zugrunde liegenden verdrängten grausamen und egoistischen Triebregungen, aus deren Umwandlung sie hervorgegangen sind, die sie verdecken und deren Repräsentanten sie unter dem Drucke der Gesellschaft geworden sind. In den Systemen der großen Ethiker tritt uns die Bedeutung dieser Verhältnisse entgegen. Rank und Sachs geben als Beispiel die „von Zeit zu Zeit hervortretenden ethischen Revolutionäre, welche die verweichlichende Mitleidsmoral verspotten . . ., wie Stirner und Nietzsche", und verweisen auf Schopenhauer, der sich nicht genug tun kann „in der detaillierten Schilderung der boshaften, grausamen und eigensüchtigen Triebregungen" (l. c. S. 101). Die subjektiven Vorstufen eines bestimmten ethischen Systems werden so durch eine „Psychographie" dieser Art in lehrreicher Weise beleuchtet.

B) Freud selber erörtert in seinem bereits erwähnten Buche „Totem und Tabu" die Beziehungen zwischen Tabu und „Gewissen" und findet, daß die Unmittelbarkeit und Sicherheit des Schuldbewußtseins in beiden Fällen die gleichen sind. Er schreibt: „Das Tabu ist ein Gewissensgebot, seine Verletzung läßt ein entsetzliches Schuldgefühl entstehen, welches ebenso selbstverständlich wie nach seiner Herkunft unbekannt ist." Und weiter: „Also entsteht wahrscheinlich auch das Gewissen auf dem Boden einer Gefühlsambivalenz aus ganz bestimmten menschlichen Relationen, an denen diese Ambivalenz haftet."

Die Relationen, die Freud meint, sind die des Ödipus-Komplexes. Freud knüpft seine Theorie an die neueren Forschungen über die Urzustände der menschlichen Gesellschaft an. Von unserem Gesichtspunkt hier ist aber die Analogie zwischen der Sicherheit, Unmittelbarkeit und Unfehlbarkeit des Tabuzwanges und ähnlichen Zügen des Gewissens oder des „kategorischen Imperativs" von größtem Interesse.

Sisyphos, oder: Die Grenzen der Erziehung

von

Dr. Gustav Wyneken

Aus dem „Berliner Tageblatt" vom 28. Dezember 1925.

Der geistreichste unter den Schülern des großen, genialen Sigmund Freud, Dr. Siegfried Bernfeld (seit kurzem in Berlin ansässig), hat da den Pädagogen ein Büchlein gewidmet, das sie hoffentlich lesen und sobald nicht vergessen werden (erschienen im Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien). Ich meinerseits glaube, daß seit langem im fragwürdigen Bereich der Pädagogik keine wichtigere Erscheinung zu verzeichnen war, als diese Schrift. Übrigens auch keine bei allem bitteren Ernst witzigere und vergnüglichere. Ja, es handelt sich schon um eine ernste Frage, nämlich um die Vorfrage aller Erziehung: ob denn Erziehung überhaupt möglich sei, und wie weit ihre Wirkung reiche. Das ist die Frage, um die sich die Pädagogik bekanntlich mit Eleganz herumzudrücken pflegt. Aber schon die Biologie, die Vererbungslehre, könnte einen recht bedenklichen pädagogischen Determinismus und also Pessimismus begründen. Wenn des Menschen Substanz mit seinem Keimplasma gegeben ist, wo liegt da die Grenze zwischen seiner Beeinflußbarkeit und seiner unveränderlichen Grundstruktur? Was an, von und in ihm kann man allenfalls verändern, und was nicht? Diese Frage ist noch gar nicht exakt gestellt worden, geschweige denn beantwortet, und wer weiß, ob sie je beantwortet werden kann. Die biologische Einschränkung der Erziehbarkeit ist es nun aber nicht, was Bernfeld untersucht, sondern die psychologische und die soziologische. Er will eine Kritik der Erziehung liefern etwa in dem Sinne, wie Kant eine Kritik des Denkens geliefert hat. Er bestreitet, daß die Wissenschaft von der Erziehung, die Pädagogik, bisher überhaupt eine Wissenschaft gewesen ist. Er zeigt, wie alle die berühmten pädagogischen Systeme nichts mit Wissenschaft zu tun haben, sondern im Grunde Dichtung sind, und es braucht nicht gesagt zu werden, daß er, der Psychoanalytiker, auch von der modernen, angeblich psychologischen Grundlegung der Pädagogik nichts hält, da sie sich nur mit der

Seelenoberfläche beschäftigt, aber die tiefen und unbewußten Triebfedern, die letzten Endes die Gestalt und Bewegung der Oberfläche bestimmen, unaufgedeckt läßt.

Bernfelds zentrale These wird für manchen etwas Erschreckendes haben. Er stellt fest, daß es in der Erziehung variable Elemente gibt, aber auch konstante, d. h. solche, die mit der erzieherischen Situation ein für allemal gegeben sind. Zu diesen gehört z. B. das physische Übergewicht des Erwachsenen über das Kind, das trotz aller Selbstkontrolle nie ganz von Macht- und Herrschaftsausübung, von Aggression und Unterdrückung freizuhalten sein wird. Diese Ursituation läßt sich aber noch konkreter fassen. Die erste Periode im Leben des Kindes wird immer der mütterlichen Erziehung anheim gegeben sein, während deren sich eine starke Liebesbindung des Kindes an die Mutter herstellt. Dann aber, wenn der Knabe der Pubertät entgegenreift, greift der Mann, oder vielmehr die männliche Gesellschaft ein, und was dann erfolgt, das muß man nun freilich, sei es auch nur einmal versuchsweise, zu verstehen suchen unter den bekannten psychoanalytischen Voraussetzungen vom sogenannten Ödipus-Komplex. Freud hat in seiner hiefür grundlegenden Schrift „Totem und Tabu“, die einen ganz neuen Typ des wissenschaftlichen Gedankens repräsentiert, nämlich sozusagen den wissenschaftlichen Mythos, wahrscheinlich zu machen gesucht, daß alle die unzähligen gesellschaftlichen Organisationen, Formen, Riten, Vorschriften und Verbote primitiver Völker letzten Endes auf das eine Bestreben zurückzuführen sind, den Inzest zunächst zwischen Mutter und Sohn, dann auch zwischen Bruder und Schwester zu verhüten; woraus hervorgeht, wie stark im Urmenschen die Neigung zu diesem Inzest gewesen sein muß, die bei uns tief ins Unbewußte zurückgedrängt wird. Und nun sagt Bernfeld, daß alle Erziehung (die ja — bis auf den heutigen Tag — zunächst stets als Knabenerziehung gedacht ist) ursprünglich nur den einen Sinn hatte, den Knaben von der Mutter zu trennen. Das geschah auf primitiven Stufen durch die Knabenweihe mit den dazugehörigen Vorbereitungsgebräuchen, die immer wieder eine Tötung der Knaben symbolisieren. (Wird doch sogar noch die Taufe, die ja ursprünglich nicht Säuglingstaufe war, von der Kirche erklärt als Ersäufung des alten und Auferweckung des neuen Menschen!) Die Knabentötung entspricht der tief im Unbewußtsein verborgenen Abwehr- und Rachetendenz des Mannes gegen seinen jugendlichen Nebenbuhler. Und so würde die systematische, d.h. die gesellschaftliche Erziehung, insonderheit also die Institution

der Schule, der Abwehr und Haßeinstellung gegen den Knaben im Unbewußten des Mannes entsprungen sein.

Aber ich will diese Gedankengänge, die ich hier nur andeute, nicht weiter verfolgen, denn ich möchte Bernfelds ausgezeichnetem Buch Leser zuführen, und nicht den Glauben erwecken, als könnte man nach meinem Referat das Buch selbst schon *ad acta psychoanalytica* legen. Ich will nur noch verraten, daß Bernfeld die psychoanalytische Theorie, vielleicht ein bißchen gewagt, verbindet mit einer soziologischen, und zwar der marxistischen, nämlich durch die Frage, ob nicht vielleicht sogar die Wirtschaft in ihren Anfängen gleichsam Sexualsymbol gewesen sei. Wer will das ohneweiters von der Hand weisen? Glauben doch z. B. manche Forscher, daß der Ackerbau ursprünglich eine religiöse Befruchtungszeremonie gewesen sei; und wenn wir heute erleben, daß das russische Volk Väterchen Zar erschlägt, um von Mütterchen Rußland, von der Mutter Erde, wieder Besitz zu ergreifen — ist das nur eine zufällige Ödipus-Situation oder eine tief begründete?

Bernfeld führt nun aus, daß die Erziehung nicht bloß im primären Sexualsinne ursprünglich Machtmittel der herrschenden Altersschicht war (und bleibt), sondern auch im sekundären Sinne Machtmittel der herrschenden Gesellschaftsschicht, und daß dieses auch eine der Konstanten der Erziehung ist, an der alle wohlgesinnte Reformerei nicht rütteln kann. Wie er dann aber im dritten Teil seines Buches doch noch zu „Mitteln, Wegen, Möglichkeiten" der Erziehung gelangt, das will ich nun schon gar nicht verraten, so sehr ich Grund habe, mich über seine Lösung des Problems zu freuen. Aber ob wir die Gedankengänge dieses merkwürdigen Büchleins nun als unverhoffte Bestätigung eigener Ansichten oder als unbequeme Störung des pädagogischen Burgfriedens empfinden: wir werden nicht an ihm vorbei können, nicht an ihm vorbei dürfen. So sei es denn, selbst als unerbetene Gabe, für den Weihnachtstisch aller Erziehungsbeflissenen hiemit nachdrücklichst empfohlen — allen, denen Erziehung nicht nur Reflexbewegung, sondern auch eine immer neue Angelegenheit ihres Nachdenkens ist.

Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse

Von

Ludwig Binswanger

Kreuzlingen

Aus der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften", Bd. XII, Heft 2/3 (erschienen am 6. Mai 1926, zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds).

Goethe spricht einmal aus, daß dem Einzelnen zwar die Freiheit bleiben solle, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich deucht, daß aber das eigentliche Studium der Menschheit der Mensch sei. Suchen wir nach einer näheren Bestimmung dieses Studiums, so bietet sich uns dafür ein Ausdruck dar, der gerade seit Goethe, wenn auch nicht durch ihn, in der deutschen Geistesgeschichte heimisch geworden ist. Philosophen wie Schleiermacher, Dilthey, Simmel, Rickert, Philologen wie Böckh, Historiker wie Droysen, Soziologen wie Max Weber haben das mit diesem Ausdruck Gemeinte von den verschiedensten Seiten, zu den verschiedensten Zwecken und mit den verschiedensten Methoden untersucht. Sie alle sprechen vom „Verstehen" als einem Grundproblem des Studiums des Menschen und seiner Werke. Erst spät ist dieser Ausdruck und sein Problemgehalt in diejenige Wissenschaft eingedrungen, die, so sollte man meinen, sich seiner zuerst hätte bemächtigen müssen, in die Psychologie. Auch heute noch untersuchen die Wenigsten das Verstehen rein im Hinblick auf die empirische Psychologie; jedoch haben nach dem ersten epochemachenden Anstoß von Dilthey Forscher wie Spranger, Jaspers, Scheler, Edith Stein, Häberlin und ich selbst sich darum bemüht, die Rolle des Verstehens in der Psychologie näher zu bestimmen, ohne jedoch zu übereinstimmenden Meinungen und Resultaten zu gelangen.

Es ist nicht nur das „Medium" der Wissenschaft, in welchem „der Mensch" verstanden werden kann, ja es ist noch eine offene

Frage, ob sich auf dem Verstehen Wissenschaft, zumal Erfahrungswissenschaft, überhaupt aufbauen kann oder ob das Verstehen letztlich immer nur Sache des Einzelnen bleibt, der es jeweils vollzieht. Empirische Wissenschaft wenigstens hätte dann nur das „Material" herbeizuschaffen und zu bearbeiten (Heuristik, Droysen), das die psychologischen (wir reden nur noch von diesen) Grundlagen des Verstehens zu erweitern, vertiefen und systematisch zu ordnen erlaubt. Psychologie als Erfahrungswissenschaft hätte es dann nur mit den realen Bedingungen des Verstehens zu tun. Jedenfalls war es bisher nicht die wissenschaftliche Geisteshaltung, auf deren Boden das psychologische Verstehen Triumphe gefeiert hat, sondern eine Reihe ganz anderer geistiger „Medien": Ich erinnere nur an Augustins und Kierkegaards leidenschaftlich-religiöses Pathos, an Shakespeares geniale „dichterische Einbildungskraft", an Nietzsches philosophisches Prophetentum, aber auch an die skeptische, nüchtern beobachtende und erzählende „Seelenstimmung" eines Montaigne, vieler seiner antiken Vorbilder und seiner Nachfolger. Kein Zweifel: religiöses Ringen mit Gott, philosophische Wertung und Umwertung, künstlerischer Gestaltungswille und einfache Beobachter- und Erzählerfreude hatten die Menschheit in ihrem „eigentlichen Studium" bis vor kurzem mehr gefördert als die Wissenschaft. Aber als vor- und außerwissenschaftlichen Geisteshaltungen fehlte ihnen doch noch gerade das, was Wissenschaft allein zu leisten vermag: die Ausarbeitung, Vermittlung und Verbreitung der wissenschaftlichen Methode, die Gliederung und Ordnung der gewonnenen Erkenntnisse in einem theoretischen Bedeutungszusammenhang und, damit verbunden, die Reflexion auf das Erkenntnisverfahren.

Bestimmte soziale, individuelle und geistesgeschichtliche Faktoren mußten zusammenwirken, um das Studium des Menschen im Sinne des Verstehens in die Bahn der empirischen Wissenschaft zu leiten. Zu den ersten gehört das soziale Verhältnis zwischen Arzt und Patient, wie es sich mit der Entstehung der medizinischen Psychotherapie überhaupt herausgebildet hat, zu den zweiten die Persönlichkeit Freuds, zu den dritten der nachhegelianische Naturalismus, Evolutionismus und Positivismus. Allen drei so verschiedenartigen Faktoren zusammen ist es zu verdanken, daß jenes Studium des Menschen auf den Boden der wissenschaftlichen Erfahrung gestellt werden konnte. Demgemäß haften ihm jetzt auch ganz spezifische soziale, individuelle und

geistesgeschichtliche Einschränkungen und Eigenarten an, die in einer „allgemeinen“ Lehre vom „Studium des Menschen“ noch zu überwinden wären; aber das ändert nichts an dem historischen Faktum, daß die Psychoanalyse Freuds das „eigentliche Studium der Menschheit“ erstmals systematisch auf Erfahrung gegründet hat.

Diese Tatsache wird auch von ernsten „Kritikern“ der Psychologie Freuds in der Regel übersehen oder nicht ins richtige Licht gestellt. Entsprechend der Neuheit seines Verfahrens innerhalb der medizinischen Wissenschaft blickte man vor allem auf das, was Freud Deuten nannte, nicht ahnend oder vergessend, daß sich dieses Deuten, eben als „Deuten“, schon in den verschiedensten Wissenschaften einen Namen verschafft und ein Heimatsrecht erworben hatte. Unter dem Namen der Hermeneutik oder des hermeneutischen Verfahrens im Sinne einer „Kunst der Auslegung“ und der Aufweisung der Regeln dieser Kunst finden wir das Deuten in der Rhetorik und Philologie von den Griechen bis auf die neueste Zeit, in der Theologie der Kirchenväter (Augustin, Origines) und der Nachreformation (Flaccius), in der ganzen neueren Geschichte, zum mindesten seit Schleiermacher aber auch im Hinblick auf die Psychologie näher untersucht und zum wissenschaftlichen Bewußtsein gebracht. Insofern als der spezielle Inhalt und der spezielle Zweck eines wissenschaftlichen Verfahrens nichts mit diesem Verfahren als solchem zu tun haben, gelänge es leicht, Freuds Deutungsverfahren als einen Spezialfall der Hermeneutik der Geisteswissenschaften (Philologie, Theologie; Geschichte in allen ihren Zweigen) aufzuweisen, und zwar im Sinne einer speziellen empirischen Ausgestaltung und Vertiefung derselben nach ihrer psychologischen oder individuellen (Böckh) Seite hin. Und so gilt auch hier wie beim Verstehen der Satz, daß Freud die Hermeneutik erstmals auf Erfahrung (im Sinne der Erfahrungswissenschaft) gegründet hat.

So drängt denn alles darauf hin, näher zu bestimmen, in welchem Verhältnis bei Freud gerade die Erfahrung zum Verstehen sowohl als zum Deuten steht.

Es handelt sich hier also um ein Stück „Reflexion auf das Erkenntnisverfahren“ der Psychoanalyse, das auf dem zu Gebote stehenden Raum aber nur äußerst skizzenhaft umrissen werden kann, da seine gründliche, viele Beispiele erfordernde Behandlung ein ganzes Buch beanspruchen würde. Da ferner die in Betracht kommenden Termini mit vielfachen und sehr gefährlichen Äqui-

vokationen behaftet sind, die nur höchst unvollständig zur Sprache gebracht werden können, mögen die folgenden Ausführungen mehr als ein Programm, denn als eine Abhandlung betrachtet werden.

I

Wie auf naturwissenschaftlichem Gebiet, so baut sich auch auf psychologischem die Erfahrung zunächst auf auf Akten der Wahrnehmung. Infolge einer verhängnisvollen theoretischen Überbelastung des Problems der Fremdwahrnehmung (Analogieschluß-, Einfühlungstheorie) herrschte hier aber lange Zeit eine allzu prinzipiell einschneidende Trennung zwischen Akten der Selbst- und Fremdwahrnehmung. Dank genauer phänomenologischer Untersuchungen (Scheler u. a.) wissen wir heute, daß es zum mindesten eine der psychologischen Selbst- und Fremdwahrnehmung gemeinsame Aktrichtung gibt, die sich wesensmäßig von den Akten äußerer Wahrnehmung unterscheidet und in der wir nicht nur eigenes, sondern auch fremdes Seelenleben (d. h. nicht auf dem Umweg über die körperliche Wahrnehmung als solche) erfassen.[1] Und zwar erfassen wir das letztere am „Du", an der anschaulichen psychophysisch-neutralen Einheit der fremden Person, an ihrem gesamten Verhalten oder Benehmen, sofern es sich uns als ihre Ausdruckssphäre darbietet, an ihrer Gestalt und Mimik, an ihren Gesten und Gebärden und an ihren sprachlichen „Ausdrücken". Die letzteren führen nun aber zu einer zweiten Art psychologischer Erfahrung hinüber. Zwar können wir auch auf Grund des sprachlichen Gesamtausdrucks Seelisches unmittelbar wahrnehmen (so z. B. auf Grund des Tonfalls und Tempos des Sprechens die Trauer oder Angst), aber außerdem erfahren wir auf Grund des sprachlichen Ausdrucks auch indirekt etwas vom Seelenleben der fremden Person, nämlich auf dem Umweg über die (rationalen) Wort- und Satzbedeutungen, d. h. über das, was die Person uns in ihren sprachlichen Äußerungen über sich kundgibt. Auch hier sprechen wir von einem Verstehen, aber das Verstehen der sprachlichen Ausdrücke als solches hat mit dem psychologischen Verstehen noch nichts zu tun, da wir hier zunächst nur verstehen, was gesprochen wird, aber keineswegs auch

---

1) Ob man von Stufen der Fremdwahrnehmung reden kann, von denen die eine einer Art „Einfühlung" gleichkommt, wie Edith Stein es will, und inwiefern es sich hier um „originär gebende" Akte im Sinne Husserls handeln kann (vgl. auch Buitendijk und Plessner), bleibe hier offen.

den Sprecher als Person ins Auge fassen müssen, worauf schon Simmel aufmerksam gemacht hat. Auf dem Umweg über das Gesprochene können wir dann zwar auch sehr viel von der Person erfahren, aber keineswegs handelt es sich hier noch um wahrnehmende, präsentierende oder unmittelbar erfassende Akte, vielmehr um ein aus der Kundnahme erwachsendes rationales Wissen. Dieses Wissen steht hinter dem Wahrnehmen insofern zurück, als es niemals ein direktes Erfassen von fremden Erlebnissen darstellt, indem es entweder ein bloßes unanschauliches Wissen von ihrem Vorhandensein bleibt oder sich zwar sekundär in Anschauung umsetzt, dabei aber nur repräsentierende, vergegenwärtigende oder imaginierende Akte ermöglicht. Hingegen ragt dieses Wissen über die direkte Wahrnehmung insofern wiederum hinaus, als es uns nicht nur von dem Vorhandensein von Erlebnissen, ihrem Hier und Jetzt und eventuell der Art ihres Erlebtwerdens Kunde gibt, sondern auch von ihrem Sinn oder Gehalt, der prinzipiell nicht wahrnehmbar, sondern nur sprachlich ausdrückbar oder sonstwie bekundbar ist. Daß beide Erfahrungsarten verschieden sind, geht auch daraus hervor, daß auf dem Gebiet der psychologischen Wahrnehmung, sowohl der Selbst- als der Fremdwahrnehmung, eigentliche Täuschungen vorkommen können, auf dem der Feststellung vermittels der Kundgabe oder Mitteilung aber Irrtümer.

Während nun sonst die wissenschaftliche Psychologie, insbesondere aber die experimentelle, sich auf die zweite Art der psychologischen Erfahrung stützt, abzielend auf eine möglichst genaue und eindeutige sprachliche Fixierung des Erlebten und seines Gehalts vonseiten der Versuchsperson, zeigt die psychoanalytische Verfahrungsweise schon hier sehr deutlich ihre Eigenart insofern, als sie entschieden die erstere Art bevorzugt. Nicht als ob sie die sprachliche Verständigung gering achtete, — man denke nur an die sprachliche Wiedergabe der Träume und der Lebensgeschichte, — jedoch nimmt die direkte Wahrnehmung in der Rangordnung beider Erfahrungsarten insofern den ersten Platz ein, als sie die sprachlich-rationale Verständigung stets begleitet und, was das Wichtigste ist, bei einer Inkongruenz der beiderseitigen Erfahrungsresultate den Ausschlag gibt.

Auch bei der Kenntnisnahme vom Inhalt eines Traumes oder eines Stückes Lebensgeschichte achten wir in der Psychoanalyse ja nicht nur auf den rationalen Bedeutungsgehalt des Gesprochenen, sondern immer auch auf den psychologischen Ausdrucksgehalt des

Sprechenden. Und wenn wir dann Traum- und Leidensgeschichte hermeneutisch auslegen, leitet uns das, was wir an der Person während des Berichtes direkt wahrnehmen, in erster und letzter Linie; denn nur die direkte Wahrnehmung ermöglicht uns zu erkennen, welche von den hermeneutisch möglichen Auslegungen im vorliegenden Falle wirklich zutreffen. Schon insofern können wir von einer, weiter unten näher auszuführenden hermeneutischen Erfahrung sprechen. Traumdeutung lediglich auf Grund eines Traumprotokolles oder seines rein rationalen Bedeutungsgehaltes bleibt immer nur Mutmaßung, so virtuosenhaft sie auch geübt sein mag. Erst die Auslegung am lebendigen Objekt stützt sich auf Erfahrung, im Gegensatz zur Auslegung in den Geisteswissenschaften, die zwar ein ungeheures Wissen voraussetzt, aber nicht im empirischen Sinne sich betätigen und bekräftigen kann. — Unter den Arbeiten Freuds gibt es eine, an der die Bedeutung der direkten Wahrnehmung direkt demonstriert werden kann, da es sich hier um die Auslegung eines jedermann zugänglichen Kunstwerkes handelt, nämlich die Arbeit über den Moses des Michelangelo.

Die direkte Wahrnehmung seelischen Erlebens bleibt nun aber nicht auf den gleichsam ruhenden Erlebnisbestand beschränkt, vielmehr nehmen wir auch das Hinübergehen eines Erlebnisses in das andere auf Grund vielfacher Nuancen der Ausdrucksgestalten wahr. Und indem Freud die Wahrnehmung der Erlebnisse über weite Strecken hinaus methodisch geübt, in stundenlang anhaltendem optischem oder akustischem „Hinstarren" auf die Nuancierung, den Ablauf und die Verflechtung der Ausdrucksgestalten der Person, hat er die Erfahrungsgrundlage geschaffen für ein System theoretischer Überzeugungen, das, mag es noch so sehr über Erfahrung hinausgehen, niemals sein Herauswachsen aus jener Erfahrungsgrundlage verleugnet. Wenn es auch ein weiter Weg ist, etwa von der Ausdrucksgestalt des „Stockens der Rede" bis zur Theorie des Widerstandes, so liegt doch dieser Weg offen vor uns, für jeden gangbar und prüfbar.

Auf Grund der „Ausdrucksgrammatik" (Scheler) gewinnen wir so einen tiefen Einblick in das Seelenleben der fremden Person, in die allgemeine Art, das Tempo, den Rhythmus, die Intensität ihres Erlebens, in ihre Beherrschtheit oder Unbeherrschtheit, ihre mehr zentral-geistige oder exzentrisch-triebhafte Stellung im und Einstellung zum Leben (Häberlin), in ihre mehr naive oder mehr „bewußte", in ihre echte oder unechte Erlebnisweise, dann

aber auch in ihre Gesinnungen, Gefühle, Leidenschaften usw. Man hat auch diese Wahrnehmung von Seelischem Verstehen genannt, verstehendes Wahrnehmen (Häberlin), einfühlendes oder nacherlebendes Verstehen (Dilthey, Jaspers u. v. a.), Ausdrucksverstehen u. ä., jedoch darf man nicht deswegen, weil Wahrnehmung und Nacherleben von Seelischem und Verstehen sehr häufig zusammen vorkommen, beide Akte miteinander verquicken oder gar verwechseln.

II

Man kann nämlich sehr viel an einer Person wahrgenommen und auf Grund sprachlicher Kundgabe „nacherlebend" oder „vergegenwärtigend" über sie festgestellt haben, man kann also mit anderen Worten ein großes Erfahrungsmaterial von ihr besitzen und braucht prinzipiell doch noch nichts an ihr psychologisch verstanden zu haben. Umgekehrt bereichert unser psychologisches Verständnis keineswegs unsere Erfahrung von der Person, sie läßt uns vielmehr das Erfahrungsmaterial in einem besonderen Licht erscheinen, hebt es in eine besondere Sphäre, nämlich in die geistige Sphäre der „psychologischen" Verständlichkeit. Oder anders ausgedrückt: Der Akt des (psychologischen) Verstehens hat zum Gegenstand nicht ein reales Sein, wenn er auch auf Erfassensakte von solchem fundiert sein kann (und, soweit empirische Psychologie in Frage kommt, fundiert sein muß), sondern sein Korrelat ist ein Sinn oder Sinnzusammenhang, und zwar in Gestalt eines „verständlichen" Motivationszusammenhanges. Denn nicht jeder Motivationszusammenhang ist, wenn auch prinzipiell verstehbar, so tatsächlich mit seiner Erfassung oder Feststellung zugleich auch verstanden. Verstanden ist er erst dann, wenn mir seine „Verständnisqualität" aufblitzt, seine *a priori* einsichtige Evidenz oder Bündigkeit. Eine solche apriorische Evidenz gibt es natürlich innerhalb der Erfahrung nicht, sie kann daher auch nicht induktiv gewonnen werden; sie gibt es nur auf dem Boden einer gewissen Sinn- oder Vernunftgesetzlichkeit. Auch die Motivationszusammenhänge sind von einer solchen Sinngesetzlichkeit „beherrscht", insofern, als der Gehalt der Erlebnisse von sich aus apriori-gültige oder evidente Anweisung gibt auf ihr Verbundensein mit anderen Erlebnisgehalten (Simmel). Man sieht also, daß es sich hier nicht um einen realen Zusammenhang seelisch-realer Erlebnisse, also überhaupt nicht um das Erlebtwerden oder die Verwirklichung von Erlebnissen handelt, sondern nur um den Sinnzusammenhang, in welchem die (inten-

tionalen) Erlebnisse auf Grund ihres (intentionalen) Gehaltes stehen. Auf dieser Trennung baut sich die ganze moderne Personpsychologie auf und sie ist auch grundlegend für die Darstellung und das wissenschaftliche Verständnis des Erkenntnisverfahrens in der Psychoanalyse. Jedoch darf man, wie aus dem Gesagten hervorgeht, auf Grund der großen aktmäßigen und intentionalen Verschiedenheit, welche zwischen den kategorial-anschaulichen Akten des Verstehens und den „sinnlich"-anschaulichen des unmittelbaren Erfassens oder Vergegenwärtigens seelischer Erlebnisse besteht, nicht schließen, daß das psychologische Verstehen nun nicht an die Erfahrung heranreiche, nur Typen (Spranger), Idealtypen (Jaspers) zum Gegenstand haben könne, und daß infolgedessen alles Verstehen wirklicher Vorgänge ein mehr oder weniger unvollständiges Deuten bleibe (Jaspers). Ohne natürlich die Möglichkeit des Verstehens von Typen und dessen große theoretische und praktische Rolle zu bestreiten, muß doch entschieden betont werden, daß es ein Verstehen gibt, das sich gerade an wirklichen Erlebnissen wirklicher, individueller Personen vollzieht, und dies ohne auf einem Typenverstehen zu beruhen und ohne ein solches zum Kriterium seiner Verständlichkeit zu machen. (Ich beziehe mich hier auf eine demnächst im Druck erscheinende, bedeutsame Arbeit über das Verstehen von Heinz Graumann, dem ich auch für sonstige mündliche und schriftliche Anregungen zu Dank verpflichtet bin.)

Hieraus geht schon hervor, was über das Verhältnis von Verstehen und Erfahren in der Psychoanalyse zu sagen ist. Prinzipiell ist es natürlich dasselbe wie im Alltagsleben und in der Psychologie; denn es handelt sich hier ja um wesensmäßige Beziehungen, die, wo immer Verstehen und Erfahrung zueinander treten oder wo das erstere sich auf das letztere „aufbaut", in Erscheinung treten müssen. Wenn wir daher die Überzeugung hegen, daß Freud das „eigentliche Studium der Menschheit" im Sinne des Verstehens des Menschen gewaltig gefördert hat, so heißt das nicht, daß er „eine neue Art des Verstehens" oder irgend etwas Neues am Verstehen selbst eingeführt hätte, denn dieses bleibt immer dasselbe, ob ein Shakespeare oder Montaigne oder Freud versteht. Achten wir aber darauf, daß wir dort von einem „genialen", „intuitiven" oder „divinatorischen" (Schleiermacher), und von einem unsystematischen oder zufälligen Verstehen zu sprechen gewohnt sind, dem wir Freuds wissenschaftlich-systematisches oder -empirisches Verstehen gegenüberstellen, so brauchen

wir nur die Lässigkeit des Sprachgebrauches zu durchschauen, um zu wissen, daß nicht das Verstehen als solches mehr oder weniger genial oder intuitiv oder divinatorisch ist, — geniale Versteher sind alle die Genannten, und was das heißt, das wäre noch besonders zu untersuchen, — sondern daß die erfahrungsmäßigen Grundlagen des Verstehens mehr oder weniger systematisch oder wissenschaftlich angelegt sind. Das kann also niemals heißen, daß Freud das Verstehen auf Erfahrung „zurückgeführt" hätte, was, wie wir sahen, unmöglich ist, da aus purer, noch so sehr gehäufter Erfahrung nicht ein Verstehen wird; es kann nur heißen, daß Freud die Erfahrungsgrundlagen des Verstehens statt durch sporadische durch systematische Beobachtung in ungeahnter Weise erweitert und geordnet hat, so daß uns heute ein Verstehen des Menschen noch möglich ist „in Tiefen", in die früher keine Erfahrung, zum mindesten keine wissenschaftliche Erfahrung, geleuchtet hat.

Inwieweit diese Erfahrung wieder gefördert worden ist durch seine theoretischen Überzeugungen, die ihm gestattet haben, das Erfahrungsmaterial zu ordnen, zu ergänzen und einem theoretischen Bedeutungszusammenhang unterzuordnen, steht hier, wo es sich nicht um die Sphäre des wissenschaftlich-theoretischen Erklärens handelt, nicht zur Diskussion. Infolge der innigen Beziehungen jedoch, die zwischen der sinnhaften Gegenstandswelt des psychologischen Verstehens und der realen des psychologischen Erklärens herrschen, hat Freud aber auch durch seine Theorienwelt indirekt das Verstehen gefördert. Denn da seine Psychologie keinen zufälligen Zusammenhang „geistreicher Aperçus", keine zufällige Häufung besonders interessanter oder abnormer Einzelheiten darstellt, sondern einen theoretischen Bedeutungszusammenhang, der die Totalität der Person in Vergangenheit und Gegenwart zu umfassen beansprucht, ist hier auch das Erfahrungsmaterial schon so geformt und geordnet, daß das Verstehen nun bereits ein System von Stützpunkten vorfindet, wie es vordem nicht bestand. — Wir kommen darauf zurück.

III

Was man von Buffon sagt, daß er nämlich aus den zerstreuten Elementen einer bisher esoterischen Wissenschaft ein System der Erde, eine Theorie der Natur, ein Kunstwerk der Epoche zu gestalten vermochte, daß er den Wert und die Überlegenheit des schöpferischen Genies auch in den Wissenschaften bewies, seine große Beredsamkeit auf einen Gegenstand übertrug, dem sie bis-

her ganz fremd geblieben war, das Talent besaß, anderen seinen Enthusiasmus einzuflößen, und daß er die Naturgeschichte zur populärsten Wissenschaft von ganz Europa machte (Cuvier, Condorcet, Justi), das kann man *mutatis mutandis* auch von Freud und seiner Lehre sagen. Das Instrument aber, mit dem er diese Lehre schuf, und das er selbst erst erschaffen mußte, ist sein Deutungsverfahren, dem wir uns nun zum Schlusse zuwenden.

Während die Geschichtswissenschaft schon längst eine besondere Methodik des historischen Forschens besitzt, die man etwa mit Droysen in Heuristik, Kritik und Interpretation (Auslegung) einteilen kann, und ebenso die Philologie ihre Methodik des philologischen Forschens (vgl. etwa Böckhs Theorie der Hermeneutik in seiner Enzyklopädie und Methodologie), so wartet die Personpsychologie noch auf eine derartige Besinnung auf ihre Methode, ja noch auf deren Ausarbeitung im einzelnen. Was wir davon besitzen, verdanken wir größtenteils Freud. Und zwar ist es die psychologische Heuristik und Interpretation oder Hermeneutik im engeren Sinne, die er, gerade mit seinem Deutungsverfahren, am meisten gefördert hat, jedoch besitzen wir von ihm auch Ansätze zur Kritik. Die Heuristik schafft die Materialien herbei, sie ist die „Arbeit unter der Erde“ (Niebuhr), die „Bergmannskunst, zu finden und ans Licht zu holen“ (Droysen), die Herbeischaffung des um Traum oder Krankheitssymptom gruppierten Erlebnismaterials (Tagesreste, Lebensgeschichte, Phantasien, Traumen, Freud). Die Interpretation oder hermeneutische Auslegung ist auch in der Psychologie nicht lediglich eine psychologische Auslegung, ein Deuten der „Motive und Absichten“, vielmehr gibt es auch hier eine sachliche und pragmatische (Droysen), grammatische und generische (Böckh) Seite der Hermeneutik; man denke nur etwa an das Studium der Traumsprache als solcher, an das Aufzeigen der physiologischen und psychologisch-kausalen normalen und pathologischen Bedingungen und Grundlagen des Erlebens, an die Untersuchung der geistigen Strömungen der Nation und Familie, in der die Person steht, um zu erkennen, wieviel Nichtpersonpsychologisches auch hier zu berücksichtigen ist, wenn die Deutung wissenschaftlichen Ansprüchen genügen soll.

Was Freud nun Deuten nennt, enthält Bestandteile sowohl aus Erfahrungsakten, als aus Akten rationalen Schließens, als auch endlich aus eigentlichen Akten des psychologischen Verstehens. Zu den ersteren gehört alles, was wir durch Erfahrung im bisher geschilderten Sinn, also durch direkte

Wahrnehmung und sprachliche Kundnahme und deren Kritik über das Erleben der Person feststellen oder wissen. Hieran schließt sich nun aber eine bisher noch nicht erwähnte Art der Erfahrung an, die man als die psychoanalytische Heuristik bezeichnen kann, und die zwar auch auf sprachlicher Kundgabe und Kundnahme beruht, sich jedoch wesentlich von der sonstigen psychologischen Erfahrung unterscheidet. Es handelt sich jetzt um die „Einfälle" der Person, in denen dieselbe wohl etwas ausdrückt, nämlich den (rationalen) Sinn oder die Bedeutung von Worten oder auch Sätzen, mit deren Bedeutung sie aber nichts über sich selbst, über ihr eigenes Erleben, kundgibt oder, wenn ja, so doch außer sinnvollem Zusammenhang mit dem Ausgangserlebnis, im Anschluß an welches der Einfall erfolgt ist. Wir meinen die sogenannten „freien Assoziationen", von deren praktischer Bedeutung jedoch der Nichtanalytiker sich in der Regel eine übertriebene Vorstellung macht, da sie fast immer von eigentlichen sprachlichen Kundgaben durchbrochen und abgelöst werden.

So gehen also bei der psychoanalytischen Heuristik im weiteren Sinn „gewöhnliche" psychologische Erfahrungsakte mit solchen der spezifischen psychoanalytischen Heuristik Hand in Hand. Alle zusammen aber liefern uns das noch „gleichsam unparteiische" (Freud) Material, das zwar schon Hinweise für die Deutung enthält, und in das sich schon Akte des Deutens eingeschlichen haben mögen (weswegen es noch einer besonderen Kritik zu unterwerfen ist), das aber doch erst die Grundlage für die psychologisch-hermeneutische Deutung, Auslegung oder Interpretation abgibt.

Selbstverständlich bauen sich nun auch bei dem psychoanalytischen Vorgehen schon auf den gewöhnlichen Erfahrungsakten Akte des psychologischen Verstehens auf, und wird unter Umständen auch auf Grund der spezifisch-psychoanalytischen Erfahrung und im Zusammenhang mit der gewöhnlichen einmal ein neues Verstehen aufblitzen, die Regel aber ist, daß jenes gesamte Erfahrungsmaterial erst gedeutet werden muß, um verstanden werden zu können.

Damit gelangen wir zu den zweiten Bestandteilen (vgl. oben S. 128) des Freudschen Deutungsverfahrens, nämlich zu den „rationalen" oder „theoretischen" Akten des Deutens oder Auslegens.

Das Deuten oder Auslegen beginnt bereits mit der wissenschaftlich-systematischen Ordnung und Gruppierung des Erfah-

rungsmaterials nach rationalen Themen oder Sinnzusammenhängen (nach Traumthemen, Symptomgehalten, objektiven Bedeutungsgehalten einer Handlung usw.), einer Ordnung, welche die Person zum Teil schon selbst begonnen hat, zum Teil aber dem Ausleger überlassen muß; das letztere gilt insbesondere hinsichtlich des spezifisch-psychoanalytisch-heuristischen Materials, nämlich den Einfällen. Diese Vorstufe der Deutung ist noch keine eigentlich psychologische Betätigung oder muß wenigstens keine sein, da sie (vorwiegend) mit rationalen Sinn- oder Bedeutungszusammenhängen zu tun hat. Die psychologische Auslegung beginnt erst da, wo wir in das so geordnete Material (seelisches) Leben hineinbringen, es nach seelischen (d. h. hier so viel wie nacherlebbaren) Möglichkeiten gruppieren. Zu dieser Gruppierung genügt aber das Erfahrungsmaterial allein nicht, wir bedürfen jetzt einer „Ergänzung der Erfahrung" (aber immer unter weiterer Fortsetzung der Erfahrung mittels direkter Beobachtung der Person) durch Schlüsse, auf Grund von Analogien, Vergleichen, hypothetischen Vermutungen und eigentlichen Theorien, auf Grund also eines durch andere Erfahrungen gewonnenen Wissens und von Theorien über dieses Wissen. So entsteht der Freud zu Unrecht vorgeworfene, weil jeder Auslegung als solcher innewohnende „hermeneutische Zirkel", d. h. wir deuten, ganz allgemein gesprochen, das einzelne auf Grund eines schon vorausgesetzten Ganzen, welch letzteres wir wieder aus einzelnem erst gewinnen. (Daher die Wechselbeziehungen zwischen Analyse und Synthese und zwischen Induktion und Deduktion bei jeder Deutung oder Auslegung.) Doch hievon sei jetzt nicht die Rede. Auf Grund des vorliegenden Erfahrungsmaterials und all jenes Wissens vermuten oder schließen wir nun, was etwa „zwischen" oder „hinter" jenem Erfahrungsmaterial vorgegangen sein mag, wie es „zustande kam", was alles noch einer näheren Darlegung bedürfte. Wir befinden uns hier in der Phase des „sekundären Deutens" im Sinne Häberlins, d. h. der sekundären wissenschaftlichen Bearbeitung psychologischen Forschungsmaterials.[1] An das festgestellte nach-

[1]) Den (früheren) Sprachgebrauch Häberlins von einer primären Deutung (im Sinne der psychologischen Erfahrung) und desgleichen den Sprachgebrauch von Elsenhans und Spranger (Erkennung und Wiedergabe eines Geistigen aus sinnlich gegebenen Zeichen), welche dabei an Dilthey anknüpfen (Erkennung eines Inneren aus Zeichen, die von außen gegeben sind), diesen ganzen Sprachgebrauch lehnen wir aus sachlichen und terminologischen Gründen ab.

erlebbare und zum Teil auch schon verstandene Erfahrungsmaterial reihen wir so schließend oder deutend neues Wissensmaterial, das wir in Akten imaginierender oder phantasierender Vergegenwärtigung wiederum in „konkretes" seelisches Erleben einer konkreten Person „umsetzen". So tritt z. B. ein Stück des manifesten Trauminhalts in Relation zu Themen des wachen Erlebens, der Gehalt einer Symptomgruppe zu Inhalten der Lebensgeschichte, und zwischen beide Pole der Relation wird so ein Drittes eingeschoben, ein möglicher „unbewußter" Gedankengang. So erschließen oder deuten wir zwischen dem manifesten Inhalt von Freuds Traum von Irmas Injektion einerseits, dem darum gruppierten Material der Tagesreste anderseits einen „unbewußten Gedankengang", etwa im Sinne eines „Plädoyers", erschließen oder deuten wir zwischen den Personen des Traums, ihren Reden und Situationen und denjenigen der sachlich „zugehörigen" Tagesreste seelische Regungen im Sinne von Racheimpulsen, Selbstverteidigungen, Sorgen und Wünschen, erschließen oder deuten wir zwischen der Angst meiner Patientin Gerda (Jahrbuch III) vor dem Abreißen des Absatzes einerseits und den zeitlich und sachlich damit zusammenhängenden Stücken ihrer Lebensgeschichte anderseits auf das Fortbestehen einer (unbewußten) Angst, von der Mutter losgerissen zu werden, auf eine Angst vor dem Geborenwerden, Gebären usw. Nun mögen auch hier schon Akte des Verstehens mitgespielt haben — es handelt sich für uns ja nicht um Fragen des psychologischen Prius oder Posterius realer Erlebnisse des Auslegers, sondern um Fragen des phänomenologischen Wesenszusammenhanges intentionaler Akte, — das eigentliche psychologische Verständnis aber, das dem ganzen hermeneutischen Verfahren oder der hermeneutischen Operation (Schleiermacher) die Krone aufsetzt, und um dessentwillen der ganze Apparat in Bewegung gesetzt worden ist, tritt erst da auf, wo ein „sinnvoller[1] Motivationszusammenhang" hergestellt ist, wo das

1) Was Freud sinnvoll („Sinn", „Bedeutung") nennt, bezieht sich zunächst nur auf nacherlebbare Motivationszusammenhänge. Ein psychisches Erlebnis ist für ihn *eo ipso*, d. h. *ex definitione*, sinnvoll; sein Sinn ist erfaßt, wenn sein Motivationszusammenhang nacherlebbar erfahren oder gedeutet ist. Den Unterschied zwischen Nacherleben und Verstehen und den damit zusammenhängenden zwischen realem Erlebniszusammenhang und ideellem Sinnzusammenhang kennt Freud nicht. Was wir hier Sinn nennen, muß streng geschieden werden von jedem teleologischen oder finalen Sinn, d. h. von jedem, sei es von der Person selbst, sei es von dem Ausleger „eingelegten" Zweck, und somit von jeder „prospektiven Tendenz", „Leitlinie" usw.!

eine Glied der Relation, der Gehalt des Traumstückes oder Symptoms nach einer apriorischen Vernunftgesetzlichkeit, d. h. eben sinnvoll, als hervorgehend aus dem Gehalt des anderen Gliedes, also etwa eines Racheimpulses, Wunsches, angstvollen Erlebens o. dgl. erfaßt wird. Dabei dürfen wir aber nie vergessen, daß es sich hier keineswegs um gleichsam isolierte oder für sich bestehende „verständliche Zusammenhänge“ im Sinne von Jaspers handelt, die ja nur Hilfskonstruktionen darstellen, sondern wesensmäßig immer auch um die Intention auf ein Ich, das, um mit Pfänder zu reden, die von dem motivierenden Erlebnisgehalt ausgehende „Forderung“ vernimmt oder „sich einverleibt“, sich auf diese Forderung stützt und den geforderten Akt in Übereinstimmung mit der ideellen Forderung tatsächlich vollzieht. Wir sehen, das Verstehen als Verstehen ist durchaus kein anderes, ob es sich nur auf reine Erfahrungsakte oder auf ein „Gemisch“ von Erfahrungs- und Deutungsakten oder eventuell auch auf reine Deutungsakte (was praktisch aber kaum vorkommt) aufbaut oder von ihnen fundiert ist. Graumann, der einzige, der das Verstehen phänomenologisch genau untersucht hat, hat meines Erachtens einwandfrei nachgewiesen, was ja auch bei streng phänomenologischer Einstellung *a priori* einsichtig ist, daß sich am Akt des Verstehens nichts ändert, von welchen Akten es auch immer fundiert sein mag. Das psychologische Verstehen kann sich also, muß sich aber nicht an tatsächlich erfahrenem, „realem“, seelischem Material vollziehen, es sagt aber auch dann nichts aus über die Wirklichkeit seelischen Geschehens oder Erlebens, sondern, wie wir sahen, über den ideellen Sinn, in welchem die Gehalte der von einer Person vollzogenen seelischen Erlebnisse zueinander stehen. Ist das Material, auf dem sich das Verstehen aufbaut, nicht erfahren, sondern nur gedeutet, ja auch nur phantasiert, so bleibt auch hier das Verstehen immer ein Verstehen in dem eben erwähnten streng präzisierten Sinne.

Damit ist das Verhältnis zwischen Erfahren, Deuten und Verstehen in der Psychoanalyse klargeworden. Es zeigt sich dabei, daß es, streng genommen, nicht richtig ist, das ganze hermeneutische Verfahren als Deutung zu bezeichnen, da es Akte des Erfahrens, Deutens und Verstehens enthält; aber noch weniger richtig scheint es uns zu sein, das hermeneutische Verfahren als solches ein Verstehen zu nennen, wie es Schleiermacher, Böckh, Dilthey getan haben (die hier aber auch oft von einem Deuten sprechen), und wie es heute noch Spranger tut, dessen „Ver-

stehen" einzelne Denkakte und Schlüsse „enthält"![1] Wir sehen ferner, daß es nach unserer Auffassung nicht richtig ist, das Deuten als unvollständiges Verstehen zu bezeichnen (Jaspers) und verstehen vollends nicht, wenn wir neuerdings hören, Deuten heiße, „die im Akte des Verstehens erfaßten Zusammenhänge in die Sprache des Begriffes kleiden" (Allers). Gerade dieses Beispiel zeigt, wie wichtig, ja unerläßlich, es heute ist, bei solchen Untersuchungen stets den phänomenologischen Tatbestand im Auge zu behalten.[2]

Zum Schlusse müssen wir uns nur noch einige Beziehungen klarmachen, wie sie zwischen den Gegenstandswelten des Erfahrens, Deutens und Verstehens bestehen. Die Krönung des ganzen Verfahrens ist, so sahen wir, das Auftreten des psychologischen Verstehens, also die Erfassung der ideellen Sinnbeziehungen zwischen den Gehalten realer psychischer Erlebnisse einer diese Erlebnisse vollziehenden realen Person. Dieses Verstehen kann, ebensowenig wie durch Erfahrung begründet, in Erfahrung umgesetzt werden oder sich durch Erfahrung bestätigen; denn ideelle Sinnzusammenhänge „existieren" im Reiche des Geistes und sonst nirgends. Hingegen kann das Resultat der Deutung in Erfahrung umgesetzt werden und wird es in jeder praktischen psychoanalytischen Operation mehr oder weniger umgesetzt (vgl. auch jenes „Das habe ich immer gewußt" unserer Kranken). Jedoch existieren auch hier Grenzen. Während aber zwischen der Welt des Verstehens und derjenigen der Erfahrung (im Sinne der Erfahrungswissenschaft) prinzipielle, im Wesen der betreffenden Akte gründende Grenzen herrschen, sind die Grenzen zwischen den Gegenständen der Deutung und denjenigen der Erfahrung verschieblich. Das „psychologische" Deuten, im Gegensatz zum naturmythologischen, religiösen usw., meint ja einen faktisch möglichen Erfahrungsinhalt, richtet sich ja auf etwas als Inhalt einer möglichen Erfahrung, es hat also eine positive Beziehung zum mög-

---

1) Nur bei Droysen finde ich die Trennung zwischen einem Verstehen als „logischem Mechanismus", womit er die hermeneutische Operation als Ganzes meint, und einem Verstehen als Verständnisakt: „Dieser erfolgt unter den dargelegten Bedingungen als unmittelbare Intuition, als tauche sich Seele in Seele, schöpferisch wie das Empfängnis in der Begattung." (Historik, Paragraph 11.)

2) Es ist aber zugegeben, daß dieser Tatbestand, gerade so weit er den Akt des Deutens überhaupt und des Deutens der Personpsychologie im Speziellen betrifft, noch wenig aufgehellt ist. Die besten Hinweise finden sich wiederum bei Graumann.

lichen Erfahren. Die Grenzen liegen hier nicht im apriorischen Gebiete der Aktgesetze, sondern in dem empirischen der realen Sachwelt, die in den Akten aufgefaßt werden soll. Der reale psychologische Sachverhalt, „reale" psychologische Gesetzmäßigkeiten sind es, die hier Schranken setzen. Diese Schranken sind vom Deuten zum Erfahren hin verschieblich und es hängt von der jeweiligen wissenschaftlichen Persönlichkeit des Forschers ab, wie weit er die Grenzen der Deutung über die mögliche Erfahrung hinaus verschieben will. „Aber gerade auf diesem Gebiete gilt", um mit Schleiermacher zu reden, „das sonst ziemlich paradoxe Wort . . ., daß Behaupten weit mehr ist als Beweisen", womit gesagt sein soll, daß das „divinatorische" Verfahren hier nicht zu sehr zugunsten des „demonstrativen" eingeschränkt werden darf. Jedenfalls begreifen wir jetzt sehr gut, wie man das Deuten in der Psychoanalyse als ein „Als-ob-Erfahren" (Graumann) bezeichnen kann, vielleicht auch als ein „Noch-zu-Erfahren", wir sehen aber deutlich, daß man es auf Grund unserer Auffassung nicht bezeichnen kann als ein „Als-ob-Verstehen" (Jaspers).

*

Bedenken wir, daß Erfahren, Deuten, Verstehen nur die personpsychologische Seite der Forschungen Freuds betreffen, also nur dasjenige Studium des Menschen, dessen Endziel es ist, ihn zu verstehen, und dessen Methode, die Wege zu diesem Verstehen aufzuweisen, und bedenken wir, daß wir alles ausgeschlossen haben, was sich auf das naturwissenschaftliche, also dynamische, psychologisch-genetische, physiologische, biologische und entwicklungsgeschichtliche Erklären in seinem Lebenswerk bezieht, so bewundern wir den Mut, der so Großes gewollt, den Geist, der es gedacht, die Kraft des Willens, die es ausgeführt.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Nietzsche über Geschlechtlichkeit

Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf. (Aus „Jenseits von Gut und Böse".)

Der Staatsbegriff und die Psychoanalyse

von

Prof. Dr. Hans Kelsen (Wien)

Die folgenden Ausführungen bilden den Abschluß der Studie „Der Begriff des Staates und die Sozialpsychologie", veröffentlicht in „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften", Bd. VIII.

Von den Ergebnissen der auf die psychischen Grundlagen der sozialen, wie der religiösen Ideologie gerichteten Forschung Freuds möchte ich hier noch das Folgende festhalten: Bei seinem Versuche, die Anfänge der Gesellschafts- und Religionsbildung aufzuhellen, knüpft Freud an die Untersuchungen des englischen Forschers Robertson Smith (The religion of the Semits, Second Edition, London 1907) an. Dieser nimmt an, daß eine eigentümliche Zeremonie, die sogenannte Totem-Mahlzeit, das Töten und gemeinsame Verzehren eines Tieres von besonderer Bedeutung, des Totem-Tieres, von allem Anfang an einen integrierenden Bestandteil des totemistischen Systems gebildet habe. Später, als „Opfer" eine Darbringung an die dadurch zu versöhnende Gottheit, bedeutet es ursprünglich einen „Akt der Geselligkeit, eine Kommunion der Gläubigen mit ihrem Gott" (*„an act of social fellowship between the deity and his worshippers"*). Durch das Essen eines und desselben Opfertieres wird die Stammesgemeinschaft, die soziale Einheit — nach der Vorstellung der Primitiven — hergestellt. Wer mitißt, der gilt als zugehörig. „Warum wird aber dem gemeinsamen Essen und Trinken diese bindende Kraft zugeschrieben? In den primitivsten Gesellschaften gibt es nur ein Band, welches unbedingt und ausnahmslos einigt, das der Stammesgemeinschaft (*kinship*). Die Mitglieder dieser Gemeinschaft treten solidarisch füreinander ein, ein Kin ist eine Gruppe von Personen, deren Leben solcherart zu einer physischen Einheit verbunden sind, daß man sie wie

Stücke eines gemeinsamen Lebens betrachten kann ... Kinship bedeutet also: einen Anteil haben an einer gemeinsamen Substanz ..." „Wir haben gehört, daß in späteren Zeiten jedes gemeinsame Essen die Teilnahme an der nämlichen Substanz, welche in ihre Körper eindringt, ein heiliges Band zwischen den Kommensalen herstellt; in ältesten Zeiten scheint diese Bedeutung nur der Teilnahme an der Substanz eines heiligen Opfers zuzukommen. Das heilige Mysterium des Opfertodes rechtfertigt sich, indem nur auf diesem Wege das heilige Band hergestellt werden kann, welches die Teilnehmer untereinander und mit ihrem Gotte einigt." „Die durchaus realistische Auffassung der Blutgemeinschaft als Identität der Substanz läßt die Notwendigkeit verstehen, sie von Zeit zu Zeit durch den physischen Prozeß der Opfermahlzeit zu erneuern." Dieses Opfer hat eben „die heilige Substanz zu liefern, durch deren Genuß die Clangenossen sich ihrer stofflichen Identität untereinander und mit der Gottheit versichern".[1]

Die hier angeführten Stellen sind in diesem Zusammenhange für mich in zweifacher Hinsicht von Bedeutung. Erstlich, daß dem primitiven Denken die soziale Einheit, die Verbindung einer Vielheit von Individuen zur Einheit in der sicht- und greifbaren Substanz des gemeinsam verzehrten Opfer- (Totem-) Tieres zum Ausdruck kommt. Dann aber, daß die soziale Einheit — wie auch Durkheim erkannt hat — von vornherein religiösen Charakter hat, daß die soziale Verbindung gleichsam vermittels der Verbindung mit der Gottheit zustande kommt, ja daß beide Verbindungen — als seelische Bindungen — im Grunde von allem Anfang an identisch sind, was sich darin zeigt, daß das geopferte Totem-Tier, dessen gemeinsame Verzehrung die soziale Verbindung herstellt, die Gottheit selbst ist. Von einer ganz anderen als der von Freud eingenommenen Position psychologischer Erklärung, von dem von mir eingangs charakterisierten Standpunkte einer der kausal-erklärenden, naturwissenschaftlich-

1) Totem und Tabu. (Ges. Schriften Bd. X, S. 163 ff.).

psychologischen Soziologie entgegengesetzten Rechtstheorie, die den Staat als einen spezifischen Sinngehalt und nicht als einen irgendwie regelhaften Ablauf tatsächlichen Verhaltens der Menschen, als eine Ideologie in ihrer spezifischen Eigengesetzlichkeit, als ein System von Normen, und zwar von Rechtsnormen, als Rechtsordnung begreift, bin ich zu Ergebnissen gekommen, die in auffallender Parallele zu diesen Resultaten der sozialpsychologischen Forschung stehen und das Problem gleichsam von einer anderen Seite zu beleuchten vermögen.

Das Kernproblem der auf den Staat gerichteten Rechtstheorie, aber nicht nur dieser sogenannten Staats-Rechtslehre, sondern der allgemeinen Staatslehre überhaupt, von der die Staatsrechtslehre herkömmlicherweise nur einen, wenn auch den bedeutsamsten und gehaltvollsten Bestandteil bildet, ist das Problem des Verhältnisses von Staat und Recht. Trotzdem nun gerade die Staatslehre eine der ältesten Disziplinen, vielleicht überhaupt die älteste Wissenschaft ist, — muß doch schon der ersten mythologisch-religiösen Naturerkenntnis ein Nachdenken über den Staat vorangegangen sein, da ja der die Menschen durch Gesetzesbefehl leitende König (Vater) offenbar das Vorbild für die die Natur lenkende Gottheit, das Rechtsgesetz das Vorbild für das Naturgesetz war, — so ist doch der Stand ihres Grundproblems in der wissenschaftlichen Literatur ein mehr als desolater. Nicht nur, daß von den verschiedenen Autoren völlig widersprechende und miteinander gänzlich unvereinbare Anschauungen über das Verhältnis von Staat und Recht vorgetragen werden, indem die einen das Recht als eine logische oder zeitliche Voraussetzung des Staates, die andern den Staat als die Voraussetzung, ja als den Schöpfer des Rechtes erklären, auch bei ein und demselben Autor finden sich in der Regel beide Anschauungen, zu den bedenklichsten Widersprüchen verdichtet, nebeneinander. Dies ist um so merkwürdiger, als es sich doch bei Staat und Recht um durchaus alltägliche, jedermann geläufige Phänomene zu handeln scheint. Eine kritische Analyse der bisherigen wissenschaftlichen Darstellungen ergibt denn auch, daß in dem schier unlösbaren Problem

der Staats- und Rechtstheorie — wie dies in der Geschichte der Wissenschaften ja so häufig der Fall ist — nur ein Scheinproblem vorliegt. Wo die Theorie zwei voneinander verschiedene Wesenheiten und deren Verhältnis zu bestimmen suchte, liegt in Wahrheit nur ein einziger Gegenstand vor. Der Staat ist als Ordnung menschlichen Verhaltens mit eben jener Zwangsordnung identisch, die man als Recht oder Rechtsordnung begreift. Sofern man aber den Staat nicht unter der Kategorie der Ordnung, nicht als ein abstraktes System von Normen menschlichen Verhaltens, sondern in bildhafter Weise als handelnde, tätige Persönlichkeit vorstellt, — in welchem Sinne das Wort „Staat" in den meisten Fällen auftritt — bedeutet dieser Begriff nur die veranschaulichende Personifikation der die soziale Gemeinschaft konstituierenden, die Einheit einer Vielheit menschlicher Verhaltungen begründenden Rechtsordnung. Durch die Hypostasierung dieser Personifikation — einem typischen, speziell durch Vaihingers Philosophie des Als-Ob jüngst aufgedeckten Denkfehler — wird der einheitliche Gegenstand der Erkenntnis, die Zwangsordnung menschlichen Verhaltens, verdoppelt und das unlösbare Scheinproblem eines Verhältnisses zweier Gegenstände erzeugt, wo nur die Identität eines und desselben abstrakten Objekts vorliegt, dem seine irrtümlich real gesetzte, lediglich als Denkbehelf auftretende, dem Zweck der Veranschaulichung und Vereinfachung (Abbreviatur) dienende Personifikation gegenübergestellt wird. Die Technik dieser Hypostasierung mit ihrer Verdoppelung des Erkenntnis-Gegenstandes und ihrem Gefolge von Scheinproblemen ist durchaus die gleiche, die schon in der mythologischen Naturanschauung sich betätigte, die hinter jedem Baum eine Dryas, hinter jeder Quelle einen Quellgott, hinter dem Mond Luna und hinter der Sonne Apollo vorstellte. Vom Standpunkt der Erkenntniskritik stellt sich diese mythologische Methode, die schon kraft unserer substantivischen Sprache — wie sie Fritz Mauthner erkannt und genannt hat — noch tief in alle Wissenschaften, insbesondere aber in die Geisteswissenschaften hineinragt, als die zu überwindende, weil fehlerhafte Tendenz dar, die von

der Erkenntnis allein zu bestimmenden, durch Erkenntnis allein bestimmbaren Relationen in feste Dinge, die Funktion in Substanz umzudeuten. Wenn festgestellt werden kann, daß der von der Staatstheorie dem Recht gegenüber unterschiedene, „hinter“ dem Recht, als „Träger“ des Rechts gedachte Staat ebenso eine verdoppelnde, Scheinprobleme erzeugende „Substanz“ ist, wie die „Seele“ in der Psychologie, die „Kraft“ in der Physik, dann wird es ebenso eine Staatslehre ohne Staat geben, wie es schon heute eine Psychologie ohne eine „Seele“ und ohne all die Scheinprobleme gibt, mit denen sich die rationale Psychologie geplagt hat (Unsterblichkeit z. B. ein spezifisches Substanzproblem) und schon heute eine Physik ohne „Kräfte“ gibt. Psychologisch allerdings — und nur psychologisch — läßt sich dieser Hang zur Personifikation und Hypostasierung, diese Tendenz zur Substanzialisierung, begreifen. Und gerade von diesem Standpunkt erscheint es nur als eine graduelle Differenz, ob die Naturwissenschaft hinter den Erscheinungen „Kräfte“ vermutet, wo sich die Primitiven noch Götter vorstellen. Und darum ist es im Prinzipe dasselbe, wenn dem primitiv totemistisch orientierten Denken die soziale Einheit, die Verbindung einer Vielheit von Individuen zur Einheit nur in der sicht- und greifbaren Substanz des gemeinsam verzehrten Opfer-(Totem-) Tieres zum Ausdruck kommen kann, und wenn die moderne Staats- und Rechtstheorie sich die abstrakte soziale Ordnung, dieses System von Rechts- und Zwangsnormen d. h. aber die Einheit der maßgebenden sozialen Gemeinschaft (und nur in dieser Ordnung besteht die Gemeinschaft) nur als ein substanzartiges Ding, als eine „reale“ durchaus anthropomorph gebildete „Person“ veranschaulichen muß, ohne sich des eigentlichen Charakters dieser Vorstellung als eines bloßen Denkbehelfs bewußt zu werden; zumal wenn man bemerkt, wie stark die Tendenz ist, diese „Person“ zu einem womöglich sicht- und greifbaren Etwas, zu einem überbiologischen Lebewesen zu fingieren. Ist in diesem Punkte die moderne Staatstheorie primitiv, so ist eben das totemistische System die Staatstheorie der Primitiven.

Als ein Substanzbegriff wie „Kraft" und „Seele", als eine personifikative Fiktion tritt der Staatsbegriff in eine Parallele zum Begriff Gottes. Die Übereinstimmung in der logischen Struktur beider Begriffe ist tatsächlich verblüffend, zumal wenn man die weitgehende Analogie betrachtet, die zwischen den Problemstellungen wie Problemlösungen der Theologie und der Staatslehre besteht. Diese Analogie ist mir besonders an den Vorstellungen aufgefallen, die in der neueren Literatur von dem Verhältnis zwischen Staat und Recht gegeben werden. Der dem Rechte transzendente, meta-rechtliche Staat, der in Wahrheit nichts anderes ist als die hypostasierte Personifikation, die realgesetzte Einheit des Rechts, entspricht haargenau dem der Natur transzendenten, supranaturalen Gott, der nichts anderes ist als die grandios-anthropomorphe Personifikation der Einheit dieser Natur. Ebenso wie die Theologie diesen von ihr selbst geschaffenen Dualismus schließlich zu überwinden sucht, indem sie das — nach ihren eigenen Voraussetzungen unlösbare — Problem der Einheitsbeziehung des metaphysischen Gottes auf die Natur, der außergöttlichen Natur auf Gott stellt, so ist auch die Staats- und Rechtstheorie gezwungen, den meta-rechtlichen Staat auf das Recht und das außerstaatliche Recht auf den Staat zu beziehen. Die Theologie — nicht nur die christliche — versucht die Lösung ihres Problems auf mystischem Wege: durch die Menschwerdung Gottes wird der überweltliche Gott zur Welt, beziehungsweise zu deren Repräsentanten zum Menschen. Die Lösung, die die Staats- und Rechtslehre versucht, ist die gleiche. Es ist die Lehre von der sogenannten Selbstverpflichtung oder Selbstbeschränkung des Staates, derzufolge der überrechtliche Staat, zur Person geworden, sich selbst freiwillig seiner eigenen, d. h. von ihm selbst geschaffenen Rechtsordnung unterwirft, und aus einer außerrechtlichen Macht zu einem Rechtswesen, zum Recht schlechthin wird. Man hat dieser Theorie, weil sie sich zu den selbst geschaffenen Voraussetzungen der Staats- und Rechtslehre in Widerspruch setzt und das Unbegreifliche, daß zwei verschiedene Wesen eins sind, begreiflich machen will, von jeher vorgeworfen,

daß sie nicht eines gewissen „mystischen" Charakters entbehre. Aber man hat bisher noch nicht bemerkt, daß das Mysterium der Menschwerdung Gottes von der Theologie geradezu unter dem Gesichtspunkt der „Selbstbeschränkung" Gottes vorgetragen wird. Indes geht die Übereinstimmung zwischen Theologie und Staatslehre noch viel weiter: Dem Problem der Theodizee entspricht genau das Problem des sogenannten „Staats-Unrechts". Über das Verhältnis von Gott und Individuum — Universalseele und Einzelseele — hat die religiöse Spekulation speziell der Mystiker im Grunde genommen nichts anderes beigebracht als die politische Theorie des Universalismus und Individualismus über das Verhältnis Staat (Gemeinschaft) und Individuum. Ja sogar die theologische Lehre von den Wundern findet in der Staatsrechtslehre ihr Analogon, wie ich im einzelnen nachgewiesen habe.

So findet die von der Sozialpsychologie aufgezeigte Beziehung zwischen dem Religiösen und Sozialen von der erkenntniskritischen Seite her ihre Bestätigung. Von deren Standpunkt aus gesehen, stellt sich der Staat darum als ein Gottes-Begriff dar, weil er auf dem für die theologische Methode charakteristischen System-Dualismus beruht, d. h. weil er als Hypostasierung der Einheit der Rechtsordnung als ein dieser gegenüber transzendentes Wesen ebenso erzeugt wurde, wie Gott als eine Personifikation der Natur zu einem dieser letzteren transzendenten Gebilde fingiert wurde. Von einem erkenntniskritischen Standpunkte kommt es vor allem darauf an, die theologische Methode in den Geisteswissenschaften und speziell in den Sozialwissenschaften zu überwinden, den System-Dualismus zu beseitigen. Gerade in dieser Richtung aber leistet eine unschätzbare Vorarbeit die psychologische Analyse Freuds, indem sie aufs wirksamste die mit der ganzen Magie jahrhundertalter Worte ausgerüsteten Hypostasierungen Gottes, der Gesellschaft und des Staates in ihre individual-psychologischen Elemente auflöst.

Das Liebesschicksal Ferdinand Lassalles

Von

Dr. Erwin Kohn

Im September 1926 erscheint als Band IX der „Imago-Bücher“: „Lassalle — der Führer“ von Dr. Erwin Kohn. In dieser psychoanalytischen Studie wird das biographische Material, das Lassalle in seltener Fülle und Reichhaltigkeit bietet, zur Herausarbeitung einer seiner Wesensseiten, der stärksten und hervorragendsten, verwendet. An diesem in vieler Beziehung typischen und klaren Beispiel wird die psychologische Struktur und die Wirkungsweise der führerischen Persönlichkeit aufgewiesen. Das Führerproblem ist heute zur aktuellsten Frage der verschiedensten Gesellschaftsgruppen geworden und die Freudschen Forschungsergebnisse haben den Verfasser in den Stand gesetzt, Wesentliches zur Aufhellung dieser Probleme beizutragen, sowohl zur Durchleuchtung der Beziehung „Führer-Gruppe“, als auch zur Aufdeckung der psychologischen Struktur der führerischen Persönlichkeit selbst. Die objektlibidinösen Beziehungen des Führers und sein Narzißmus werden untersucht, Organisierung und Bewegung der Masse psychologisch gedeutet. Die Dynamik des Führerschicksals wird aus der Darstellung des Einzelfalles verständlich gemacht. Für die „Werbung um Gefolgschaft“ bietet die frühe Jugend Lassalles bereits Selbstzeugnisse. Die Beziehungen zu Rodbertus, Ludwig Büchner, Herwegh, Heine und Bismarck, vor allem die vom Verfasser plastisch (besonders aus dem Gegensatz Führer—Wissenschafter) herausgearbeitete Beziehung zu Marx, sind außerordentlich aufschlußreich. Der Einstellung des „Volkstribuns“ zu den Massen, insbesondere als Redner, wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Wir drucken hier ein Kapitel ab, das die Liebesobjektwahl Lassalles entwickelt (mit einigen Kürzungen insbesondere unter Weglassung der Anmerkungen).

Unsere Aufgabe, die Eigenart der Beziehung Führer — Gefolgschaft an der Person Lassalles zu exemplifizieren, scheint, soweit es sich um äußere Beschreibung handelt, mit der Wiedergabe und Deutung dieser Dokumente (der Briefe und Äußerungen an Männer) erschöpft. Das psychologische Interesse wendet sich aber über solche Feststellungen hinaus der Frage zu, wie es genetisch zur

Entstehung eines Führers von der Art Lassalles kommt, in welcher Weise die eigenartige Entwicklung und das tragische, wenn nicht groteske Ende Lassalles aus seinem Libidoschicksale verständlich wird und wie seine Persönlichkeit die von ihm gebildete Gruppe beeinflußt. Damit ist zugleich Gelegenheit geboten, das Typische und das Singuläre an dem von uns gewählten Beispiel zu trennen.

Wenn es trotz der vielen wertvollen Aufschlüsse, die eine psychoanalytische Durchleuchtung von Biographien schon gegeben hat, noch eines Beweises dafür bedurft hätte, wie notwendig zum Verständnis der öffentlichen Wirksamkeit einer historischen Persönlichkeit die Bekanntschaft mit ihrem „Privatleben" und im besonderen mit ihrer Sexualentwicklung ist: das Beispiel Lassalle müßte ihn erbringen. In Lassalles Leben haben Liebesbeziehungen eine schon äußerlich höchst auffallende Rolle gespielt, und wenn die einzelnen Erlebnisse auch einer rein chronologischen Betrachtung zusammenhanglos und darum bizarr erscheinen mögen, so bedarf es nur der Anwendung weniger gesicherter Ergebnisse der Psychoanalyse, um sie als kausal verknüpft, folgerichtig und sein Führertum determinierend erkennen zu lassen. Die auffallendste und folgenschwerste Erscheinung in diesem Ensemble, nach dem Urteil der Zeitgenossen wie der Biographen, ist das Zusammentreffen des Einundzwanzigjährigen mit der damals einundvierzigjährigen Gräfin Hatzfeldt; eine Begegnung, die ihn für volle zehn Jahre seinen Studien und seinen gewohnten Tätigkeiten entzieht, durch die er sich und seine Freunde vor Gericht und zum Teil ins Gefängnis bringt; eine Begegnung, infolge der er sich in einen Wust von Prozessen verwickelt, die seine ganze Energie in Anspruch nehmen, ihn im nebenher Jurisprudenz praktisch erlernen lassen und zum meisterhaften Advokaten bilden; eine Begegnung, durch deren Folgen er mit seiner Familie in Streit gerät, wobei er es entschlossen auf einen Bruch ankommen lassen will; eine Begegnung, die nach zehn Kampfjahren mit der Befreiung der Gräfin von ihrem Gatten, mit der vollkommenen Sicherung ihrer und Lassalles wirtschaftlichen Existenz und mit einem weit über das Grab Lassalles reichenden Freundschaftsbund endigt. Lassalle lernt die durch ihren einflußreichen und gefürchteten Gatten grausam gequälte Frau zufällig kennen, erwirbt nach kurzer Bekanntschaft ihr Vertrauen, wird ihr und ihres unmündigen Sohnes „Generalbevollmächtigter" im Kampfe mit dem Grafen, führt den Prozeß gegen diesen auf ebensowenig einwandfreie Weise wie die Gegenseite, aber mit erstaunlicher Energie und bringt ihn zu einem

leidlichen Ende. Wir wollen schon an dieser Stelle bemerken, daß Lassalles Vorgehen an vielen, auch befreundeten Stellen Anstoß erregte, und Marxens prägnantes Urteil über diesen in jeder Beziehung wichtigen Lebensabschnitt ist nur der Ausdruck einer sehr verbreiteten Meinung gewesen: „Er hält sich für weltbezwingend, weil er rücksichtslos in einer Privatintrige, als ob ein wirklich bedeutender Mensch zehn Jahre einer solchen Bagatelle opfern würde.“

Der Charakter von Lassalles Beziehung zur Gräfin Hatzfeldt war lange Jahre hindurch ein Crux der Lassalleforscher. Und man muß sagen, daß erst die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung des wesentlichsten Teiles des erhaltenen Briefwechsels zwischen den beiden Lassalles Verhältnis zur Gräfin im richtigen Lichte sehen läßt und dem Psychoanalytiker die Beweismittel für Vermutungen liefert, die sich ihm aus dem äußeren Ablauf der Ereignisse auch vordem schon aufdrängten. Für die Auffassung, die Lassalle selbst von seiner Beziehung zur Gräfin hatte, bleiben nach wie vor in erster Linie die Darstellungen maßgeblich, die er in zwei Versuchen, Frauen zu werben, gegeben hat; maßgeblich vor allem auch darum, weil sie erkennen lassen, wie er diese Beziehung in seinen Mannesjahren sah und zu gestalten wünschte.

Das eine, wichtigere, Dokument ist der „Manuskriptbrief“, den Lassalle im Jahre 1860 an eine junge Russin, Sofie Sontzeff, richtete, die er während seines Aachener Kuraufenthaltes kennengelernt hatte und um die er mit diesem Brief anhielt. In der gedrängten Autobiographie, als welche dieser Brief gedacht ist, deren Aufrichtigkeit aber natürlich mit dem Maßstab eines um jeden Preis unversehrt zu erhaltenden Narzißmus zu messen ist, finden sich unter anderem folgende, Lassalles Verhältnis zur Gräfin charakterisierende Stellen:

„Ich sah vor mir, in der Person eines einzigen individuellen Lebens, die Verkörperung aller empörenden Ungerechtigkeiten der veralteten Welt, die Verkörperung aller Mißbräuche der Macht, der Gewalt und des Reichtums, gerichtet gegen den Schwachen, allen Druck unserer sozialen Ordnung ... Als wir [die Gräfin und Lassalle] in Düsseldorf ankamen, betäubten mich die Einwohner der Stadt fast mit ihren Zurufen. Sie spannten die Pferde der Equipage, in der ich mit der Gräfin saß, aus und zogen uns selbst. Obzwar der Prozeß kein eigentlich politischer war, hatte das Volk wohl begriffen, daß es doch im tiefsten Sinne des Wortes ein solcher war, da er die Auflehnung gegen die Unterdrückung war.“

Ein zweitesmal sind Lassalles Ansichten über diesen Punkt in den Memoiren der nächst der Gräfin für ihn bedeutungsvollsten Frau, Helene v. Doenniges, wiedergegeben:

„Von der Gräfin sagte er selbst, sie sei so viel älter als er, daß sogar in allererster Zeit er immer nur in ihr die über ihm stehende ältere Frau, die ‚*maitresse femme*‘ gesehen habe. In seinen vielen anderen Verhältnissen und Liebeleien waren die handelnden Damen entweder verheiratete Frauen gewesen, dann fiel der feine, ungenierte, durch nichts gestörte Ton, den wir einschlagen durften, ohnehin fort, oder es waren Wesen, die geistig wie gesellschaftlich tief unter ihm standen und an die ihn nur seine Leidenschaft fesselte.“ ... Weiter [angeblich wörtlich von Lassalle]: „Ich bin durch ein heiliges Etwas an die Gräfin gefesselt, durch ein Band, welches ich, ohne schwerste Veranlassung und selbst dann kaum, niemals zerbrechen kann: durch Dankbarkeit! Ich war noch ein Knabe, als diese Frau in härtester Bedrängnis mich mit ihrem Vertrauen beehrte, als sie ihr Schicksal voll und ganz in diese Knabenhand legte. Ich habe ihr bewiesen, daß es die Hand eines Mannes war. Aber dieser Beweis brauchte Zeit, sie konnte es zuerst nicht wissen, wie's enden würde, und hat mir doch vertraut, — dafür muß ich ihr dankbar sein mein ganzes Leben! Wenn's auch manchmal unbequem ist.“

Der Briefwechsel zwischen Lassalle und der Gräfin bestätigt im wesentlichen die Auffassung, die in Lassalles Mitteilungen an Sofie Sontzeff und Helene von Doenniges zutage tritt, aber er vertieft und erweitert sie bis zu einem Grade, der die Analyse der Bindung Lassalles an die Gräfin und an die Frau überhaupt ermöglicht. Daß Lassalle in der zwanzig Jahre älteren Gräfin zunächst die Mutter erblickt, liegt auf der Hand. Die Brieftitel: „Meine gnädigste Frau“ auf der einen, „Mein liebes, gutes Kind“ auf der anderen Seite sind ein besonders drastischer Beweis dafür. Wenn man bedenkt, daß Lassalle zwei Tage jünger als der älteste Sohn der Gräfin war, wird die Einstellung der Gräfin ohneweiters verständlich. Lassalle zeigt aber nicht nur eine ungewöhnliche Fixierung an die Quasi-Mutter und einen ungewöhnlichen Haß gegen ihren Gatten, sondern, zur Vervollständigung des Ensembles, auch maßlose Eifersucht gegen den jüngsten Sohn der Gräfin, Paul, der ihr während und nach der Scheidung verblieben war. Zunächst, bei Beginn seines Eintretens für die Gräfin, spielt er den Berater und väterlichen Freund des um wenige Jahre Jüngeren. Den zum Mann gewordenen Aristokraten, der ihm die Mutter entfremdet, haßt er und führt wiederholt Konflikte herbei, in denen die Gräfin zwischen dem angenommenen und dem wirklichen Sohne zu wählen hat:

„Schon als Sie voriges Jahr nach Berlin kommen sollten, ging es nicht, Pauls wegen. Nach Wildbad zu Ihnen konnte ich nicht, Pauls wegen. Nach Berlin wieder können Sie jetzt nicht, Pauls wegen. Es wird mir endlich zuviel Paul. Ich quäle mich hier ab, üsiere und abüsiere fast Personen, die es nicht verdienen, Ihretwegen, bin in allem, was ich tue, auf Sie bezogen. Und Sie können nichts von dem, was mir lieb ist, und wiederum nur Ihretwegen lieb

ist, tun, Pauls wegen. Ich kann nicht einmal mehr etwas für Sie tun, Pauls wegen. Kann ich nichts für Sie tun, haben Sie für mich keine Zeit mehr übrig, Pauls wegen, so können wir uns auch nichts mehr sein."

Wie die Gräfin darunter leidet, zeigt eine Briefstelle aus einem früheren Jahr.

„Aber ich bitte Sie, drängen Sie mich nicht stets in eine so fürchterliche Lage, drängen Sie mich nicht immer zu einer Wahl zwischen Ihnen und Paul; wie diese auch ausfallen möchte, ich wäre rettungslos unglücklich und verloren, und was hätten Sie von einem solchen Sieg?"

Man geht nicht fehl, unter den wichtigsten Gründen, die in späteren Jahren eine gewisse Erkaltung der Beziehungen Lassalles zu der Gräfin herbeiführten, die Tatsache, daß Lassalle sich gegenüber dem Sohn der Gräfin zurückgesetzt und durch ihn aus der Rolle der Hauptperson in ihrem Leben verdrängt sah, zu erwähnen. Daß es aber trotz wiederholter schärfster Zusammenstöße zu keinem Bruch Lassalles mit der Gräfin kommt, daß die Ambivalenz seiner Gefühle unausgetragen, seine Bindung an sie bis zu seiner Todesstunde unlöslich blieb, das gerade kann als sicherster Beweis dafür gelten, daß Lassalles Verhältnis zur Gräfin eine echte (und übernormale!) Mutterfixierung war. Ein Brief Lassalles an sie, ein Jahr vor seinem Tode geschrieben, weist mit besonderer Schärfe darauf hin.

„Auch dies, mir ein Weib zu suchen, haben Sie mir sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Denn freilich haben Sie mich durch Ihre großen Vorzüge verdorben für andere Weiber. Wo soll ich ein Weib finden, das Sie mir ersetzt!"

Was befähigte die Gräfin, in Lassalles Leben diese Mutterrolle zu spielen; was veranlaßte den Achtzehnjährigen, dessen Eltern noch lebten, sich ihr mit solcher Leidenschaft anzuschließen und seine Zukunft für sie aufs Spiel zu setzen; was hielt ihn bis an sein Lebensende an diese Frau gebunden und „verdarb" ihn für „andere Weiber"? Diese Frage rührt an den psychologischen Grundzug von Lassalles Verhältnis zur Gräfin. Und ihre Beantwortung macht zugleich auch offenbar, aus welchen innersten Quellen sein Lebenswerk, seine wissenschaftliche und politische Tätigkeit schöpfte. Vom Standpunkt der psychoanalytischen Theorie aus, den Freud in seinen „Beiträgen zur Psychologie des Liebeslebens" klassisch formuliert hat, läßt sich Lassalles ganzes Verhältnis zur Gräfin, von der frühesten Zeit seiner Bekanntschaft und seines Eintretens für sie an, unter den Begriff der „Rettungsphantasie" bringen. Es ist eine Rettungsphantasie grandiosen

Umfanges, es sind die im Gefolge der unvollkommen überwundenen infantilen Ödipus-Situation gesetzmäßig auftretenden Wünsche, deren Befriedigung der junge Lassalle erstrebt. Der eigenartigen Fügung der äußeren Umstände ist die weitgehende Realisierung der allmännlichen Rettungsphantasie im Falle Lassalle-Hatzfeldt zu danken, die günstige Wirkung, die sie auf die Entwicklung und Sublimierung seiner narzißtischen Triebkomponenten ausübt, aber auch sein jähes und tragisches Ende.

Mit solcher Intensität denkt sich der junge Lassalle in die „Rettung" der Einundvierzigjährigen, die sich ihm anvertraut, hinein, so zentral scheint ihm diese Aufgabe, daß er, seit frühester Jugend beflissen, sein Handeln nach großen Gesichtspunkten auszurichten, das Geschick der Gräfin und die Rolle, die er zehn Jahre darin zu spielen hat, als Manifestation des weltgeschichtlichen Wendepunktes in der Entwicklung der Frau ansieht. Darin liegt keineswegs ein Rechtfertigungsversuch des aus der Bahn Gestoßenen: Lassalle glaubte an die allgemeine Bedeutung des Falles Hatzfeldt und an die Mission, die er durch seine vollständige Identifizierung mit der Gräfin erfüllte. Wenn er ihr in einem umfangreichen Lehrbrief, der einen Abriß der Geschichte der Frau zu geben versucht, schreibt: „Sie übersehen manchmal . . ., daß . . . ein welthistorischer Gedanke sich Ihren Leib geliehen hat, um sich zum erstenmal zum Ausdruck und zur Darstellung in der Wirklichkeit zu bringen, daß somit Ihre Geschicke, ob gut ob schlimm, nichts anderes sind als die praktisch (als Ereignis) gesetzten Konsequenzen jenes Gedankens und seines gegensätzlichen Verhaltens zu der bisherigen Welt", wenn er glaubt, daß durch diesen welthistorischen Gedanken alles, was bisher Frau hieß, „den Todesstoß empfangen soll" und naiv darauf die Isolierung der Gräfin in weiblicher Gesellschaft zurückführt, ist er für seine Person ebenso ehrlich, wie in jener wahrhaft rührenden Stelle seiner „Kassettenrede" vor den Kölner Geschworenen, in der er sein Eintreten für die Gräfin rechtfertigt und die mit den Worten schließt:

„Auch mein Blick war seit je vorzugsweise auf allgemeine Fragen und Angelegenheiten gerichtet und ich hätte vielleicht angestanden, zur Besserung eines bloß individuellen Mißgeschickes meine ganze Fähigkeit zu verwenden, meine ganze Laufbahn wenigstens auf Jahre zu unterbrechen, obschon es herzzerreißend ist, für einen Menschen von Herz, einen anderen Menschen, den er für gut und edel hält, hilflos untergehen zu sehen, mitten in der Zivilisation der Gewalt gegenüber. Aber ich sah in dieser Angelegenheit auch allgemeine Standpunkte und Prinzipien verkörpert."

Auf den Psychologen, der gewohnt ist, die Wesenszüge des Mannes im Knaben angedeutet zu finden, und der daher im Falle Lassalle solche Andeutungen in den Briefen und Tagebüchern aus der Jugendzeit sucht, mußte die Tatsache, daß irgendwelche direkten Beweise eines frühen Auftretens der „Rettungseinstellung", die nach dem Zusammentreffen mit der Gräfin plötzlich zum alles-beherrscheuden Faktor im Leben Lassalles wird, fehlen, zunächst merkwürdig wirken. (Das folgende Exempel verdient zum Beweis dessen angekreidet zu werden, in welch fataler Abhängigkeit von den Sentiments diskreter Biographen der unabhängige Forscher gehalten wird.) Durch den Einfall eines zufälligerweise psychologisch etwas verständnisvolleren Historikers ist vor kurzer Zeit eine Stelle des bereits oben zitierten Tagebuches bekannt geworden, die in allen gedruckten Ausgaben dieses Buches einfach fortgelassen worden war und die beweist, daß auch im Knaben Lassalle die Rettungsphantasie schon übermächtig war. Mayer berichtet:

„Es widere ihn an (schreibt der Leipziger Handelsschüler), wie ein Gatte (sein Pensionsvater!) alle Mittel gemeiner plumper List gegen seine Gattin anwende, die schwach genug sei, in die Falle zu gehen, wie er nachher mit raffiniertester Schlechtheit ihr eben daraus ein Verbrechen mache, wie er ihre ganze Mitgift vergeude und auch noch den Rest des Vermögens verschwende, der künftig die Kinder vor dem Bettelstabe schützen sollte. Ihn ärgere nicht bloß die ‚Schlechtigkeit und ausgesuchte Heuchelei' des Mannes, sondern ebensehr die ‚Schwäche und übermäßig große Leichtgläubigkeit' der Frau. Das machte auf den Fünfzehnjährigen einen so starken Eindruck, daß er eine wochenlange Krankheit, in die er verfiel, wesentlich auf diese Quelle zurückführte: ‚Ich war von solchem Ekel erfüllt, daß ich nicht wußte, wie mir zu helfen.'"

Diese Stelle spricht für sich selbst mit aller Deutlichkeit und es verdient nur mit besonderem Interesse vermerkt zu werden, daß der fünfzehnjährige Lassalle seine organische Erkrankung völlig aus sich heraus als neurotisches Konversionssymptom auffaßt. Wir haben nach den Erfahrungen der Psychoanalyse Grund, ihm hierin — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — Glauben zu schenken.

In den Tagebüchern findet sich aber auch bereits eine typische Ausbildung und Sublimierung dieser Rettungsphantasie: einmal, in Breslau, nach der Lektüre von Bulwers „Leila", ein glühendes Bekenntnis zur Rettung des Judentums und die Phantasie, „an der Spitze der Juden, mit den Waffen in der Hand, sie selbständig zu machen". Nach den Judenverfolgungen von Damaskus schreibt der Leipziger Handelsschüler (fünfzehnjährig):

„Gab es je eine Revolution, welche gerechter wäre als die, wenn die Juden in jener Stadt aufständen, sie an allen Ecken anzündeten, den Pulverturm in die Luft sprengten und sich mit ihren Peinigern töteten?“

In derselben Periode bereits der Übergang von der Juden- zur Menschheitsrettung:

„Ich will den Völkern die Freiheit künden und sollt' ich im Versuche untergehen. Ich schwöre es bei dem Gott unter den Sternen und Fluch mir, wenn ich je meinem Schwur untreu werde... Es ist mir jetzt klar geworden, daß ich Schriftsteller werden will; ja, ich will hintreten vor das deutsche Volk und vor alle Völker und mit glühenden Worten zum Kampf für die Freiheit auffordern.“

Der Zusammenhang der ursprünglichen, infantilen Rettungsphantasie, an deren Unrealisierbarkeit der Knabe Lassalle in Leipzig erkrankt, mit der abgeleiteten und universalen, die sich Judenemanzipation, Völkerbefreiung und später soziale Revolution zum Ziel setzt, leuchtet hier besonders ein und gestattet vielleicht die allgemeine Annahme, daß in der Rettungseinstellung eine der spezifischen Wurzeln des „Revolutionismus“ zu erblicken ist.

Das Schicksal des Mannes Lassalle entscheidet sich im Augenblick, da die übermäßige Rettungsphantasie eine Realisierungsmöglichkeit ungewöhnlichen Ausmaßes erhält. Was ist die Folge des Zusammentreffens Lassalles mit der Gräfin Hatzfeldt? Er findet in dieser Dame der „großen Gesellschaft“ eine in jeder Beziehung — sexuell, materiell, intellektuell — begehrenswerte mütterliche Freundin, die seinen Schutz anfleht und sich und ihr Kind dem Zwanzigjährigen als „Generalbevollmächtigten“ anvertraut. Seiner Energie gelingt es, den zu dieser — sozusagen verbesserten — Neuauflage der Mutter gehörigen Vater: den Grafen, der ihr offenbar feindselig gegenübersteht, zu verdrängen, die Mutter von ihm zu befreien und seine Stelle einzunehmen: er lebt mit der Gräfin erst in Düsseldorf, dann in Berlin, berät sie in allen wichtigen Fragen, betreut den Sohn usw. Diese Realisierung der aus der Ödipus-Situation hervorgehenden Wünsche würde allein schon die große innere Abhängigkeit von der Gräfin erklären, in die Lassalle gerät. Sie wird aber durch den Bezug einer regelmäßigen Jahresrevenue aus den Einkünften der Gräfin vollendet. Mochte diese ökonomische Existenzsicherung, die Lassalle zeitlebens unabhängig von Brotarbeit machte, der gerechte Preis für die Riesenanstrengung sein, die mit der Gewinnung auch nur eines Teiles des der Gräfin zustehenden Vermögens verbunden war:

psychologisch wurde Lassalle dadurch notwendig in die Lage des von der Mutter ernährten Kindes versetzt, das auf die wirtschaftliche Realitätsbewältigung verzichten darf. Die Gräfin war liebende und nährende Mutter, die den Vater zugunsten des Sohnes aufgibt, in einem: der Ödipus-Wunsch war erfüllt.

Es ist von Interesse festzustellen, daß diese Verwirklichung des Ödipus-Wunsches gegenüber Quasi-Eltern eine entsprechend veränderte Beziehung Lassalles zu den wirklichen Eltern zur Folge hat. Sie bietet ein Beispiel für den „vollständigen" Ödipus-Komplex. Die Gräfin bindet die infantile Mutterfixierung Lassalles, die nach allem Gesagten ungewöhnlich heftig gewesen sein muß und infolge des Verdrängungsschubes der Pubertät damals bereits in das Gegenteil: nörgelnde Kritik, umgeschlagen war, so vollkommen, daß seither Gleichgültigkeit und Kühle das Verhältnis Lassalles zu seiner Mutter charakterisieren. Anderseits reaktiviert der Graf die infantile, gleichfalls unbewußt gewordene Haßeinstellung gegen den Vater und führt diese im Verlaufe des zehnjährigen, mit allen, oft unlauteren und gewaltsamen Mitteln geführten Prozesses so vollständig ab, daß der wirkliche Vater dadurch gleichsam entladen wird, sich zwischen Sohn und Vater ein beinahe ungetrübt zärtliches Verhältnis herstellt, Lassalle sogar eine Annäherung seines Vaters an die Gräfin — trotz des großen Milieuunterschiedes — herbeizuführen versucht und sie erreicht. Dementsprechend verhält sich aber Lassalles Mutter feindselig zur Gräfin und noch an seiner Bahre entsteht ein unerquicklicher Kampf der beiden Mütter um die Leiche des Sohnes, der sich dann in heftigen Nachlaßstreitigkeiten fortsetzt.

Aber auch Lassalles Verhältnis zur Gräfin blieb keineswegs ungetrübt und die beiden haben einander viele bittere Worte gesagt, viele anklagende Briefe geschrieben, haben sich mehrmals vorübergehend getrennt und waren dem endgültigen Bruche nahe. Was die Schuld der Gräfin an diesen Vorfällen betrifft, so bot sie allerdings in einem Falle, als sie in enge Beziehungen zu Lassalles Parteigenossen und Freund, dem Obersten Rüstow, trat, Anlaß zu Verstimmungen. Die Begegnung mit Rüstow fand 1861 in der Schweiz, während einer Reise Lassalles und der Gräfin, statt. Kurze Zeit darauf kehrte Lassalle, der sich von der Gräfin „unverantwortlich" behandelt fühlte, „einsam in die Vereinsamung zurück, brechend mit einer sechzehnjährigen Vergangenheit, mit einem Wesen, dem ich meinen ganzen inneren Menschen hingegeben, mit dem ich mich in der absolutesten und innigsten Weise total identifiziert hatte."

Aber hat denn zwischen Lassalle und der Gräfin etwas von einem „Treueverhältnis“ im engsten sexuellen Sinne bestanden und befand sich Lassalle jemals in monogamer Abhängigkeit von der Gräfin? Und was bedeuteten überhaupt andere Frauen für ihn? Mustert man unter diesem Gesichtspunkt Lassalles Beziehungen zu Frauen, von der ersten Zeit, da sich Dokumente hierüber finden, bis zu seinem Tode, dann ergibt sich sofort ein mit der psychoanalytischen Theorie in vollem Einklang stehender gesetzmäßiger und gleichförmiger Verlauf aller dieser Begebenheiten. Nach psychoanalytischer Auffassung trifft übermäßige Mutterfixierung regelmäßig mit heterosexueller Objektwahl nach dem „Dirnentyp“ zusammen: von der Mutter, als der berührten Frau *katexochen*, führt ein direkter Weg zum Dirnentyp, der entweder durch verheiratete Frauen oder geradwegs durch Prostituierte repräsentiert wird. Allen jungfräulichen Typen gegenüber besteht Impotenz oder eingeschränkte Potenz. Lassalle bestätigt diese Erfahrung in vollem Umfang und ist sich über seine „Virginitätsscheu“ auch selbst im klaren, versucht sie aber natürlich zu rationalisieren. In seinem umfangreichen, bereits oben erwähnten Brautwerbungsbrief an Sofie Sontzeff schreibt er:

„Ich kenne kein Weib, welches, auch nur einen Augenblick überzeugt, daß der Gedanke an eine Verbindung mir erträglich sein könnte, nicht eiligst mich zu fesseln bemüht sein würde. Ich sagte Ihnen, daß ich deshalb *[sic!]* junge Mädchen immer vermieden habe. Zweimal nur sprach ich von Liebe mit jungen Mädchen, die mich leidenschaftlich liebten, und die in mir den Wunsch erweckt hatten, sie zu besitzen — und in beiden Fällen fing ich mit dem Geständnis an, daß ich sie nie heiraten würde! Außer diesen zwei Ausnahmen hielt ich mich nur an verheiratete Frauen, deren verzogenes Kind ich war, wie Sie es einmal nannten, und von denen mich einige wirklich liebten.“

Von diesen Begegnungen mit verheirateten Frauen verdienen zwei, die mit Agnes Denis-Street und Lina Duncker durch die Typik ihres Verlaufes besondere Aufmerksamkeit. Beide Partnerinnen, die eine zur Düsseldorfer, die andere zur Berliner Zeit Lassalles auftretend, sind ungewöhnliche, den Durchschnitt der damaligen Bürgerinnen überragende Frauen; bei beiden ist ein „geschädigter Dritter“, ein Gatte da; bei Agnes Denis-Street zwar hinter den Kulissen, bei Lina Duncker aber sehr im Vordergrunde stehend und mit Lassalle befreundet. Beide Beziehungen sind intensiv und tiefgehend; der mit Agnes Denis-Street entstammt ein Kind. Beide werden wesentlich durch die Gräfin, in deren Schatten auf die Dauer keine andere Frau zu existieren vermochte, gedrückt und zerrissen. Der mit ihrem Vater ein wenig abenteu-

ernden Agnes werden von der Gräfin egoistische Motive untergeschoben, Lina Duncker gegenüber, die denn doch zu sehr Gesellschaftsdame war, verhält sie sich so ablehnend und mißtrauisch, daß Lassalle sich schließlich selbst, nach vergeblichen Auseinandersetzungen mit der Gräfin, vor die Wahl zwischen den beiden Frauen stellt und mit Lina bricht, einen sachlichen Konflikt mit ihrem Gatten, der Inhaber der „Volkszeitung“ war, zum Vorwand nehmend. Neben diesen und manchen anderen (verheirateten) Frauen spielen aber sicher auch Prostituierte in Lassalles Leben eine Rolle. Dafür ist neben der Andeutung in Helene v. Doenniges' Erinnerungen eine „gewisse Krankheit“, an der er schon 1847 laborierte und die zehn Jahre später zum vollen Ausbruche kam, ein Beweis. Daß Lassalle übrigens aus diesem Grunde etwa „junge Mädchen vermieden habe“, darf keineswegs gefolgert werden. Mayer bemerkt sehr richtig, daß die Krankheit im tertiären Stadium nicht mehr für ansteckend galt, die Möglichkeit von paralytischen Folgen und Schädigungen der Nachkommenschaft noch unbekannt war, und Heiratsprojekte nach einer Kur, wie sie Lassalle in Aachen 1860 mitmachte, als durchaus zulässig galten. Anders wäre ja seine Werbung um Sofie Sontzeff, die er während dieser Kur kennen lernte, auch ganz unerklärlich.

Lassalle ist also ein reiner Vertreter jenes Liebestyps, den Freud in seiner Abhandlung „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens“ geschildert hat. Aber — und darin liegt, was mit gelinder Übertreibung als Lassalles Schicksalsneurose bezeichnet werden könnte — er liegt im Kampfe mit sich selbst, er strebt nach endgültiger Ablösung von der Mutter, er wirbt um die *virgo*, die ihn von der übermäßig lang und übermäßig heftig festgehaltenen Mutter-Imago befreien soll, er will den Infantilismus, der im Verharren in der nahezu reinen Ödipus-Situation liegt, überwinden — und scheitert. Und dieses Scheitern ist zugleich die einzige Todesursache Lassalles, die ins Gewicht fällt, aus diesem Versagen allein folgt mit innerer Notwendigkeit sein jähes und gewaltsames Ende.

Von seiner Studentenzeit bis zu seinem Tode zieht sich eine Kette ernster Bemühungen um junge Mädchen, bis auf eine Ausnahme mit der ausdrücklichen Absicht, sie zu heiraten. Jedesmal wird er abgewiesen. Das letzte Mal, als das Mädchen, um das er wirbt, mit der Familie, die sich der Verbindung widersetzt, brechen und mit ihm fliehen will, versagt er und geht an den Folgen dieser „größten Dummheit“ seines Lebens zugrunde.

Die Reihe beginnt mit seinem Berliner Studienaufenthalt: Einige leidenschaftliche (aber dennoch vorher sorgfältig konzipierte!) Liebesepisteln unterrichten über die vergeblichen Anstrengungen, seine damalige Freundin, die *nota bene* vordem in engen Beziehungen zu seinem Freund und Werkzeug Arnold Mendelsohn gestanden hatte (abermals Liebesbedingung des geschädigten Dritten!), zur vollen Hingabe zu veranlassen. Die zweite, weit ernstere Abweisung holt er sich bei der scheuen und fremdartigen Russin Sofie Sontzeff, die er in Aachen in Begleitung ihres Vaters kennen lernte und an die kurz darauf der bereits mehrfach erwähnte „Manuskriptbrief" gerichtet wird. Sofies Antwort ist das Angebot „schwesterlicher Freundschaft". Die dritte Ablehnung erfährt er 1863/64 bei der siebzehnjährigen Bankierstochter Minna Lilienthal. Die letzte dieser Begegnungen ist die mit Helene v. Doenniges im Sommer 1864.

Lassalles Beziehungen zu Helene v. Doenniges weisen alle Kennzeichen des „Romanhaften" auf und sind auch zu einer ganzen Zahl von Romanen verwertet worden. Zur Klarlegung des wirklichen psychologischen Tatbestandes haben die Bearbeiter, obwohl Romanciers vom Range George Meredith' darunter waren, nichts beigetragen, sie haben im Gegenteil nur die widerspruchsvollen Urteile der Biographen über Lassalles Ende noch mehr verwirrt. Und doch wird der scheinbare Widerspruch im Leben Lassalles, das Versagen des Mannes, der nicht müde wurde, zu versichern: „ich hasse jede Niederlage wie den Tod", auf der Höhe seines Lebens verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ähnliche Situationen ihm auch schon in früheren Jahren eine Reihe von „Niederlagen" bereitet hatten. Was den Fall der Helene v. Doenniges kompliziert, ist die Tatsache, daß Lassalle von dieser *virgo* (die nach heutigen Begriffen allerdings durchaus als „*demivierge*" zu bezeichnen wäre) nicht von vornherein abgewiesen wird, daß sie sich ihm anfangs an den Hals wirft, mit ihm fliehen will. Aber wenn in dieser Situation in dem revolutionären Juden, der in der „Gesellschaft" wegen der Kassettenangelegenheit als halber Dieb gilt und durch den Hatzfeldt-Prozeß aufs schwerste kompromittiert ist, der sich daher ohne jede Denkanstrengung sagen müßte, daß die erzreaktionäre, katholische Aristokratenfamilie ihm die Tochter, die noch dazu aus eigener Wahl mit einem rumänischen Bojaren verlobt ist, niemals freiwillig zur Frau geben wird; wenn also anläßlich der Entscheidung, die Lassalle in diesem Augenblick zu treffen hat, der Philister in ihm erwacht, wenn

er Helene, die das Schlimmste voraussagt und sein Verhalten unbegreiflich findet, trotz heftigen Sträubens zu ihren Eltern zurückführt und darauf besteht, sie „in Ehren“ und mit Zustimmung der Familie heimzuführen — dann hat Lassalle eben die Funktion des Abgewiesenwerdens selbst übernommen, er hat aus seiner unlöslichen Mutterfixierung heraus neurotisch versagt. Folgerichtig ist dann auch der Ausgang: zunächst die Abwehr der Neurose, der brennende Wunsch, die „Dummheit“ ungeschehen zu machen, sich vor sich selbst zu rehabilitieren. Die unglaublichsten und gewaltsamsten Anstrengungen werden gemacht: durch die Gräfin wird der Mainzer Erzbischof, Ketteler, mobilisiert, durch Hans v. Bülow-Wagner der bayrische König und das bayrische Ministerium (der Vater Helenens war bayrischer Hofmann). Alles vergeblich, denn die Voraussetzung: Helenens Bindung an Lassalle, war inzwischen hinfällig geworden. Wunderbar hatte die Gräfin noch zu Anfang der Verwicklungen und aus der Entfernung das Wesentliche getroffen, als sie schrieb: „Stehen Sie für Helene, dann stehe ich für den Erfolg.“

Nachdem alles gescheitert, nunmehr unter Mitwirkung Helenens gescheitert ist, ergibt sich ebenso folgerichtig das Ende: Rache oder Untergang. Lassalle fordert den Vater vor die Pistole. Es versteht sich nach der Lage der Dinge und mußte auch von ihm erwartet werden, daß der Bräutigam einspringt. Der „geschädigte Dritte“ meldet sich: zum ersten Male. Darf man sich wirklich darüber wundern oder als „Zufall“ deuten, daß im Duell zwischen dem geübten Pistolenschützen Lassalle und Janko v. Racowitz, der nach Helenens Aussage am Tage vorher zum ersten Male eine Pistole in die Hand bekam, Lassalle fällt? Hier verwischen sich die Grenzen zwischen dem strengen psychischen Determinismus, der in der Theorie der Fehlhandlungen eine erschöpfende Erklärung solcher Vorgänge gegeben hat, und den äußeren Ereignissen, deren Einwirkungsgrad auf dem Wege historischer Betrachtung nicht mehr gemessen werden kann. Aber gleichviel, ob Lassalles Duell als Zweikampf oder als unbewußter Selbstmord gewertet wird, fest steht, daß die Vorgeschichte des Duells eine einzige große neurotische Versagung darstellt. Und damit ist bewiesen, daß es die Unlösbarkeit der Ödipus-Formel, der psychosexuelle Infantilismus war, der Lassalles Anpassung an das reale Leben verhinderte, der ihn in den Tod trieb.

Sokrates und die Handwerksmeister

von

Prof. Dr. Heinrich Gomperz (Wien)

In seiner Schrift „Psychologische Beobachtungen an griechischen Philosophen“ (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1924) versucht Prof. Gomperz Fragen, die sich auf den eigentümlichen philosophischen Lehrgehalt des Parmenides und des Sokrates beziehen, im Wege der psychologischen Ausdeutung gewisser Beobachtungen über die geistig-leibliche Veranlagung und Entwicklung der beiden Philosophen zu beantworten. In der Studie über Parmenides wird besonders die Theorie seines Lehrgedichtes über die Geschlechtsbestimmung analysiert. Die Liebe für das „weibliche Weib“, die Schilderung kleiner Hände und Füße, zarten Teints, niedergeschlagene Augen usw. als Kennzeichen des wahren, also des begehrenswerten Weibes, die Darstellung des weiblichen Geschlechtes als des geistig begabteren, und auf der anderen Seite die Ablehnung dieser von der Geschlechtsliebe beherrschten Welt als einer bloßen Ausgeburt menschlichen Wahns, fordern tatsächlich zur näheren psychologischen Betrachtung des Philosophen heraus. In der Studie über Sokrates wird zunächst seine Anlage, unbewußt Gedachtes wie Fremdes von außen zu vernehmen, untersucht, dann die Eigenarten seines Liebeslebens, die Beziehung zur Gattin, zu den öffentlichen Dirnen und insbesondere zu mädchenhaften Knaben (damit zusammenhängend auch zum Lehramte) und dann im besonderen die für die Entwicklung des leidenschaftlichen Erkenntnisdurstes, des Idealismus und des Unabhängigkeitsdranges bei Sokrates entscheidende psychische Einstellung zu den athenischen Handwerksmeistern, welche Einstellung — wie Gomperz darlegt — schließlich zum Untergang Sokrates' führte. Wir geben hier aus dem Buche von Gomperz die Stellen wieder, die die Analyse der Beziehung zu den Handwerksmeistern enthalten.

Im Gedankenkreise des Sokrates nimmt der Begriff des Handwerksmeisters eine eigentümlich beherrschende Stellung ein: die Erkenntnis des Handwerksmeisters gilt ihm als die vorbildliche Erkenntnis; wie dieser die Fragen seines Fachs, so sollte jeder Tüchtige die Fragen des Lebens, der wahre Herrscher die der Staatskunst überblicken; ja selbst das Verhältnis Gottes zur Welt weiß sich Sokrates nur an dem des Handwerksmeisters zu seinem Erzeugnis zu erläutern. Nun war aber Sokrates der Sohn eines Steinmetzen, war also selbst im Haus eines Handwerksmeisters aufgewachsen: daraus dürfen wir schließen, daß sich in seinem Erkenntnisbegriff seine Jugendeindrücke niedergeschlagen haben, daß ihm das Fachwissen des Handwerksmeisters darum als das Musterbild alles Wissens überhaupt galt, weil für die Menschen, die ihn in seiner Jugend umgaben, tüchtige Handwerksmeister die

maßgebenden Autoritäten waren und weil deshalb auch er selbst als Kind zu solchen Handwerksmeistern voll Achtung und Ehrerbietung aufgeblickt hatte.

Allein Sokrates' Urteil über die Handwerksmeister erschöpft sich nicht in jener Anerkennung ihres Fachwissens. Es schließt auch die ebenso entschiedene Feststellung ein, daß die Handwerksmeister, wie sie in Athen wirklich zu finden sind, zulängliches Wissen nur in ihrem Fache besitzen, dagegen auf die wichtigsten Fragen der Lebensführung, der Staatsleitung und natürlich erst recht der Welteinrichtung die Antwort ebenso schuldig bleiben wie die übrigen Bürger und Fremden.[1] Das Fachwissen des Handwerksmeisters ist demnach zwar für Sokrates seiner Art nach die vorbildliche Erkenntnis, allein ihrem vollen Umfang nach besitzen diese vorbildliche Erkenntnis seiner Meinung nach nicht etwa irgendwelche wirkliche Handwerksmeister, vielmehr stellt er diesen einen als vollkommen gedachten, kürzer: einen idealen Handwerksmeister entgegen, und erst dieser gilt ihm als der einzig wahrhaft Tüchtige, der einzig wahre Herrscher, ja in gewissem Sinne sogar als die einzig wahre Gottheit. An die Annahme, Sokrates habe als Kind zu den athenischen Handwerksmeistern ehrfürchtig aufgeblickt, ist daher die weitere zu fügen, er habe sich gegen den Druck ihrer Autorität irgendeinmal aufgebäumt, ja sich von deren Anerkennung endlich völlig befreit. Sokrates verhielt sich demnach gegen die Handwerksmeister so, wie wir alle uns oft gegen Typen verhalten, zu denen wir einmal aufgeblickt haben, die aber dann die Erwartungen, die wir auf sie gesetzt hatten, enttäuschten: wir „spalten" nämlich diese Typen, setzen etwa den „wahren Richter", den „wahren Gelehrten" den unzulänglich befundenen „wirklichen" Richtern und Gelehrten entgegen; jener erweist sich nun als ein durchaus geeigneter Gegenstand fortdauernder, von keinem Einwand mehr angefochtener Verehrung, diese dagegen werden jetzt durch unsere Wertschätzung des Typus gegen die Geringachtung, die uns dessen wirkliche Vertreter eingeflößt haben, nicht mehr geschützt. Und daß auch Sokrates von den wirklichen Handwerksmeistern, sofern er sie als Vorbilder zulänglicher Erkenntnis betrachtet hatte, irgendeinmal schwer enttäuscht worden ist, darf aus der Art, wie er ihnen einen „idealen Handwerksmeister" entgegenstellte, mit Zuversicht geschlossen werden. Ja, da wir aus seiner Lebensgeschichte wissen, daß Sokrates etwa im achtzehnten

1) Pl. Apol. 22d.

Lebensjahr mit dem Naturphilosophen Archelaos umzugehen begann, dessen Fragestellungen über den Wissenskreis der athenischen Handwerksmeister, mögen wir ihn noch so groß annehmen, ohne Zweifel weit hinausführen mußten, so dürfen wir sogar hinzusetzen, daß jene Enttäuschung kaum später als eben damals eingetreten sein kann.

Wir können einer Autorität entweder still und unvermerkt entwachsen oder aber sie kann sich unseren Ansprüchen gegenüber ein Mal über das andere als unzulänglich erweisen und so vor unseren Augen Stück für Stück zerbröckeln. Eine Vermutung darüber zu wagen, ob Sokrates in früher Jugend mit der Autorität der Handwerksmeister diese oder jene Erfahrung gemacht habe, scheint zunächst höchst vermessen: nur ein ganz besonders glücklicher Umstand erlaubt es uns, diese Frage nicht bloß aufzuwerfen, nein, sie sogar mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit zu beantworten. Treffen wir nämlich bei einem Erwachsenen ein sonst für Kinder bezeichnendes Verhalten an, so dürfen wir doch mit großer Zuversicht annehmen, er werde dies Verhalten auch schon als Kind beobachtet und es eben seit damals beibehalten haben. Sokrates nun hat sein Leben damit zugebracht, mit immer gleichem, nie ermattendem Eifer all denen, mit denen er umging, Fragen vorzulegen: wer diese Fragen nicht — oder doch nicht ohne sich in Widersprüche zu verwickeln — beantworten konnte, der galt ihm als „widerlegt“, seiner Unwissenheit überführt, seines Anspruchs auf Autorität beraubt. Die Erwachsenen mit Fragen zu bestürmen, ist aber ausgesprochene Kinderart. Ich folgere, es werde um so mehr auch die Art des Sokrates, als er noch ein Kind war, gewesen sein. Und da nun diesem auch noch in seinen reifen Jahren eine Autorität dann als entwertet galt, wenn der, dem sie beigelegt worden war, seine Fragen nicht zu seiner Zufriedenheit zu beantworten wußte, so glaube ich weiter folgern zu dürfen, auch schon dem jugendlichen Sokrates werde die Autorität der Handwerksmeister auf dieselbe Art entwertet worden sein. Mit anderen Worten, solange sich seine Fragen auf das Handwerk des einzelnen Meisters, seine Gegenstände und Verrichtungen bezogen, werden dessen Antworten den jugendlichen Frager höchlich befriedigt haben: eben daher wird denn auch die hohe Achtung rühren, die Sokrates sein Leben lang für das Fachwissen der Handwerksmeister erfüllt hat. Allein dies mußte sich von Grund aus ändern, sowie sich der Kreis der von Sokrates gestellten Fragen erweiterte. Platon läßt diesen einmal selbst davon reden, Fragen

welcher Art ihn in seiner Jugend beschäftigten:[1] Wie entstehen die Tiere?[2] Mit welchem Bestandteil des Leibes denken wir? Ist die Erde flach oder rund? Und, wenn flach oder rund, wozu ist sie flach oder rund?. . . Solche Fragen konnten die Handwerksmeister, die Sokrates in seiner Jugend umgaben — der Steinmetz Sophroniskos, seine Verwandten und Freunde — unmöglich beantworten; noch weniger freilich die Fragen, die Sokrates später mit Vorliebe aufwarf, vielleicht aber doch auch schon früh gestellt hat: Was ist das gemeinsame Wesen alles Guten, Anständigen, Gerechten . . .? Und eben ihr Unvermögen, diese Fragen zu lösen, wird ihre Autorität in den Augen des jugendlichen Sokrates entwertet und diesen veranlaßt haben, ihnen als den wirklichen, jedoch unzulänglichen Handwerksmeistern einen als vollkommen gedachten, idealen Handwerksmeister entgegenzusetzen.

Wirklich hat sich ja Sokrates mit siebzehn Jahren dem Naturphilosophen Archelaos angeschlossen und ohne Zweifel zunächst in diesem zulängliches Wissen verkörpert zu finden, den wahren „Meister“ zu sehen geglaubt. Vermochte ihn doch Archelaos nicht nur über die Entstehung der Tiere, das Denkorgan, die Gestalt der Erde und noch vieles andere dergleichen, vielmehr auch über den Ursprung von Recht und Staat zu belehren. Beider Verhältnis war denn auch ein langdauerndes und inniges.[3] Endlich aber scheint Sokrates doch auch den Archelaos „überfragt“ zu haben, und zwar vermutlich um so unverkennbarer, je entschiedener die Fragen nach dem gemeinsamen Wesen alles Guten, Anständigen, Gerechten sein Denken beherrschten: hätte Archelaos diese Fragen selbst zu beantworten gewußt, so wäre ja er der Begründer der wissenschaftlichen Sittenlehre geworden! Auch er also konnte dem Sokrates nicht dauernd die wahre Autorität, den wahren „Meister“ bedeuten. Und die Erfahrung, die Sokrates an den Handwerksmeistern

---

1) Phaedo 96 a ff.

2) Gemeint ist die Frage der Urzeugung. Platons Worte lauten in Apelts Übertragung: „. . . ob, wenn das Warme und Kalte in Fäulnis gerät, wirklich Lebewesen entstehen, wie Einige behaupten . . .?“.

3) Auf seiten des älteren Freundes wird ihm eine gewisse leidenschaftliche Färbung wohl nicht gemangelt haben. Wirkte indes wirklich, wie wir vermuten, in Sokrates eine anerzogene Mißachtung körperlicher Knabenliebe dauernd nach, so wird er solcher Leidenschaft wohl von Anfang an gewisse Schranken gesetzt haben: manche Eigentümlichkeit seiner Lebensweise, die weder als Mittel zur Übung im Entbehren noch als solches der Willensstählung unbedingt gefordert scheint, wie etwa das seltene Baden und Haarschneiden, sieht ganz so aus, als stammte sie aus einer Zeit, da es Sokrates willkommen war, reiferen Männern nicht allzu anziehend zu erscheinen.

und nun auch an Archelaos gemacht hatte, sie wiederholt sich ihm nun noch unzählige Male im Umgang mit all den Männern, die auf irgendeinem Gebiet für hervorragend galten; denn auch er selbst wiederholte ihnen allen gegenüber das Verfahren, das ihm seit seiner Kindheit geläufig war: er legte ihnen Fragen vor und beurteilte ihr Wissen, ihren Geltungsanspruch, ihre „Meisterschaft“ nach den Antworten, die sie auf diese Frage erteilten; da aber fand sich's regelmäßig, daß sie zwar auf einem Sondergebiet zulängliches Wissen besaßen, andere Fragen dagegen, besonders die dem Sokrates vor allem am Herzen liegenden nach dem Wesen des Guten, Anständigen und Rechten nicht widerspruchslos und befriedigend zu beantworten vermochten. Alle blieben sie vielmehr dem Sokrates die erbetene Belehrung schuldig: wie hätte er ihnen da wahre Autorität zubilligen, sie als wahre „Meister“ anerkennen können?[1]

Als der einzig wahre Meister galt ihm vielmehr jetzt Gott; die das All zweckgemäß einrichtende und leitende Vernunft. Die Vorstellung solch einer göttlichen Vernunft mag ihm Archelaos vermittelt haben; daß sie in seinem Bewußtsein etwa die Stelle einnahm, die dereinst die Autoritäten seiner Jugend, die Männer, die in seinem Elternhause für weise galten, innegehabt hatten, daß also der Mann Sokrates der Gottheit innerlich etwa so gegenüberstand, wie einst der Knabe Sokrates den weisen Handwerksmeistern gegenübergestanden hatte — dies dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit aus zwei Umständen schließen. Er selbst vergleicht diese Gottheit einem „weisen und liebevollen Handwerksmeister“ und die kurzen Verbote, die er von Zeit zu Zeit hörte und auf Gott zurückführte, scheinen durchwegs von der Art gewesen zu sein, wie sie ältere Leute einem kleinen Buben zuzurufen pflegen; nach Platons Andeutungen mögen sie etwa gelautet haben: „Bleib' stehen! Sitzen bleiben! Halt's Maul!“; auch das einzige göttliche Gebot, das Sokrates, soviel wir wissen, (im Traum) vernahm, ist von ganz derselben Art: „Sokrates, mach' Musik und sei fleißig!“ Wo Sokrates seinem Gott gegenübersteht, fühlt er sich durchaus als Kind.[2]

---

1) Daß Sokrates ein solches Gespräch belehrungsdurstig wie ein Kind beginnt, um in seinem Verlauf immer unverkennbarer den Meister des Widerspruchs, der Widerlegung hervorzukehren, ward seinen Zeitgenossen einer der wichtigsten Anlässe, mit einem gewissen, freilich nur teilweisen Recht von „sokratischer Ironie“ zu sprechen.

2) Hier darf auch daran erinnert werden, daß Sokrates beim Lesen und Schreiben wie ein Kind gestammelt haben soll.

Die entscheidende Bedeutung seines Gottesglaubens für Sokrates' Lebensgestaltung ist indes erst darin zu erblicken, daß dieser Glaube es ihm gestattete, sein Verlangen nach Unterordnung unter eine Autorität mit seinem Unabhängigkeitsdrang zu versöhnen. Der Widerstreit dieser beiden Bedürfnisse kehrt ja wohl in irgendeinem Grad bei jedem Menschen wieder. Ein großer Teil des Reizes, den die Erinnerung an die Kinderzeit auf die meisten von uns ausübt, beruht darauf, daß dies eine Zeit war, da noch andere für uns dachten, sorgten und handelten, auf die wir uns verlassen, in deren Hut wir uns geborgen fühlen durften. So oft es in unserem späteren Leben scheint, dieses Verhältnis könnte sich, wenn auch in abgeänderten Formen, wiederherstellen, es biete sich uns ein Erzieher oder Lehrer, ein Vorgesetzter, ein Parteiführer oder ein Herrscher, ein Genius, ein Prophet oder eine Gottheit dar, denen wir nur zu folgen brauchten, auf die wir uns bedingungslos verlassen dürften, begrüßen wir, sofern sich keine Gegenwirkung fühlbar macht, diese Aussicht mit inniger Befriedigung. Und daß auch Sokrates so empfand, geht daraus hervor, daß sich ja sein ganzes Leben als ein Suchen nach dem „wahrhaft Wissenden", dem „wahren Meister" begreifen und darstellen läßt. Allein wenn die Erwachsenen dem Kind Sorge und Verantwortung für seine Entscheidungen abnehmen, so treten sie dafür doch auch der Erfüllung seiner Wünsche, der Befriedigung seiner Neigungen vielfach hemmend in den Weg. Daher es denn natürlich, ja notwendig ist, daß in dem Kinde die Sehnsucht nach ungehemmter Selbstbetätigung, völliger Selbständigkeit, schrankenloser Unabhängigkeit erwacht. Und daß dies Streben nach voller, bedingungsloser Unabhängigkeit auch in Sokrates, und zwar in ungemeinem Maße lebendig war, erhellt unzweideutig aus seiner unermüdlich wiederholten Forderung, die Jugend zu freien Herrennaturen zu erziehen, gewöhnt, lieber alle Entbehrungen auf sich zu nehmen als sich in irgendwelche Unfreiheit, irgendwelche Abhängigkeit von Menschen oder Verhältnissen zu fügen, eher auf jeden Genuß zu verzichten als auch nur ein Teilchen der eigenen Unabhängigkeit, der eigenen Selbstbestimmung preiszugeben — und erhellt vielleicht noch entschiedener daraus, daß auch Sokrates selbst dieser Forderung nachgelebt, sie in Leben und Sterben beispielgebend erfüllt hat. Diese beiden Urneigungen des menschlichen Herzens geraten nun aber, sobald sie über einen gewissen Stärkegrad hinaus anwachsen, notwendig in Streit: wer zu voller Unabhängigkeit durchdringen will, muß darauf verzichten, sich einer höheren Autorität anzuvertrauen und

sich im Vertrauen auf sie vor jeder Fährlichkeit behütet zu fühlen; wer hierauf nicht verzichten kann, muß irgendeine Autorität über sich stellen, gegen die gehalten er dann selbst als ein unselbständiges Wesen von beschränkter Wirkungsmöglichkeit erscheint. Sokrates nun gehörte zu jenen Menschen, die diesen Streit so schlichten, daß sie eine übernatürliche Autorität unbedingt anerkennen, sich ihr völlig unterwerfen, eben hiedurch aber in den Stand gesetzt werden, allen natürlichen Widerständen Trotz zu bieten, im Vertrauen auf den Schutz der Gottheit sich von allen irdischen Mächten unabhängig zu fühlen. Dies haben in den verschiedensten Zeiten viele mit sehr ungleichem Ergebnis versucht; Sokrates ist es mit ganz besonderem Erfolge gelungen; er war fest davon überzeugt, daß Gott über ihm wache, ihn weise und fürsorglich leite, und diese Überzeugung hat ihm jene furchtlose Ruhe verliehen, die ihn allen äußeren Gefahren gegenüber beseelte, hat ihm das Gefühl völliger Unabhängigkeit vom Schicksal geschenkt.

Voraussetzung war dabei für Sokrates freilich auch eine eigentümliche Geisteshaltung, die ihm mit vielen anderen Größen der Geistes- und besonders der Religionsgeschichte gemein ist. Schwerlich hätte die Gottheit für ihn diese lebensbestimmende, diese Wirklichkeitsbedeutung gewinnen und behaupten können, wäre sie für ihn Gegenstand bloßen Glaubens geblieben, ihm nicht in voller Sinnfälligkeit entgegengetreten: er war überzeugt, ihre Stimme selbst zu hören, die Äußerungen ihrer Fürsorge für ihn und seine Freunde unmittelbar zu vernehmen. Das heißt aber: er trug das Idealbild des „wahren Meisters", einer höchsten Weisheit, unbewußt in sich und da es nun in sein Bewußtsein eindrang, erschien es ihm als ein wirklich außer ihm Befindliches, an das er sich halten konnte mit der vollen Kraft des wirklichen Lebens. Daß nun mit dieser vollsten Lebendigkeit nur solche Erzeugnisse unseres Geistes auf uns wirken, die wir nicht als Erzeugnisse unseres eigenen Geistes erkennen, die wir vielmehr außer uns setzen als ein von uns unabhängiges Wirkliches, um nicht zu sagen Leibhaftiges, dies ist eine Grunderscheinung der Religionsgeschichte; diese so eigentümlich-folgenreiche Geisteshaltung aber einigermaßen aufzuklären, vor allem ihr Verhältnis zu den Wahngebilden zu bestimmen, die ja der Geisteskranke nicht minder „außer sich" setzt, dies wäre wohl eine der dringendsten Forderungen an eine nervenärztliche Seelenkunde.

Fassen wir das in einer zweiten Gruppe von Beobachtungen bisher Festgestellte zusammen, so hat sich ergeben: Sokrates hat

in früher Jugend zu tüchtigen Handwerksmeistern als höchsten Autoritäten aufgeblickt, ist aber dann, da sie seine über ihr Fachgebiet hinausgreifenden Fragen nicht zu seiner Zufriedenheit beantworten konnten, an ihrer Autorität irre geworden und hat ihnen das Ideal eines wahren, d. h. wahrhaft weisen Handwerksmeisters entgegengesetzt; dieses aber fand er nicht unter Menschen verwirklicht, vielmehr einzig in der die Welt weise einrichtenden und leitenden Gottheit verkörpert, und indem er diese als höchste Autorität anerkannte, fand er in ihr zugleich den Stützpunkt, der ihn in den Stand setzte, allem Irdischen gegenüber seinen mächtigen Unabhängigkeitsdrang zur Geltung zu bringen. Und blicken wir nun von hier aus auf das zurück, was wir in einer ersten Gruppe von Beobachtungen über Sokrates' Stellung zu seinem gleichgeschlechtlichen Triebe festgestellt hatten, so werden wir einer engen Wechselbeziehung des dort und des nun hier Beobachteten gewahr. Sokrates selbst hatte ja als den Hauptgrund, aus dem er für sich wie seine Jünger die sinnliche Knabenliebe grundsätzlich ablehnte, die Unfreiheit bezeichnet, in die durch sie der Liebhaber dem Geliebten gegenüber gerate. Da sich der Trieb nach Unabhängigkeit von allem Äußeren als einer der Grundtriebe des Sokrates erwiesen hat, so bestätigt sich nun, was wir schon damals mutmaßen konnten: daß jene von Sokrates selbst gegebene Begründung durchaus ernst zu nehmen ist und, können wir sie auch nicht als ausreichenden psychologischen Erklärungsgrund für Sokrates' Herrwerden über die sinnliche Knabenliebe gelten lassen, doch zu diesem Ergebnis ohne Zweifel wesentlich beigetragen haben wird. Anderseits aber ist auch innere Unabhängigkeit vom Schicksal dort undenkbar, wo ein Mensch von einem Drange beherrscht wird, über dessen Befriedigung oder Nichtbefriedigung eben dies Schicksal entscheidet. Folglich hätte Sokrates seinem Drang nach Unabhängigkeit von allem Äußeren überhaupt nicht zum Durchbruch verhelfen können, hätte er nicht die sinnliche Knabenliebe in sich unterdrückt, sie zu einem rein seelischen Erziehungseifer emporgeläutert. Er selbst hat es ausgesprochen: Freiheit ist unmöglich ohne Selbstbeherrschung.[1] Sokrates war also durchaus folgerecht, wenn er in seiner Lehre die Forderung nach Selbstbeherrschung mit der nach innerer Freiheit verknüpfte, und auch in seinem eigenen Leben vermochte er dieser zweiten Forderung nur darum

1) Xen. Erinn. IV 5, 2 bis 5.

Genüge zu tun, weil er auch jene erste erfüllte. War es, wie wir vermuteten, zuletzt wirklich die Abhängigkeit von der Empfindungsweise seines Elternhauses, die ihm die Bezwingung des heftigsten seiner körperlichen Triebe ermöglichte, dann hat ihm diese Abhängigkeit eben damit zugleich auch zur Erringung eines Höchstmaßes innerer Unabhängigkeit verholfen!

Ich habe bisher Sokrates' Drang nach Unabhängigkeit und seine Auflehnung gegen die Autorität der Handwerksmeister, überhaupt der nicht wahrhaft Sachverständigen als zwei voneinander unabhängige Erscheinungen besprochen. Und das sind sie ja auch wirklich, sofern wir nämlich voraussetzen dürfen, Sokrates habe seine Fragen zu allen Zeiten seines Lebens aus bloßer Wißbegierde gestellt; daß ihm die Autorität der Befragten, wenn sie, wie gewöhnlich, die gestellten Fragen nicht zufriedenstellend beantworten konnten, in Nichts zusammenbrach, ist dann ein vollkommen unbeabsichtigter Nebenerfolg gewesen. Daneben wäre indes doch auch eine andere Auffassung denkbar. Es könnte sein, daß Sokrates' Unabhängigkeitsdrang von früh auf der dauernden Anerkennung jeder menschlichen Autorität widerstrebt, und daß er mit seinen beständigen Fragen auch die Absicht verfolgt hätte, die Befragten in Verlegenheit zu bringen, in seinen eigenen Augen wie auch in denen etwaiger Zuhörer ihre Autorität zu untergraben, zu entwerten. Jedenfalls wäre eine derartige Absicht auch schon bei einem Kind durchaus nichts Unerhörtes oder auch nur Ungewöhnliches. So wie die Erwachsenen vielfach der Erfüllung der Wünsche des Kindes im Wege stehen, so vor allem auch seinem angeborenen Streben nach Ansehen und Geltung, seinem Verlangen, sich vor allen andern hervorzutun, neben ihnen als der Überlegene, der Erste zu erscheinen; denn dieses Verlangen ist wohl jedem vernünftigen, zum Leben unter Genossen bestimmten Wesen von Natur aus eigen. Ist nun anzunehmen, daß diese Neigung zur Auflehnung gegen die Autorität als solche auch in Sokrates besonders entwickelt war, daß er den wirklichen Handwerksmeistern den idealen Handwerksmeister nicht nur darum entgegenstellte, weil sie seinen Wissensdrang enttäuschten, vielmehr auch darum, weil sie seinem Selbständigkeitsdrang im Wege waren, ja hat er vielleicht bald auch die Fragen, die er ihnen vorlegte, so gewählt, daß jene Enttäuschung nicht wohl ausbleiben konnte? Auf die frühe Jugend des Sokrates bezogen, überschreitet diese Frage natürlich den Umkreis dessen, was wir noch heute durch Beobachtungen an überlieferten Nach-

richten mit einer gewissen Zuversicht feststellen dürfen. Allein an den uns erhaltenen Fragestellungen des Sokrates in den Jahren seiner Reife ist das Streben nach geistiger Niederringung des Mitunterredners, nach Vernichtung seines Geltungsanspruchs unverkennbar, die Fassung und Aneinanderreihung der Fragen dient noch mehr der Widerlegung des Befragten als der Belehrung des Fragenden, die Fragekunst des Sokrates ist hier vorwiegend Widerlegungskunst, ja sie nähert sich oft genug der Streitkunst. Und hiezu tritt nun noch die Schärfe, mit der Sokrates jede angemaßte Geltung kekämpft, zur Nichtachtung aller Väter, Lehrer, Herrscher, Gesetzgeber, die sich nicht über zulängliches Wissen ausweisen können, aufreizt. All das nun schließt sich mir zu einer so einheitlichen und geschlossenen Eigenart zusammen und stimmt so gut zu dem doch offenbar tief im Wesen des Sokrates wurzelnden Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang, daß ich die Vermutung nicht abweisen kann, die vorhin aufgeworfene Frage sei zu bejahen: wenn Sokrates weder den Handwerksmeistern noch irgendwelchen andern hervorragenden Männern eine wahrhaft zulängliche Erkenntnis zubilligte, so wird das wahrscheinlich nicht nur darum geschehen sein, weil sie seine Wißbegierde nicht endgültig zu befriedigen vermochten, vielmehr vor allem auch darum, weil sein Freiheits- und Unabhängigkeitsdurst sich bei der Anerkennung einer höchsten menschlichen Autorität nicht dauernd beruhigen konnte!

Endlich drängt sich mir hier noch eine letzte Frage auf. Bemüht, dem halbwegs Sichern oder doch überwiegend Wahrscheinlichen vor dem bloß Möglichen und nicht Unwahrscheinlichen den Vortritt zu lassen, habe ich von jenen Handwerksmeistern, deren Autorität Sokrates in früher Jugend irgendeinmal feststand, gegen die er sich aber dann, wie wir vermuteten, später aufgelehnt hat, bisher nur ganz allgemein und unbestimmt gesprochen. Es liegt aber außerordentlich nahe, bei diesen ganz vorzugsweise an einen bestimmten Handwerksmeister, den Steinmetzen Sophroniskos, Sokrates' Vater, zu denken. Dürfte doch Sokrates die entscheidenden Erfahrungen von dem Betrieb eines Handwerks, dem Wissen des Meisters um die Regeln und Bedingungen seiner Kunst, seiner Eignung zur Beantwortung der ihm hierüber gestellten Fragen, seiner geringeren Eignung zur Beantwortung anderer Fragen vermutlich früher und öfter in der väterlichen Werkstatt als in der irgendeines Verwandten oder Freundes seines Vaters gemacht haben. Auch berichtet uns ein

nicht unglaubwürdiger Zeuge,[1] Sokrates habe „unablässig das Steinmetzhandwerk seines Vaters und den Hebammenberuf seiner Mutter im Mund geführt“, woraus sich immerhin schließen ließe, gerade sein Vater sei ihm als typischer Vertreter des Handwerkerberufes erschienen. Wir dürften uns dann vorstellen, Sokrates habe als Kind nicht zu irgendwelchen beliebigen Handwerkern aufgeblickt, später aber ihre Autorität bestritten, vielmehr er habe zuerst unbedingt an seinen eigenen Vater geglaubt, dann aber sich gegen ihn aufgelehnt,[2] und er habe diesem wirklichen Vater das Idealbild nicht nur des „wahren Handwerksmeisters“, vielmehr auch des „wahren Vaters“ entgegengesetzt, dieses aber auf die Dauer in keinem anderen Menschen, vielmehr einzig in

---

1) Menedem aus Pyrrha bei Porphyr, Gesch. d. Philos. Frg. 11 Nauck. Auch wenn dieser bei seiner Bemerkung nur die Gewohnheiten des Sokrates in den (uns zum größten Teil verlorenen) Gesprächen der ältesten Sokratiker im Auge hatte, kommt seinem Zeugnis für uns doch ein gewisser Wert zu.

2) Nehmen wir an, auch schon die Fragen, die Sokrates seinem Vater stellte, seien ihm (wenigstens teilweise und von einem gewissen Zeitpunkt an) von einer Neigung, sich gegen diesen aufzulehnen, eingegeben worden, so kann gefragt werden: woher mag ein solcher Wille zur Auflehnung gegen den Vater zuletzt entsprungen sein? Der Psychoanalytiker denkt in einem Falle dieser Art zuerst an eine Nebenbuhlerschaft um die Gunst der Mutter. Daß diese die notwendige Bedingung solchen Auflehnungswillens sei, kann ich nicht glauben. Denn es scheint mir: wenn es natürlich ist, daß der Sohn zum Vater aufblickt, der so viel größer und mächtiger ist als er, ihm Befehle erteilt, ihn belohnt und bestraft, so ist es nicht minder natürlich, daß er sich gegen diesen selben Vater doch auch wieder aufbäumt, der seine Wünsche so vielfach durchkreuzt, seinem Ehrgeiz, als der Erste und Wichtigste zu gelten, jeden Augenblick im Weg steht. Oft mag es sich dann auch ganz besonders um ein Gelten in den Augen der Mutter handeln. Und dafür, daß es sich so auch bei Sokrates verhalten habe, läßt sich wirklich einiges wenige, jedoch gewiß nichts Entscheidendes anführen. Sokrates bezeichnet bei Platon seine Mutter als „sehr tüchtige und ansehnliche“ Geburtshelferin (μάλα γενναίας τε καὶ βλοσυρᾶς, Theaet. 149a) — mit einem Ausdruck, den er anderswo auf Krieger anwendet (Staat VII, 535b): es wäre denkbar, daß darin ein Hinweis auf ihre etwas männliche Veranlagung läge, die wieder auf seine Vorliebe für männlich veranlagte und erzogene Frauen von Einfluß gewesen sein könnte. Er setzt sich ebendort mit Phainarete insofern eins, als er seine Gewohnheit, durch Fragen die Gedanken junger Leute ans Licht zu bringen, mit ihrer geburtshilflichen und seine Neigung, sie mit geeigneten Lehrern in Verbindung zu setzen, mit ihrer ehestiftenden Tätigkeit vergleicht. Er gibt endlich, wie wir hörten, für das Verbot der Blutschande zwischen Eltern und Kindern eine Begründung, die allein auf die Beziehung von Mutter und Sohn, dagegen gar nicht auf die von Vater und Tochter paßt — woraus man vielleicht immerhin schließen dürfte, der Gedanke an einen Inzest der ersteren Art habe seinem Vorstellungskreis näher gelegen als der an einen solchen der zweiten.

Gott verwirklicht gefunden.[1] Und so dürften wir weiterhin in dem Streit zwischen dem Aufblick zum Vater und der Auflehnung gegen ihn gleichsam den Urkeim zu all den seelischen Kämpfen in Sokrates' Innerem erkennen, durch die er ein großer Mensch und überdies ein großer Ethiker geworden ist: von hier aus wäre sein lebenslanges Fahnden nach dem wahrhaft Wissenden wie seine schroffe Nichtachtung aller bloß überlieferten und angemaßten Autorität zu verstehen (er hätte eben nie aufgehört, den wahren Vater zu suchen, aber auch nie, sich gegen jede wirkliche Verkörperung dieses Idealbildes aufzulehnen), sein unbedingtes Vertrauen auf die Stimme Gottes neben seinem schrankenlosen Freiheitsdrang, endlich die Selbstbezwingung, die ihn zum Herrn über die, wie wir annehmen dürfen, vom Vater verpönte sinnliche Knabenliebe gemacht hat! Und für diese Auffassung läßt sich anführen, daß ja solch eine gegensätzliche Einstellung zu den „Vätern" sich auch in seiner Lehre wirklich findet. Stellt es doch diese einerseits als ungeschriebenes, göttliches Gesetz hin, die Eltern zu ehren, verpflichtet aber anderseits die jungen Leute zum Gehorsam gegen ihre Väter nur dann, wenn diese auch durch richtige Einsicht zum Befehlen befähigt sind, da andernfalls der Gehorsam nicht ihnen, vielmehr ausschließlich dem Einsichtigen, dem „wahren" Erzieher und Vater gebühre! . . . Alles das bietet nun aber dem Historiker doch keinen vollen Ersatz dafür, daß uns über Sokrates' Verhältnis zu seinem Vater keine einzige glaubwürdige Nachricht unterrichtet, und so wird er den eben umrissenen Sachverhalt doch wohl mehr nur als eine anziehende Möglichkeit, denn als gesichertes Forschungsergebnis hinzustellen wagen.

Übrigens bleibt mit der Frage des persönlichen Verhältnisses des Sokrates zu seinem Vater Sophroniskos doch nicht das zum Verständnis seiner Lehre und Wirksamkeit eigentlich Wichtige in der Schwebe. Denn unzweifelhaft ist, daß in Sokrates ein Verlangen nach Unterordnung unter eine Autorität mit dem Drang zu völliger Unabhängigkeit zusammenbestand; daß er jene Unterordnung dem als vollkommen gedachten „wahren Meister" gegenüber zu vollziehen bereit war und sie dem göttlichen „Meister" gegenüber wirklich vollzogen hat, diese Unabhängigkeit dagegen allen nicht auf Einsicht beruhenden, bloß überlieferten, ange-

---

[1]) Die Vorstellung eines göttlichen Vaters hätte auch im Altertum durchaus nichts Erstaunliches; heißt doch Zeus schon bei Homer der „Vater der Götter und Menschen".

maßten Autoritäten gegenüber schroff zur Geltung brachte, die Jugend zu ihrer aller Nichtachtung aufrief. Unzweifelhaft ist aber auch, daß zu diesen von Sokrates nur unter der Bedingung ihrer Einsichtigkeit anerkannten Autoritäten wie die des Herrschers und Gesetzgebers, so auch die des Vaters und Erziehers zählte, und daß er die Jünglinge dazu ermunterte, in Fragen der Erziehung statt ihren uneinsichtigen Vätern lieber ihm selbst als dem „wahren" Erzieher zu gehorchen,[1] und seine Jünger bezeugten's uns mit ihren eigenen Worten, daß sie den Sokrates geradezu als ihren „Vater" empfanden! Unzweifelhaft ist aber endlich auch dies, daß Sokrates' rücksichtslose Nichtachtung aller bloß überlieferten Autorität in Familie, Staat und Religion, insbesondere aber der väterlichen, sich endlich gegen ihn gekehrt, ihm den Untergang bereitet hat. Die athenischen Jünglinge, die sich dem Sokrates wie seine Söhne anschlossen, wurden hiedurch zugleich ihrem angestammten Vaterhaus entfremdet, und ihre Väter empfanden's ganz mit Recht, daß der Angriff, der da gegen sie geschah, ebensowohl jede andere Art überlieferten Geltungsanspruchs traf. Der Rache dieser Väter aber, von denen sich so ihre Söhne abwandten, ist Sokrates zum Opfer gefallen:[2] sie waren keineswegs

---

1) Vgl. H. v. Arnim, Xenophons Memorabilien und Apologie des Sokrates (Kgl. dän. Ges. d. Wiss., Historisch-philolog. Mitteilungen VIII, 1, 1923), S. 92.

2) Platon beruft sich zur Verteidigung des Sokrates darauf, daß die Väter und Brüder seiner hauptsächlichen Jünger vor Gericht nicht gegen ihn Zeugnis abgelegt hätten (Apol. 33d bis 34b); doch zeugten sie selbst nach seiner Darstellung auch nicht für ihn!: er will damit den Eindruck erwecken, als hätten die Verwandten der Sokrates-Jünger dessen Einfluß auf diese allesamt oder doch in ihrer Mehrheit als einen günstigen beurteilt. Daß auch eine solche Beurteilung stattfand, sei nicht bezweifelt; wäre sie die Regel gewesen, so wär' es ein Wunder zu nennen, wenn anders Xenophon — und daran ist nicht zu zweifeln — Sokrates' Äußerungen über das Verhältnis von Vätern und Söhnen richtig wiedergibt (Erinn. I 2, 49 bis 55; Apol. 20 bis 21; vgl. oben Anm. 1). Übrigens kennen wir einen Fall, in dem sich ein Vater über des Sokrates Verhalten höchlich entrüstete, und gerade dieser Fall soll seinen Untergang mitverursacht haben. Xenophon nämlich erzählt (Apol. 29 bis 31 und auch Platon scheint Meno 95a auf dieselben Vorgänge anzuspielen), Anytos sei gegen Sokrates besonders dadurch aufgebracht worden, daß dieser sich in die Erziehung zu mischen suchte, die Anytos seinem Sohne angedeihen ließ: Sokrates habe den jungen Mann der väterlichen Gerberei abwendig machen und ihn für Fragen höherer Art einnehmen wollen, der Alte aber sei dem entgegengetreten und habe auch seinen Willen durchgesetzt; hievon sei ihm indes eine lebhafte Gereiztheit gegen Sokrates zurückgeblieben, und von dieser beherrscht, habe er später die Anklage gegen den Philosophen angezettelt. — Der Sohn des Anytos war übrigens besonderer Bemühungen kaum würdig: nach Xenophons Bericht hat er bald nach dem Tode des Sokrates als Säufer geendet.

im Unrecht, wenn sie ihm schuld gaben, er lehre die jungen Athener die überlieferten Götter mißachten und eine neue Gottheit verehren, er reize sie gegen die bestehende Staatsordnung auf, indem er an Stelle der erlosten und erwählten Beamten allein den „Meister der Politik“ als „wahren Herrscher“ gelten lasse, und er untergrabe die Autorität aller Eltern, indem er die Jünglinge dazu bewege, in Fragen der Erziehung zuletzt nicht diesen zu gehorchen, vielmehr ihm selbst als dem „wahren“, weil allein sachkundigen „Meister der Erziehung“!

Ich versuche nun, das hier über die seelischen Kräfte, die Sokrates bewegten, Ermittelte, ergänzt durch einige Vermutungen über denselben Gegenstand, zusammenzustellen. Eigentümlich zunächst war ihm danach eine leiblich-geistige Anlage, die ihn erstens von ihm selbst unbewußt Gedachtes wie Fremdes von außen vernehmen und zweitens seine Liebesfähigkeit noch mehr als knabenhaften Frauen mädchenhaften Knaben zuwenden ließ (ob diese beiden Anlagen im strengen Sinne angeboren oder selbst schon erworben, und ob sie voneinander durchaus unabhängig waren, kann dabei unbestimmt bleiben). In früher Jugend müssen ihm dann die athenischen Handwerksmeister, die Berufsgenossen seines Vaters, vielleicht vor allem dieser Vater selbst, als hohe Vorbilder zulänglichen Wissens vor Augen gestanden haben. Allein da er sie nun mit immer weiter ausgreifenden Fragen bestürmte — vermutlich sehr bald schon nicht mehr aus bloßer Wißbegierde, vielmehr weil sich sein Selbständigkeitsdrang schon damals gegen die vorbehaltslose Anerkennung ihrer Überlegenheit aufgelehnt hat, — mußten sie ihm immer häufiger die Antwort schuldig bleiben. Damit aber hörten sie nun auf, ihm die höchsten Autoritäten zu sein, und er erkannte als solche an Stelle der wirklichen Handwerksmeister ideale Handwerksmeister an, die er mit wahrhaft zulänglichem Wissen begabt dachte; vielleicht galt ihm dann auch sein Vater seines unzulänglichen Wissens wegen bald nicht mehr als „wahrer“ Vater, indem für ihn der ideale Handwerksmeister auch die Stelle eines idealen Vaters einzunehmen begann. Als ein solcher wahrer, weil mit zulänglichem Wissen ausgestatteter Meister und vielleicht auch Vater mag ihm eine Zeitlang Archelaos gegolten haben. Im ganzen aber läßt sich das Leben des Sokrates als ein vergebliches Suchen nach diesem wahren Meister verstehen: jedem Manne, der irgendwie hervorragte, mit einem gewissen Geltungsanspruch auftrat, legte er seine Fragen vor und sobald dieser sie nicht zufriedenstellend beant-

wortete, war damit in den Augen des Sokrates sein Geltungsanspruch vernichtet, bewiesen, daß auch dieser Mitunterredner kein wahrer Meister sei. Wir glaubten mutmaßen zu dürfen, daß solche Erlebnisse für Sokrates nicht bloß eine Enttäuschung bedeuteten, daß es seinem Unabhängigkeitsdrang schwer gefallen wäre, einen anderen Menschen als wahren Meister anzuerkennen und daß er daher — zumindest in seinen reiferen Jahren — seine Fragen von vornherein darauf anlegte, mit ihnen den Geltungsanspruch des Befragten zu vernichten. Im Gegensatz zu dieser allgemeinen Unzulänglichkeit aller menschlichen Meister erschien Sokrates als der eine wahre Meister der Verfertiger der Welt: die göttliche Vernunft; diesen Weltmeister empfand er als höchste Autorität, als seinen höchsten Schutzherrn, vielleicht geradezu als seinen wahren Vater, auf ihn führte er auch die kurz verbietenden Stimmen zurück, die er von Zeit zu Zeit zu vernehmen glaubte und denen er sich bedingungslos unterwarf; in der Hut dieses höchsten Schutzherrn geborgen, war er sich jener vollen Unabhängigkeit von allen Menschen, Gefahren, Schicksalswendungen bewußt, nach der seine freiheitsdurstige Seele seit jeher gestrebt hatte (und wir vermuteten, dieser Unabhängigkeitsdrang werde schon zu seiner ersten Auflehnung gegen die Vorbilder seiner Kindheit sein Teil beigetragen haben). Dieser Unabhängigkeit vom Schicksal aber konnte er sich sicher fühlen, weil er über den leidenschaftlichsten seiner Triebe Herr geworden war, das Schicksal ihm also nichts mehr, was ihm lebenswichtig gewesen wäre, schenken oder rauben konnte. Dieser Trieb war das gleichgeschlechtliche Verlangen nach dem Besitz schöner Knaben. Dieses Verlangen empfand er unmittelbar als Antastung seines selbstherrlichen Dranges nach unbedingter Unabhängigkeit, wir vermuteten aber, es möge ihm zu seiner Überwindung auch die innere Nachwirkung der in seinem Elternhause über Verhältnisse solcher Art aller Wahrscheinlichkeit nach gefällten Mißbilligungsurteile verholfen haben. Gewiß ist jedenfalls, daß Sokrates jenen Trieb durch planmäßige Schulung seines Willens zur Beherrschung seiner Bedürfnisregungen überwand, genauer, daß er ihn auf diese Art zu leidenschaftlicher Fürsorge um die seelische Tüchtigkeit der geliebten Knaben verklärte. So erzog er sich selbst zu einem Leben der Selbstbeherrschung, und wir mutmaßten, die inneren Kämpfe, die er hiebei durchlebte, möchten den wichtigsten Anstoß dazu gegeben haben, daß seine Gedanken zeitlebens vor allem um die Frage nach dem Wesen des Guten, Richtigen, Sittlichen

kreisten. Als das richtigste, weil glücklichste Leben beurteilte er jedenfalls das der Selbstbeherrschung, seine verklärte Knabenliebe aber äußerte sich nun vor allem darin, daß er sich unablässig mit Knaben umgab, gerade ihnen das Leben der Selbstbeherrschung als das richtige, weil beglückende, anpries. Dadurch nahm er nun seinen Jüngern gegenüber selbst die Stellung eines Meisters, ja eines Vaters ein und eben hierauf vor allem (darauf nämlich, daß die Jünglinge in ihm neben dem väterlichen Erzieher auch den Liebhaber empfanden) beruhte die einzigartige Macht seiner Einwirkung auf sie. Damit setzte er sich aber freilich in den Augen der jungen Leute an die Stelle, die natürlicherweise deren Vätern zukam, und diese suchten seiner Wirksamkeit ein Ende zu machen. Da sie aber ganz richtig fühlten, daß des Sokrates Nichtachtung der bloß tatsächlichen (nicht durch Wissen geadelten) Vaterschaft aus einer Quelle floß, aus der auch seine gleich rücksichtslose Nichtanerkennung aller bloß tatsächlichen Gesetzgebung und Gottesverehrung strömte (wir vermuteten, daß als diese Quelle nicht allein Sokrates' fanatischer Erkenntnisdurst, vielmehr ebensosehr auch sein ebenso mächtiger Unabhängigkeitsdrang zu betrachten sei), so bereiteten sie ihm den Untergang durch eine Klage, die ihm „Nichtanerkennung der Staatsgötter und unheilvollen Einfluß auf die Jugend" schuld gab.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Psychopathologie des Alltagslebens im 18. Jahrhundert

Jean Jacques Rousseau deutet sich eine Fehlleistung:

„Wir machen wohl niemals eine mechanische Bewegung, deren Ursache wir nicht in unserm Innern auffinden könnten, wenn wir sie nur dort aufzufinden verstünden.

Gestern ging ich die neue Straße am Ufer der Bièrre entlang, um zu botanisieren. Als ich mich der Barrière d'Enfer näherte, bog ich plötzlich rechts in die Felder ab und ging auf die Höhenzüge zu, welche das

Flüßchen einrahmen. Dies ist nun an und für sich nichts besonderes; aber als ich mich erinnerte, daß ich schon mehreremals ganz mechanisch diesen Umweg gemacht hatte, da suchte ich die Ursache in mir selber und mußte lachen, als ich sie entdeckt hatte.

Hinter der Barrière d'Enfer postierte sich täglich eine Frau, welche Erfrischungen, Früchte und Brötchen verkaufte. Diese Frau hat einen armen kleinen Jungen, der an Krücken geht und die Vorübergehenden um ein Almosen bittet, ohne aufdringlich zu sein. Ich unterhielt mit dem Kleinen eine Art Bekanntschaft. Er versäumte nie, mich zu begrüßen und bekam jedesmal von mir eine Kleinigkeit. Anfangs machte es mir Vergnügen, ihn zu sehen; ich beschenkte ihn gern und fuhr eine Zeitlang so fort, indem ich ihn gewöhnlich noch veranlaßte, mir etwas zu erzählen. Ich hörte seinem Geplauder gern zu. Nach und nach war dieses Vergnügen Gewohnheit geworden und hatte sich in eine Art Pflicht verwandelt, die mir bald lästig fiel, namentlich wegen des Geschwätzes, das ich nun jedesmal anzuhören genötigt war und in welchem er mich immer bei meinem Namen nannte, um zu zeigen, daß er mich wohl kenne. Von da an ging ich ungern da vorbei und machte schließlich ganz mechanisch den Umweg.

Das also förderte ich zutage, als ich darüber nachdachte; denn nichts von alledem war mir bis dahin bewußt gewesen."

(Aus den „Rêveries du promeneur solitaire".)

Lawrence Sternes Tristram Shandy weiß von Symptomhandlungen:

„*. . . und es wundert mich keineswegs, daß Gregorius von Nazianzum, als er an Julian die schnellen und unstäten Gebärden wahrnahm, voraus sagte, daß er eines Tages abtrünnig werden würde; — oder daß St. Ambrosius seinen Amanuensem, wegen einer unanständigen Bewegung mit dem Kopfe, der ihm wie ein Dreschflegel hin und her ging, wegjagte. — Oder daß Demokritos gleich merkte, daß Protagoras ein Gelehrter wäre, weil er ihn ein Bündel Reisholz binden und die dünnsten Reiser in die Mitte legen sah. — Es gibt tausend unbemerkte Öffnungen, fuhr mein Vater fort, durch welche ein scharfes Auge auf einmal die Seele entdecken kann; und ich behaupte, fügte er hinzu, daß ein vernünftiger Mann nicht seinen Hut niederlegen kann, wenn er in ein Zimmer kommt, — oder aufnehmen, wenn er hinaus geht, oder es entwischt ihm etwas, das ihn verrät.*"

Don Juan und Leporello

von

Otto Rank

Die nachfolgenden Ausführungen sind der kleinen Monographie Ranks „Die Don-Juan-Gestalt“ (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1924, geheftet M. 2·80, Pappband 3·40) entnommen. Die hier abgedruckten Abschnitte der Don-Juan-Studie berühren im besonderen auch das Doppelgängermotiv, das Otto Rank auch in einer besonderen Arbeit analysiert („Der Doppelgänger“, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1925, geheftet M. 4·—, Ganzleinen 5·60).

Indem wir, unserer Einstellung folgend, die Aufmerksamkeit von der überragenden Figur des Don Juan ablenken, fällt uns an seinem nicht minder berühmten Diener Leporello ein Zug auf, der auf einem kleinen Umweg doch wieder zum Helden zurückführt. Dieser Diener ist einerseits viel mehr Freund und Vertrauter in allen Liebeshändeln und anderseits doch wieder kein freiwilliger Kumpan und Helfer, sondern eine feige, ängstliche, nur auf ihren Vorteil bedachte Bedientenseele. In seiner ersten Eigenschaft erlaubt er sich kritische Bemerkungen, die durchaus unangemessen sind („Das Leben, das Sie führen, ist das eines Taugenichts!“), fordert — und erhält vielleicht auch — einen Anteil an der Beute seines Herrn *in natura*; in seiner zweiten Eigenschaft sucht er furchtsam jeder Gefahr auszuweichen, verweigert alle Augenblicke den Dienst, ist nur mit Geld und Drohungen festzuhalten und, um das Bild des Bedienten ganz zu vervollständigen: er nascht sogar beim Servieren von den guten Bissen der Festtafel.

Man könnte sagen: wie der Diener, so der Herr und darauf hinweisen, daß Don Juan selbst ihm diese Freiheiten einräumt, weil er ihn braucht. So vor der berühmten „Register“-Arie: als Donna Elvira den Helden zur Rede stellt, entzieht er sich dieser peinlichen Situation und schiebt Leporello vor. Noch ehe sie sich's recht versieht, ist der geschickte Abenteurer verschwunden und an seiner Stelle liest ihr Leporello das Register der Ver-

lassenen mit dem richtigen Bedientenstolz vor, der aus der Identifizierung mit der Herrschaft stammt.

Hier wird ein Motiv angeschlagen, das sich im Verlaufe der Handlung immer deutlicher entwickelt, das aber schon in den ersten Worten Leporellos am Anfang der Oper dieser wie ein Motto vorausgeht:

„Ich will selbst den Herren machen,
Will nicht länger Diener sein."

Die Tragik Leporellos macht es aus, daß er seinen Herrn immer nur in den peinlichen und kritischen Situationen vertreten darf. So ein zweitesmal beim Versuch der Verführung Zerlines, der mißglückt, wobei Don Juan seinen Diener als den Schuldigen zum Schein strafen will.

Ein nächstesmal scheint ihm allerdings ein erfreulicheres Abenteuer zu winken, indem Don Juan Mantel und Hut mit ihm tauscht, um das Kammermädchen Donna Elviras zu gewinnen, während Leporello die verlassene Herrin auf sich nehmen soll. Aber auch dieses anfangs amüsante Abenteuer schlägt nur zu seinem Unheil um. Denn inzwischen hat die ständig anwachsende Rächerbande (Donna Anna, Octavio, Masetto, Zerline) die Verfolgung Don Juans im Hause der Donna Elvira aufgenommen und fällt über den vermeintlichen Missetäter her, der sich schließlich als Leporello entpuppt und — seine Unschuld beteuernd — um Gnade fleht.

Die Geschicklichkeit, mit der er sich aus dieser gefährlichen Situation befreit, indem er plötzlich verschwindet, kann uns auf die Spur bringen, daß er mehr als ein gelehriger Schüler seines Herrn, daß er vielleicht mit ihm identisch ist. Bevor wir uns klar machen, was dies bedeuten soll, wollen wir auf zwei dieser Szene vorangehende, beziehungsweise nachfolgende Szenen hinweisen, welche die Identität von Herr und Diener deutlich nahelegen. In ihnen zeigt sich, daß nicht nur Leporello gelegentlich die Stelle seines Herrn vertritt, wo diesem das persönliche Auftreten peinlich wäre, sondern daß eben auch Don Juan die Rolle des Leporello spielt, wie beim Kammermädchen der Donna Elvira und in einer folgenden bloß erzählten Episode, die zum zweiten Teil des Don-Juan-Dramas, zum Gastmahl, hinüberleitet. Als sich nämlich Herr und Diener nach dem glücklich überstandenen Verkleidungsabenteuer auf dem Kirchhof wieder treffen, erzählt Don Juan ein inzwischen erlebtes Abenteuer, welches er eben der

Verwechslung mit seinem Diener zu verdanken hatte. Leporello vermutet sogleich, daß es nur mit seiner Frau gewesen sein könne und hält dies seinem Herrn vor, der die Situation um so amüsanter findet. Ja, er macht sogar noch eine Bemerkung, welche ein dunkles Rachemotiv seines Handelns verrät und die Wechselseitigkeit von Herr und Diener grell beleuchtet: „Ich habe nur wettgemacht, was du an mir verübt." In diesem Moment ertönt die Stimme aus dem Standbild des Komturs („Verweg'ner, gönne Ruhe den Entschlaf'nen!") und es beginnt eine zweite, an den Don-Juan-Stoff scheinbar bloß angelötete Handlung vom Gastmahl des Toten, deren Besprechung wir noch aufschieben, um uns zu fragen, was diese Identität der beiden Figuren, des Don Juan und Leporello, bedeuten soll und was sie zum Verständnis der Handlung, der Entwicklung der Gestalten und der Psychologie des Dichters und Zuschauers beitragen kann.

*

Vor allem müssen wir uns darüber klar sein, daß mit dem Aussprechen einer solchen Formulierung, wie sie die Identität von Don Juan und Leporello beinhaltet, der Boden der üblichen literarisch-ästhetischen Betrachtungsweise bereits verlassen ist, zugunsten einer psychologischen Auffassung, welche von der Realbedeutung der Figuren völlig absieht. So können wir beispielsweise auch in der treffenden Charakteristik des Leporello durch Heckel weniger das Bild einer geschlossenen Persönlichkeit erblicken, als vielmehr eine Ahnung von der engen psychologischen Zusammengehörigkeit dieser beiden Gestalten: „Wie dieser negative Held an den verwegenen Verführer gekettet ist, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtet; wie er immer von ihm los möchte und sich doch dem Banne der stärkeren Persönlichkeit nicht entwinden kann; wie er einmal übers andere zum Prügelknaben für die Streiche seines Herrn wird, an denen er doch so ganz schuldlos ist; das wirkt im tiefsten Grunde fast tragisch."

Daß wir uns Don Juan nicht vorstellen können, ohne seinen Diener und Helfer Leporello, ist also nicht bloß die Folge ihrer rationellen Abhängigkeit voneinander, wie sie in der Handlung zum Ausdruck kommt, sondern weit mehr ein gefühlsmäßiges Ahnen ihrer psychologischen Zusammengehörigkeit als poetisches Produkt. Wir meinen damit, daß der Dichter den „negativen Helden" weder aus der Wirklichkeit genommen, noch etwa zur Belebung oder Kontrastierung der Handlung „erfunden" habe;

vielmehr daß die Gestalt des Leporello ein notwendiges Stück der künstlerischen Darstellung des Helden selbst bedeutet. Es wäre eine reizvolle Aufgabe, an einer Reihe von Dichtungen die Allgemeingültigkeit dieses Mechanismus der poetischen Produktion zu zeigen, wobei sich übrigens herausstellen dürfte, daß die schönsten Beispiele dafür gerade bei den größten Dichtern der Weltliteratur zu finden sind. Es gereicht uns zur Genugtuung, daß auf ein solches Beispiel bereits in der psychoanalytischen Literatur hingewiesen ist, und zwar von Freud[1] selbst, der im Anschluß an eine Bemerkung von L. Jekels[2] meint, daß Shakespeare häufig einen Charakter in zwei Personen zerlege, von denen dann jede begreiflich unvollständig erscheine, solange man sie nicht mit der anderen wiederum zur Einheit zusammensetze. Die gleiche psychologische Gestaltung einander ergänzender Charaktere finden wir in allen großen Dichtungen; von ihrem elementaren Ausdruck bei einem Cervantes, Balzac, Goethe, Dostojewskij bis in die moderne psychologisierende Literatur, die sich über dieses künstlerische Formproblem mehr oder weniger bewußt Rechenschaft zu geben sucht.[3] Es handelt sich uns aber nicht um die bereits zur psychologischen Banalität gewordene Auffassung, daß der Dichter in seinen Phantasiengestalten Teile seines Ichs projiziert, was beispielsweise erst neuerdings wieder Léon Daudet in seinem Buche „L'Hérédo" (Essai sur le drame intérieur, Paris 1916) mit der Hereditätslehre der französischen Psychiater zu begründen sucht, sondern um eine ganz spezielle, sozusagen sekundäre Spaltung einer Gestalt in zwei Figuren, die zusammen einen vollwertigen, verständlichen Charakter ergeben, wie beispielsweise Tasso und Antonio bei Goethe oder der Shakespearsche Othello,

---

1) Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit, 1916. (Ges. Schriften, Bd. X.)

2) Shakespeares Macbeth. Imago V, 1917.

3) Gelegentlich gelingt dies auch einem echten Dichter, wie beispielsweise Alphonse Daudet, der seinen berühmtesten Helden ein köstliches Selbstgespräch zwischen Tartarin-Quijote und Tartarin-Sancho führen läßt. — Auch in Balzacs dichterischen Gestalten liegt dieser seelische Mechanismus bloß dessen sich der Dichter fast voll bewußt war. So schreibt schon der Dreiundzwanzigjährige an seine Schwester: „*Laure, Laure, mes deux seuls et immenses désirs, être célèbre et être aimé, seront-ils jamais satisfaits?*"

In einem kürzlich (1921) erschienenen Künstlerroman „Ti und Tea" von Alexander Arndt stellt der Dichter nicht nur bewußt sein Ich in zwei selbständigen Persönlichkeiten dar, sondern weist selbst mehrfach auf den immanenten Zusammenhang dieser beiden Kontrastfiguren hin. (Siehe die Besprechung von Werner Ewald im Lit. Echo vom 15. März 1922, Sp. 727.)

der so naiv und vertrauensselig sein kann, weil seine eigene Eifersucht in der Gestalt des Jago abgespalten ist.

In ähnlicher Weise wäre auch die Schöpfung der Don-Juan-Figur, des frivolen, gewissenlosen Ritters, der Tod und Teufel nicht fürchtet, unmöglich, wenn nicht in Leporello eben der Teil des „Don Juan" abgespalten wäre, der die Kritik, die Angst und das Gewissen des Helden repräsentiert. Mit diesem Schlüssel verstehen wir zunächst, warum Leporello seinen Herrn gerade in allen peinlichen Situationen vertreten muß, warum er sich erlauben darf, ihn zu kritisieren und sozusagen das dem Helden fehlende Gewissen zu ersetzen. Auf der anderen Seite verstehen wir aber auch die Größe von Don Juans Verruchtheit aus der Abspaltung der hemmenden Elemente seiner Persönlichkeit.

Betrachten wir die Handlung unter diesem Gesichtspunkt, so sehen wir, daß Leporello nicht bloß in den bereits erwähnten Szenen seinen Herrn deutlich vertritt, sondern daß er überhaupt das kritisch und ängstlich eingestellte Gewissen des Helden repräsentiert. Im ersten Teil des Dramas tritt er als kritisierende Instanz auf, mißbilligt das Luderleben seines Herrn und fügt sich nur widerwillig darein. Von der Szene im Hause der Donna Elvira angefangen (II. Aufzug), wo eigentlich Herr und Diener gleichzeitig am Leben bedroht werden, tritt das Schuldgefühl stärker in den Vordergrund, um sich dann in der Kirchhof- und weiterhin in der Gastmahlszene zu grausigster Gespensterangst und unerträglichster Gewissensqual zu steigern, die schließlich zum Untergang führt. Wir bedienen uns nicht bloß einer Formulierung von Freud,[1] sondern werden damit auch dem tieferen Verständnis des ganzen seelischen Mechanismus näher kommen, wenn wir in Leporello eine — allerdings besonders geformte — Darstellung von Don Juans „Ichideal" erblicken.

*

Unter dem Ichideal versteht Freud eine Zusammenfassung derjenigen kritisierenden und zensurierenden Instanzen im Menschen, die normalerweise die Verdrängung gewisser Wunschregungen besorgen und in einer Funktion, die wir Gewissen nennen, darüber zu wachen haben, daß diese Schranken nicht durchbrochen werden. Dieses Kontrollorgan im Seelenleben wird von zwei einander er-

---

1) Zur Einführung des Narzißmus, 1914, Massenpsychologie und Ichanalyse, 1921 (Beide Arbeiten in Bd. VI der Gesammelten Schriften.)

gänzenden und regulierenden Faktoren gebildet: einem äußeren, der die Forderungen der Umwelt vertritt und einem inneren, der die Ansprüche an sich selbst repräsentiert. Präziser gesagt, ist das Ichideal eigentlich eine Repräsentanz der inneren Ansprüche, welche jedoch die äußeren Forderungen der Sozietät bereits zu den ihren gemacht hat. Den Kern des Ichideals bildet das Stück primitiven Narzißmus, auf das das Kind zugunsten der Anpassung verzichten muß, das aber in das Ichideal hinübergerettet wird. Die Anregung zur Bildung des Ichideals geht von dem kritisch-erzieherischen Einfluß der Eltern aus, „an welche sich im Laufe der Zeiten die Erzieher, Lehrer, und als unübersehbarer, unbestimmbarer Schwarm alle anderen Personen des Milieus angeschlossen hatten (die Mitmenschen, die öffentliche Meinung)".

Von diesem Punkt der Ichidealbildung führt ein bedeutsamer Weg zum Verständnis der Massenpsychologie, den Freud in seinem gleichnamigen Buch konsequent weiter verfolgt hat. Von ihren Phänomenen aus gelang es ihm, die Wurzeln der Ichidealbildung in der Entwicklung der Urhorde aufzuzeigen, in der der mächtige Urvater den Wünschen der Söhne als hemmendes Prinzip gegenüberstand, das nur durch reale Vernichtung zu überwinden war. Ehe dies aber möglich wurde, beherrschte er die Urhorde auf Grund der seelischen Einstellung ihrer Mitglieder zu ihm, die Freud eben als primitive „Massenbildung" charakterisierte: „Eine solche primäre Masse ist eine Anzahl von Individuen, die ein und dasselbe Objekt an die Stelle ihres Ichideals gesetzt und sich infolgedessen in ihrem Ich miteinander identifiziert haben." Diese urgeschichtliche Verknüpfung des Ichideals mit der Vaterfigur läßt sich auch in der individuellen Entwicklung aufzeigen, wo der Vater zum ersten Ideal des Kindes wird und in einer bestimmten Phase mittels des Mechanismus der Identifizierung zu einem inneren Anspruch erwächst, der mit dem aufzugebenden Narzißmus zum Ichideal verschmilzt. Den Knoten- und Durchgangspunkt dieser ganzen Entwicklung kennen wir als den infantilen Ödipus-Komplex, der ja die Identifizierung mit dem Vater in seiner besonderen Rolle der Mutter gegenüber zum Inhalt hat.

An einer Stelle versucht Freud auch den Punkt in der seelischen Entwicklung der Menschheit aufzuzeigen, wo sich für den Einzelnen der Fortschritt von der Massen- zur Individualpsychologie vollzog: dieser Fortschritt wurde nach der unbefriedigenden Urtat — dem Vatermord — vollzogen, die statt Erfüllung Reue und statt der ersehnten Freiheit neue kompliziertere innere Ein-

schränkungen brachte; er erfolgte in der Phantasie und wer ihn machte, war der erste epische Dichter. Dieser Dichter log die Wirklichkeit im Sinne seiner Sehnsucht um. Er erfand den heroischen Mythus. Heros war, wer allein den Vater erschlagen hatte, während sich gewiß nur die Horde als Ganzes (die „Brüderschar") dieser Urtat getraut hatte. Wie der Vater das erste Ideal des Knaben gewesen war, so schuf jetzt der Dichter im Heros, der den Vater ersetzen will, das erste Ichideal. Dieser Held aber, dessen erfundene Taten der Dichter nun der Masse erzählt, ist im Grunde kein anderer als er selbst.

Wenn wir nun auf die männlichen Hauptgestalten der Don-Juan-Dichtung zurückblicken, so erkennen wir in Leporellos plumpen Mahnungen zur Besserung die kritisch-ironische Seite des Ichideals, während in seiner ängstlichen Feigheit Gewissen und Schuldgefühl des frivolen Helden abgespalten sind. Aber auf dem entscheidenden tragischen Höhepunkt, in der Kirchhofszene, die den Zusammenbruch Don Juans einleitet, wird die komische Figur des Leporello, welche die Forderungen des Ichideals in spöttischer Weise abtun soll, abgelöst von einem weit mächtigeren Repräsentanten des Ichideals, nämlich dem Schuldbewußtsein, in dessen Darstellung im Standbild des Komturs, wir unschwer eine direkte Vater-Imago erkennen. Diese allmähliche Verschärfung und Verstärkung der Ichidealforderung, bis zum letzten entscheidenden Auftreten des „Steinernen Gastes", entspräche aber gleichzeitig sozusagen einer Deutung der kritisierenden Gewissensstimme im Sinne der Idealbildung aus dem Vaterkomplex. Diese in der Opernhandlung selbst nach Art eines Traumes dargestellte psychologische Verdeutlichung läßt sich gleicherweise in der Entwicklung des Stoffes verfolgen. Die Stimme des Warners und Mahners fällt nämlich im Burlador und bei Molière, ebenso wie später bei Zorilla, direkt dem Vater zu, gegen den sich der Held regelmäßig verletzend benimmt. Ja, bei den unmittelbaren Vorläufern Molières, bei Dorimon und de Villiers kommt es zu abstoßenden Tätlichkeiten Don Juans gegen seinen Vater, die auch im Titel der Stücke ihren Ausdruck finden.[1] Bei Molière selbst handelt es sich, wie auch später bei seinem Landsmann Dumas père, um einen Testamentstreit, in dessen Verlauf der Held kein Verbrechen, auch nicht das des Brudermordes scheut, um sich in den Besitz des väterlichen Erbes zu setzen. Bei Holtei, einem

1) Dorimon: „Le festin de Pierre ou le Fils criminel." Lyon 1659.

nachmozartischen Bearbeiter des Stoffes, kommt es gelegentlich eines Wortwechsels zum Vatermord, indem Don Juan seinen unerkannt als Einsiedler lebenden Vater ersticht. „Die Erkenntnis, Vatermörder geworden zu sein, bleibt auf ihn so völlig ohne Eindruck, daß er unmittelbar nach der Schreckenstat sich in der Hütte des Ermordeten einen burlesken Spaß mit dem Feigling Leporello macht. Am Ende prügelt er ihn durch." (Heckel, S. 42.) Bemerkenswert ist, daß auch in einigen Puppenspielen der Held seinen eigenen Vater ersticht, worauf dieser ihm als Geist erscheint und ihn zur Hölle befördert; so in dem Ulmer und dem niederösterreichischen Spiele: „Don Juan der Wilde oder das nächtliche Gericht oder Junker Hans vom Stein." [1]

Es zeigt sich hier ein bedeutsamer Gesichtspunkt, der uns im Laufe unserer Untersuchung noch beschäftigen und im Schlußabschnitt verständlich werden soll: Daß nämlich einzelne Dichter im Laufe der Überlieferung und Ausgestaltung des Stoffes ein Stück psychologischer Deutung dazugeben, die folgerichtig der analytisch aufgeklärten Genese des Stoffes entspricht.

Neben dem Vater ist es nicht selten, wie beispielsweise bei Lenau, der vom Vater abgesandte Bruder des Helden, der ihn zur Abkehr von seinem lasterhaften Lebenswandel bringen soll. Während Lenau aber, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, den Helden beleidigende Ausfälle vermeiden läßt und den Konflikt zur Höhe einer philosophischen Diskussion zweier Weltanschauungen erhebt, kommt es in dem bereits erwähnten Don Juan von A. Dumas père zum Zweikampf zwischen den Brüdern, in dessen Verlauf der Bruder fällt. Don Juan selbst stirbt, indem ihm der Schatten des gleichfalls von ihm im Zweikampf erschlagenen Sandoval — offenbar einer weiteren Bruderdoublette — das Leben raubt. Dieser Sandoval ist aber anderseits ein unzweideutiger Doppelgänger des Helden selbst, ein „geistesverwandter Kavalier . . . und die beiden bemühen sich, übereinander den Preis der Verworfenheit davonzutragen". (Heckel, S. 55.) Die Doppelgängerschaft geht auch hier so weit, daß Sandoval seine Geliebte an Don Juan verspielt; sie tötet sich aber, um nicht seine Beute zu werden. Ein ähnlicher Doppelgänger findet sich bei Zorilla in der Gestalt des Don Luis Mejia, mit dem Don Juan eine Wette abgeschlossen hat, „sich in der Anzahl verführter Frauen und im Zweikampf erschlagener Männer zu überbieten, wobei

1) Mitgeteilt bei Kralik und Winter, Deutsche Puppenspiele. Wien 1885.

sie einander mit staunenerregenden Ziffern aufwarten können". (Vgl. Leporellos „Tausendunddrei".) Dieses Motiv ist charakteristisch für die sogenannten „Lügendichtungen", auf deren Beziehung zum Don-Juan-Stoff später von anderer Seite ein Licht fallen wird.[1]

Die enge psychologische Beziehung des Doppelgängermotivs zum Ichideal erklärt es, daß manchmal Leporello als ausgesprochener Doppelgänger seines Herrn auftritt, besonders wo sie einander gegenseitig bei den Frauen vertreten (Amphytrionmotiv: Vateridentifizierung). Doch entspricht das Doppelgängermotiv scheinbar bereits einer psychologischen Fortspinnung des Don-Juan-Problems und wir finden es daher nur in neueren Bearbeitungen, am deutlichsten in einer ganz modernen von Sternheim (1909), wo sich dem Helden ein veritabler Doppelgänger zugesellt, als Nachfolger des inzwischen verstorbenen treuen Dieners, und seinen Herrn bis zum Tode geleitet. Er ist durch seine hemmende Funktion im Wollen des Helden, dessen Tatendrang er mit seiner unheimlichen Ironie immer wieder zurückhält, als kritisch-ironisierende Ichinstanz gekennzeichnet. Wie in zahlreichen Doppelgängergeschichten erscheint diese auch hier zur Verkörperung des Wahnsinns selbst gesteigert, was gleichfalls in völliger Übereinstimmung mit unseren psychoanalytischen Auffassungen steht. Im Gegensatz zu dieser psychologisierenden Verwendung des Doppelgängermotivs in der Dichtung steht die Verwendung eines verwandten Motivs, welches die ursprüngliche Bedeutung des Doppelgängers als Todesverkündiger bewahrt hat: nämlich die Teilnahme des lebenden Helden an seinem eigenen Leichenzug, ein Motiv, das zuerst Merimée an den Don Juan heftete, indem er die ältere Sage von dem Ritter, der sein eigenes Begräbnis sah und sich daraufhin bekehrte, aus der Volkstradition übernahm. Dieses Motiv führt uns zu dem unheimlichen Ende des Helden, das in der gesamten Don-Juan-Überlieferung von überragender Bedeutung ist.

---

1) Es wäre der Mühe wert, dieses Kapitel analytisch zu behandeln. Die Literatur findet man in „Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen", dargestellt von Carl Müller-Fraureuth, Halle 1881.



Aus einem im „Internationalen Psychoanalytischen Verlag“ als Privatdruck erschienenen Karikaturenalbum von Robert Berény und Olga Székely-Kovacs über die Teilnehmer des Psychoanalytischen Kongresses in Salzburg



Abbildungen aus „Robitsek: Der Kotillon.
Ein Beitrag zur Sexualsymbolik“

Die Wiedererweckung der primitiven Kunst

von

Eckart v. Sydow

Im Frühjahr 1927 erscheint im „Internationalen Psychoanalytischen Verlag“ unter dem Titel „Primitive Kunst und Psychoanalyse“ ein neues Werk des bekannten kunstwissenschaftlichen Forschers. Sydow versucht die Nutzanwendung der Psychoanalyse auf die Erkenntnis des Formwillens der baulichen, plastischen und zeichnerisch-malerischen Kunstgebilde der Naturvölker. Ausführlich behandelt er die Grundlage der Baukunst, ihre Vorstufen (Höhle, Wetterschirm), verfolgt die Entwicklungsrichtung der naturvölkischen Baukunst und gibt die Deutung des räumlichen Urbildes. Die Plastik wird samt ihren Vorstufen (Stein, Baum, Pfahl), ebenso die Grundlage der zeichnerischen Künste von der Felsgravierung angefangen analysiert. Die Bearbeitung des bisher ästhetisch völlig vernachlässigten Materials der „Körper-Kunst“ (Körpermaßvergrößerung, Umbildung der Gliedmaßen, Bemalung und Tätowierung) wird wohl auch einer Erweiterung der kunstpsychologischen Problemstellungen zugute kommen. Die geistige Kunstform als selbständige Kulturmacht, die psychoanalytische Kunstphilosophie werden in besonderen Exkursen erörtert. Ein Kapitel über den Grund des Stillstandes der primitiven Kunst bildet den Abschluß des — mit Kunstbeilagen reichlich illustrierten — Werkes. Wir geben hier die einleitenden Ausführungen über die allgemeine Bedeutung der primitiven Kunst für unsere Zeit wieder.

Die Kunst der Naturvölker steht seit kurzer Zeit erst im Blickpunkte der Kunstanschauungen Europas, — ihr Gebiet ist die letzte Eroberung der Kunsthistorie. Jugendfrisch ist die innere und äußere Anteilnahme, die ihr zuteil wird. Das ist ihr Glück, — aber fast ebensosehr ihr Unheil. Die paradoxe Lage, die jeder erlebt, der exotisch-primitive Dinge studiert, kann man kurz so formulieren: gerade, weil es heute leichter wurde, von diesen Dingen zu sprechen, eben darum ist es auch um soviel schwieriger geworden.

Wie war es doch vor etwa zehn bis zwanzig Jahren? Fabelhaft und berauschend schwül klang damals alles, was mit „Exotik", abstoßend und grauenvoll, was mit „Primitivität" zusammenhing. Romantischer Reiz umschwebte die Fernen: Forschungsreisen — Überfälle — Urwälder . . . all das klang in jenen Worten fremdartig und anziehend und abweisend mit. Auch der Besuch völkerkundlicher Museen konnte an diesem starken, doppelseitigen Gefühl nicht viel ändern. Ging man durch solch eine Sammlung, so hatte man durchaus den Eindruck von etwas Chaotischem, durchaus Urwaldhaftem. Denn über- und durcheinander gehäuft lagen und liegen die Mitbringsel von gewiß sehr interessanten Reisen da, vermengt mit allerhand rätselhaften Etiketten, die zum näheren Verständnis der seltsamen und reizvollen Werke meist nicht mehr beitrugen, als die Aufschriften auf den weißen Apothekertöpfen. Überall spürte man vor diesen merkwürdigen Häufungen afrikanischer, amerikanischer, ozeanischer . . . Dinge, daß kein von innen her warm anteilnehmender Wille solche Aufstellungen durchdrang, sondern daß ein gewiß ganz reger, aber irgendwie ganz kalter Intellekt diese Sammlungen äußerlich beherrschte.

Es konnte ja auch nicht anders sein in einer Zeit, deren verhältnismäßig kräftigste Kunstäußerung, der Impressionismus, ganz anderen Tendenzen zugewandt war, als jener Geisteshaltung, aus der das Primitive erwuchs. Die Fahrt in exotische Landschaft fehlte nicht durchaus, aber sie trug den Charakter einer Studienreise, auf der man fremdartige Verhältnisse der Beleuchtung und atmosphärischen Bewegung in dauerndem Bilde festhalten wollte. Hochmütig trug der Europäer überall die Widerspiegelungen seiner eigenen Veräußerlichung hin.

Nicht ganz und gar war der europäische Sinn verblendet. Sobald er sich kritisch gegen sich selbst und seine Werke kehrte, entschwand ihm nur zu bald das eitle Selbstvertrauen, — eine tiefe Niedergeschlagenheit kam mählich über ihn und eine Sehnsucht trieb ihn hin zur Frühzeit der Kultur. Seit der Epoche Jean Jacques Rousseaus verhauchte niemals

völlig der fremdländische Duft. Aber es blieb zumeist bei Stimmungen, Wünschen, — der Lyriker trug ein sehnsuchtsvoll erwünschtes Bild in sich, versetzte seine Verwirklichung auf unbekannte Küsten entfernter Erdteile. Hin und wieder trat hilfreich die gelegentliche Kenntnis ferner Menschen und Gebiete hinzu. Dann gelang es Charles Baudelaire Verse und Strophen zu erbauen, in denen Sehnsucht ins Weite und Abwehr der nahen Gegenwart gleichermaßen stark zusammenklangen. Aber es bedurfte noch langer Erfahrungen und Leiden, bis endlich solche Sehnsüchte zur kraftvolleren Tat drängten. Sie geschah zwei Generationen später, als Paul Gauguin nach Martinique sich einschiffte, — europasatt suchte er dann neue Frische in der Südsee. In seinem „Noa-Noa"-Buch, das sein Leben auf Tahiti ein wenig einseitig nur von der positiven Seite her abbildet und die unzerreißbare Faszination durch Paris verschweigt, findet er schließlich: „Im Umgang mit uns, in unserer Schule sind die Tahitier erst wahrhafte ‚Wilde' in jenem Sinne geworden, die der lateinische Okzident diesem Worte unterschiebt. Sie sind schön geblieben, wie Kunstwerke, aber wir haben sie moralisch und auch physisch unfruchtbar gemacht." So innig Gauguin von der Natur und Menschheit Ozeaniens ergriffen war, so sehr fehlt doch seinen Bildern das, was das „Primitive" den späteren Menschen wichtig machte und was er selbst auf Tahiti nicht gefunden hatte, wie aus jenen Sätzen hervorgeht. Seine großen Anspannungen führten zu einem neuen Stil dekorativer Eigenart, errichteten innerhalb dieses Bezirkes ein bedeutendes Werk: in schönen, vollen Akkorden gesellen sich breite Farbflächen zueinander, in deren sympathetischem Verhältnis Anmut und Heiterkeit wohnen. Die Idylle waltet überall, — die „Ferien von Europa" scheinen im Paradies verlebt zu sein.

Härtere Fühlung, als Gauguin, mit der ursprünglichen, mit der wilden Natur nahm ein anderer: Arthur Rimbaud. Bohrender von dem Bewußtsein der Entlaugtheit europäischer Art durchdrungen, schrieb er im „Trunkenen Schiff" die Strophen:

„Der ich nur leicht geschwankt, wenn von weitem
Ich Meerungetüme und Wirbel gespürt;
Der Wanderer in seinen Regungslosigkeiten —
Mir graut vor der Mauer, die Europa umschnürt.
— — — — — — — — — — — — — — —
Das Wasser Europas, zu dem es mich zieht, ist ein kalter,
Schwarzer Tümpel, wo traurig mit einem Boot,
Ganz kleinem Boot, wie ein Frühlingsfalter,
Ein Kind spielt in duftendem Abendrot."

Nur ihm, Ribaud, gelang es, Europa wahrhaft zu entfliehen, — freilich um welchen Preis, da er — einer der Schöpferischesten! — unproduktiv ward.

Immerhin war ein außerordentlicher Schritt geschehen: aus der Sphäre des Bücherlesens, Bücherschreibens und traumhaften Genießens hatten sich Gauguin und Rimbaud emporgerafft, die exotischen Wirklichkeiten wirklich berührt, mit ihr und in ihr wie Eingeborene gelebt, — eine Tat war geschehen. Der fremde Geist war nun nicht mehr völlig fremd. Und was noch mehr gilt: er ward als seelisch Überlegener gewußt. Der Gedanke der Entwicklung als einer unablässigen Steigerung des Wertvollen, deren höchste Gipfelung das jeweilige Europäertum darstelle, dieses ungeheure Selbstbewußtsein, das die moderne Expansion nach allen Erdteilen hin gestoßen und aus sich selbst heraus immer wieder gestärkt hatte, — dieser gigantische Gedanke der Selbstvergötterung erlitt seine erste Schwächung. Nicht fühlbar noch in den breiten Schichten der Gebildeten, wohl aber in jenen Kreisen der helläugigen Beobachter, auf die es ankam. Diese Zeit fiel zusammen mit der Friedrich Nietzsches, dessen Kulturkritik damals einsetzte. Von innen und außen ward das Selbstbewußtsein des Europäertums bedroht.

Freilich: für die Erkenntnis, ja auch nur Kenntnis der Kunst der Primitiven bedeutete jene Bewegung so gut wie gar nichts zu ihrer Zeit. Keine Zeile in Gauguins Buch berichtet von der Südsee-Kunst. Die Wendung, welche über unser ästhetisches Verhältnis zur primitiven Schnitzerei, Malerei entschied, geschah an anderer Stelle. Geschah damals, als nach dem irrlichternden Gebraue Rimbaudscher Visionen

der Blitz des Expressionismus in Europa einschlug. Die Jugend schöpferischer Künstler spielte sich zum Teil in völkerkundlichen Museen, in Berührung mit naturvölkischen Kunstwerken ab: Pablo Picasso in Paris, die vielseitigeren Künstler der „Brücke“ in Dresden suchten frühzeitig nach dem Geheimnis der Primitivität aus eigenem Antrieb. Nicht also war es so, als ob diese Erneuerer des primitiven Wesens am Ende einer langen, versuchs- und mißerfolgreichen Laufbahn bei den Primitiven, wie Schiffbrüchige in einem Schutzhafen, gelandet wären. Sondern, getrieben von innen her, waren sie gedrängt von ihrem eigenen, ursprünglichen, lebenskräftigen Genius. Da sie nicht gebrochen waren von der Krankheit der Großstädte, wie Gauguin, nicht zugleich enttäuscht und fasziniert, so fanden sie lebenskräftigere Kunst als er. Sie suchten Ursprünglichkeit, Urwüchsigkeit, spontane Kraft. Sie erfanden Gesichter voll zuckenden Lebens, die urtümlich in die Wirklichkeit blickten. Spannungen und pathetische Dramatik trat der idyllischen Lyrik Gauguins entgegen.

Die Feuersbrunst des schöpferischen Gefühls, die plötzlich ganz Europa in Flammen aufgehen ließ, schmolz auch mit einem Male die gläsernen Schränke, hinter deren Scheiben die primitiven Kunstdinge Jahre und Jahrhunderte lang gestanden und gewartet hatten, wie wilde Tiere in zoologischen Gärten hinter den Stäben ihrer Vergitterungen verrecken. Dies ward ein Aufbruch erster Ordnung, vergleichbar nur jener Zeit großartiger Auferstehung, als aus den paläontologischen Museen die uralte Vorwelt unserer Vergangenheit zu neuem Leben sich erhob. Einmütiger ward freilich jenes frühere Ereignis begrüßt, als die neuere Erweckung primitiver Werke. Denn jenes bestätigte damals anscheinend den Wert Europas und seine unvergleichliche Gipfelung, bewiesen schon durch den Scharfsinn, dessen Zauberstab die zerstreuten Glieder organisch aneinander fügte. Nun aber, da die Primitiven zu Worte kamen, schwieg plötzlich der lobhymnende Chor der Weltgeschichte, — Europa vernahm nun aus dem Munde seiner eigenen Kinder das Lob der Verachtetsten und die jähe Ablehnung mütterlicher Autoritätsansprüche.

Wie man sich in dieser Frage der Wertung auch immer verhalten mag, — fest steht, daß seit Picasso und Schmidt-Rottluff das Primitive für uns nichts eigentlich Fremdartiges mehr ist. Es ward zu etwas, was zu uns gehört kraft der Anverwandlung unseres Genius, — ward zu etwas, das wenigstens dem kommenden Geschlecht eingeboren sein wird. Ebenso eingeboren wie die impressionistische Weise des Lebens und Schauens dem Zeitgenossentum der Slevogt und Liebermann, während sie doch früher von einem älteren und begabteren Geschlecht erfunden wurde. Ist es nun nicht wundervoll zu schauen, wie in der neuen kosmopolitischen Kunst die verschiedenen Elemente zu einer neuen riesigen Gemeinschaft zusammenschmelzen: Französisches und Russisches, Deutsches und Spanisches, Südsee-Insulanisches und Amerikanisches und Afrikanisches? In der ungeheuren Intensität unserer Großstädte erarbeitet sich in zwangsläufiger Sicherheit das Antlitz der neuen Kultur. So ist uns und unseren Nachkommen das Primitive und die primitive Kunst zu einer lebendigen Kraft unseres Daseins geworden, ob wir dem nun in unserer kritischen Reflexion beistimmen mögen oder nicht.

Von nun an gewinnt unser Verhältnis zu den Ahnenbildern, Masken usw. der Naturvölker eine innerliche Tiefe. An die Stelle der intellektuellen Interessiertheit tritt eine leidenschaftliche Anteilnahme des Gemütes.

Aber gerade dadurch, daß alles, was mit den Primitiven zusammenhängt, einbezogen wurde in den neuen, wirbelhaft kreisenden Bezirk dessen, was wir mit den Worten „Neuer Geist", „Expressionismus" bezeichneten, — gerade dadurch ist es heute um so viel schwieriger geworden, die Wesenheit der primitiven Kunst zu bestimmen. Denn ihr Sinn wurde sogleich aus der Gesinnung der Expressionistik gedeutet, so daß also gerade dasjenige Leben, dem die Primitivität allererst ihre Verlebendigung verdankte, sie nun wiederum vergewaltigte. Denn mit der eigenen Deutung unseres erregten Wesens überdeckten wir so sehr das Wesen der in exotischen Ländern und Werken gegebenen Primitivität, daß zwar ein starkes

Echo unserem eigenen Schrei zurückscholl, solcher Schrei und Echo doch nur unser eigenes Produkt war. In den Sinndeutungen der Worringer, Einstein mit ihren jeweiligen Interpretationen der naturvölkischen Kunst als Ausdruck der Verängstigung, des Willens zum Unbedingten, hat sich in erster Reihe der schöpferische Geist unserer Gegenwart ausgesprochen!

Die paradoxe Lage der Erkenntnis der naturvölkischen Kunst liegt also hierin, daß die heiße Sehnsucht nach ihrer Formel durch ein Versehen des Schicksals in eine falsche Blickrichtung eingestellt worden ist. Um so dringender ist die Aufgabe, zum wahrhaften Kern der Primitivität vorzudringen. Abseits von jenen voreiligen weltanschaulichen Systematisierungen ist schon viel Arbeit geleistet worden, auf die wir zunächst einen Blick werfen.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Fabrikation von Weltanschauungen?

„. . . Ich bin überhaupt nicht für die Fabrikation von Weltanschauungen. Die überlasse man den Philosophen, die eingestandenermaßen die Lebensreise ohne einen solchen Baedeker, der über alles Auskunft gibt, nicht ausführbar finden. Nehmen wir demütig die Verachtung auf uns, mit der die Philosophen vom Standpunkt ihrer höheren Bedürftigkeit auf uns herabschauen. Da auch wir unseren narzißtischen Stolz nicht verleugnen können, wollen wir unseren Trost in der Erwägung suchen, daß alle diese „Lebensführer“ rasch veralten, daß es gerade unsere kurzsichtig beschränkte Kleinarbeit ist, welche deren Neuauflagen notwendig macht, und daß selbst die modernsten dieser Baedeker Versuche sind, den alten, so bequemen und so vollständigen Katechismus zu ersetzen. Wir wissen genau, wie wenig Licht die Wissenschaft bisher über die Rätsel dieser Welt verbreiten konnte; alles Poltern der Philosophen kann daran nichts ändern, nur geduldige Fortsetzung der Arbeit, die alles der einen Forderung nach Gewißheit unterordnet, kann langsam Wandel schaffen. Wenn der Wanderer in der Dunkelheit singt, verleugnet er seine Ängstlichkeit, aber er sieht darum um nichts heller . . .“

(Aus: Sigm. Freud, „Hemmung, Symptom und Angst“)

Zur Psychologie der Komödie

von

Ludwig Jekels

Aus dem am 6. Mai 1926 zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds erschienenen Doppelheft der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften“ (Bd. XII, Heft 2/3).

Wir verdanken der Psychoanalyse reiche Einsichten in die Psychologie der Tragödie.

Nicht allein, daß wir durch sie erfahren haben, daß die von der Ästhetik postulierte „tragische Schuld“ des Helden eigentlich von den verdrängten Ödipus-Wünschen des Dichters abzuleiten sei, hat sie uns überdies auf die seelische Wechselbeziehung zwischen Dichter und Zuhörer, d. h. auf die Gemeinsamkeit der Schuld als auf das entscheidende psychologische Moment aufmerksam gemacht, welches es dem Dichter überhaupt erst ermöglicht, sein Werk zu schaffen und anderseits dem Zuhörer die Aristotelische „Reinigung der Leidenschaften“ bringt. Vor allem hat ja Freud[1] in der antiken Tragödie die psychologischen Anklänge an das Urverbrechen festgestellt; an dieser Spur festhaltend, hat Winterstein[2] vor kurzem die Anfänge der Tragödie zum Gegenstand eingehenden Studiums gemacht und dieselben gründlichst durchleuchtet.

Und all dem gegenüber, wie wenig hat sich die Psychoanalyse um die Komödie gekümmert! Ein Aschenbrödel neben ihrer so pompös einherschreitenden Schwester war sie bis nun kaum Gegenstand eines nennenswerteren Interesses und wurde höchstens in das Souterrain der Forschung, in die „Fußnoten“ verwiesen, und dort mit wenigen Worten abgetan.

Und dennoch erscheint mir das komische Drama durchaus einer ernsten und eingehenderen Untersuchung würdig. Nicht etwa allein deshalb, weil darin auch das Problem des Komischen gelegen ist, bekanntlich eines der schwierigsten und verwickeltsten der Psycho-

1) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X.)

2) Alfred Winterstein: Der Ursprung der Tragödie. Imago-Bücher VIII

logie, an das sogar ein Freud[1] „nicht ohne Bangen" herangetreten ist, allerdings um dann dasselbe weitestgehend zu beleuchten. Denn auch sonst ergibt, wie die vorliegende flüchtige Skizze erweisen mag, die psychoanalytische Untersuchung der Komödie mancherlei, was unser volles Interesse beanspruchen darf.

Die von mir vorgenommene Analyse einiger sogenannter höheren Komödien ergab nämlich das überraschende Resultat, daß in denselben ein Mechanismus der Umkehrung vorwaltet; d. h. das in der Tragödie auf dem Sohn lastende Schuldgefühl erscheint in dem komischen Drama auf den Vater verschoben, der Vater ist schuldig.

Dieser Sachverhalt dürfte ja schon Diderot aufgefallen sein, zugleich aber, wie es den Anschein hat, auch seinen affektiven Widerspruch erweckt haben, denn er meint in seinem „Discours sur la poésie dramatique":[2] „Terenz scheint mir einmal in diesen Fehler gefallen zu sein. Sein *Heautontimorumenos* (der Selbstquäler) ist ein Vater, der sich über den gewaltsamen Entschluß grämt, zu dem er seinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat und der sich deswegen nun selbst bestraft, indem er sich in Kleidung und Speise kümmerlich hält, allen Umgang flieht, sein Gesinde abschafft und das Feld mit eigenen Händen baut. Man kann gar wohl sagen, daß es so einen Vater nicht gibt. Die größte Stadt würde kaum in einem Jahrhundert ein Beispiel einer so seltsamen Betrübnis aufzuweisen haben."

Nun wollen wir es versuchen, die Richtigkeit unserer These an anderen Beispielen, wenn auch nur skizzenhaft, nachzuweisen; die bunte Durcheinandermischung von Werken ganz verschiedener Kulturkreise und oft Jahrtausende auseinanderliegender Epochen mag darin ihre Erklärung finden, daß wir, bloß von dem einen Gesichtspunkt geleitet und um seinen Erweis bekümmert, alle anderen geflissentlich zurückstellen.

Der „Kaufmann von Venedig" galt der Shakespeare-Forschung vor noch nicht langer Zeit wohl als eines der umstrittensten Werke des Dichters, nicht allein betreffs der Grundidee, sondern auch in bezug auf seine Zugehörigkeit zu einer bestimmten Dramengattung. Auf Grund unserer Auffassung, daß in der Komödie die Vatergestalt als schuldbeladen zur Darstellung gelangt, müssen auch wir indessen diese Schöpfung für ein komisches

1) Freud: Der Witz. (Ges. Schriften, Bd. IX.)

2) Zitiert nach Lessings „Hamburgischer Dramaturgie". 87. Stück.

Drama erklären, wo doch hier nahezu *expressis verbis* auf die Schuld des Vaters hingewiesen wird. Denn der von Shylock so arg bedrohte Antonio ist zweifellos eine Vatergestalt; diese psychoanalytische Annahme ist gut fundiert durch den Umstand, daß er ja aus dem Messer Ansaldo der Vorlage (Fiorentinos Pecorone) geformt wurde, welcher in dieser Novelle als „väterlicher Freund", voll Liebe, unerschöpflicher Geduld und Opferwilligkeit für den angenommenen Sohn, figuriert. Antonio läßt aber der Dichter schon in der ersten Szene schuldig werden:

„Geh, sieh zu,
Was in Venedig mein Kredit vermag:
Den spann ich an bis auf das Äußerste"

und alsbald dem Shylock die Schuldverschreibung geben.

Es dürfte wohl kaum Befremden erregen, daß wir hiebei die Geldschuld als eine bloße Substitution der moralischen Schuld auffassen. Die überaus enge Beziehung beider Begriffe, auf die meines Wissens unter den Analytikern Müller-Braunschweig[1] bereits hingewiesen hat, hat schon Nietzsche in seiner „Genealogie der Moral"[2] hervorgehoben. Die enge Zusammengehörigkeit dieser beiden Vorstellungskreise, sowie ihr Ersatzverhältnis, steht ja ganz außer Zweifel. Die uralte Institution der Geldbuße im Strafrecht ist hiefür ein ebenso beredter Beleg, wie der Umstand, daß nicht allein die deutsche, sondern auch viele andere Sprachen (z. B. französisch, polnisch usw.) sich des nämlichen Ausdruckes für die materielle wie für die moralische Schuld bedienen. Und zuletzt, wenn auch nicht an letzter Stelle: Für den Analytiker, der dies Ersatzverhältnis sowohl in den Träumen der Patienten als auch im Widerstand recht häufig zu beobachten Gelegenheit hat, birgt dies Eintreten der Geldschuldvorstellung für die der moralischen kaum etwas Überraschendes in sich.

Dasselbe Ausdrucksmittel für das nämliche Motiv findet sich aber auch im feinsten deutschen Lustspiel, Lessings „Minna von Barnhelm" in Anwendung gebracht.

Der Ausgangspunkt der Verwicklungen des Stückes liegt ja, wie erinnerlich, in seiner Vorgeschichte. Major von Tellheim, mit Eintreibung der Kontribution bei den feindlichen Ständen betraut,

---

1) Dr. Karl Müller-Braunschweig: Psychoanalytische Gesichtspunkte zur Psychogenese der Moral, insbesondere des moralischen Aktes. Imago VII, 1921.

2) Kap. 4: Daß jener moralische Hauptbegriff „Schuld" seine Herkunft aus dem sehr materiellen „Schulden" genommen hat?

hat, um äußerste Strenge zu vermeiden, den Betrag gegen einen Wechsel der Stände dem König aus eigenem vorgeschossen. Seine nach Friedensschluß erhobene Forderung nach Begleichung der ihm zukommenden Summe wird abgelehnt, er überdies unter dem Verdachte, vom Feinde ein Geldgeschenk empfangen zu haben, in Untersuchung gezogen. Dies empfindet er nicht bloß als eine schwere Ehrenkränkung, sondern auch als unüberwindliches Hindernis für seine Ehe mit der ihn liebenden und von ihm geliebten Minna.

Wir können kaum anders, als diesen mit so logischer und reicher Fassade geschmückten Sachverhalt doch bloß wieder auf die dürftige Formel: der Vater (König) ist schuld, zu reduzieren. Und dafür spricht nicht nur, daß die Verwicklung durch ein Eingreifen des Königs selbst und Tilgung seiner Schuld gelöst wird, auch in seinen episodischen Szenen, wie z. B. mit dem Diener Just und mit Werner, ist ja das Lustspiel förmlich durchzogen von der Weigerung Tellheims: „Ich will dein Schuldner nicht sein." Bei all der vortrefflichen Rationalisierung hören wir in dieser beständigen Weigerung doch kaum anderes heraus, als daß der Sohn hier die Schuld völlig ablehnt, um sie um so nachdrücklicher und ausschließlicher beim Vater zu betonen.

Wir sind aber bei der Deutung auch unvermittelt auf den Inhalt der dem Vater vorgehaltenen Schuld gestoßen: Der König hindert ja die Liebe und Ehe Tellheims!

Daß dies tatsächlich die latente Grundtendenz des Stückes ist, erhellt aus nachstehendem Umstand: Ich habe bereits in meiner Macbeth-Studie[1] hervorgehoben, daß in den dramatischen Schöpfungen das Grundmotiv derselben in einer doppelten Darstellung, nämlich sowohl in einer dem Bewußtsein näheren als auch ferneren, sohin in einer direkteren als auch verhüllten Form zum Ausdruck gebracht erscheint. Und zwar ist dies Phänomen so regelmäßig festzustellen, daß auch die umgekehrte Fassung: alles, was in einem Drama doppelt dargestellt erscheint, ist sein Grundmotiv, mir heute, nach reichlicher Nachprüfung, ganz verläßlich erscheint.

Nun ist aber in „Minna von Barnhelm" solch ein zweiter, ungleich weniger verhüllter Hinweis auf den Vater als Hindernis der Liebe tatsächlich vorhanden. Es ist dies die Stelle, wo Minna dem sich ihr verweigernden Tellheim mystifizierend mitteilt, ihr Oheim und Vormund Graf Bruchsall verfolge sie und habe sie

---

1) Dr. Ludwig Jekels: „Versuch über Macbeth." Imago, Bd. V, 1917/19.

enterbt, weil sie keinen Mann aus seiner Hand annehmen wolle. Kaum aber, daß der Graf (V/3) Tellheim kennen gelernt hat, wird er schon von diesem mit „mein Vater" angesprochen und apostrophiert Tellheim als „Sohn" . . .

Der Vorwurf: „Vater — Störer der Liebe" als seine Schuld statuiert — das ist der latente Inhalt der meisten Komödien der erwähnten Gattung.

Überdeutlich, weil weder die Vater-Sohnes-Beziehung noch auch die sexuelle Rivalität beider irgendwie verhüllend, bringt dieses Motiv Molières „L'Avare" zum Ausdruck — wo Harpagon zwischen seinen Sohn und dessen Braut tritt, da er sie selbst ehelichen will.

Dasselbe Motiv aber auch im „Tartuffe", sofern man den Scheinheiligen als bloße Abspaltung des Vaters Orgon auffaßt, wodurch er zum Rivalen des Sohnes bei der Mutter wird.

Ähnlich wie hier wird aber auch im „Phormio" des Terenz — einem der schönsten Lustspiele der Antike — der sich der Liebeswahl des Sohnes widersetzende Vater durch die Entlarvung seiner sexuellen Verfehlung dem Willen des Sohnes (Phädria) gefügig gemacht. Mit den Worten des Vaters: „Allein wo ist der Phädria, mein Richter", schließt bezeichnenderweise die Handlung.

Die nachfolgenden Lustspiele verraten in ihrem manifesten Inhalt zwar nichts mehr von jenen „familiären" Beziehungen, die in den zuletzt besprochenen so überdeutlich zutage traten; nichtsdestoweniger ist in ihnen die psychische Grundsituation die nämliche.

So in dem mit Recht so berühmten „Miles gloriosus" von Plautus. Der bramarbasierende eitle Narr Pyrgopolinikes ist hier in doppelte Relation gebracht: als Vater dem jungen Athener Pleusikles gegenüber, dessen Geliebte er entführt, und als Sohn gegenüber dem jovialen Epheser Periplekomenos, dem er, der gesponnenen Intrige zufolge, die vermeintliche Gattin abwendig machen will.

Die Reihe von Beispielen wollen wir nun mit dem Hinweis auf den für unsere Behauptung nicht minder illustrativen „Zerbrochenen Krug" von Kleist schließen, dessen Inhalt die Untersuchung bildet, ob der Vater (Richter Adam) oder der Sohn (Ruprecht) die Schuld am nächtlichen Einbruch und am „Zerbrechen des Kruges bei Eva" (!) trage.

Ganz im Sinne unserer These fällt auch hier das „schuldig" auf das Haupt des Vaters.

*

Die Bedeutsamkeit dieser Feststellung erhellt wohl aus den hier folgenden Ausführungen von Bergson.[1] Seine Ansicht geht ja dahin, daß das Wesen des Komischen in der Mechanisierung des Lebens besteht, welcher Effekt außer durch zwei andere *(répétition, interférencee des séries)* auch durch den Vorgang der Umkehrung *(l'inversion)* erzielt werde. Und da meint er nun in wörtlicher Übersetzung (S. 96 ff.): „Denken Sie sich gewisse Personen in einer gewissen Situation; Sie erhalten eine komische Szene, wenn Sie es bewirken, daß sich die Situation umkehrt und die Rollen vertauscht werden . . . Aber es ist nicht einmal notwendig, daß die beiden symmetrischen Szenen vor unseren Augen gespielt werden; man braucht uns bloß eine derselben vorzuführen und mag dabei sicher sein, daß wir an die andere denken. Der Verfolger als Opfer seiner Verfolgung, der betrogene Betrüger — das ist das Zutiefstliegende bei vielen Lustspielen ebenso wie in den Schwänken aus alten Zeiten . . . Die moderne Literatur hat noch viele Variationen des Motivs vom bestohlenen Dieb *(voleur volé)*. Letzten Endes handelt es sich immer um eine Verkehrung der Rollen und um eine Situation, die sich gegen denjenigen kehrt, der sie geschaffen hat . . . — Es dürfte sich hier ein Gesetz bestätigen, das wir bereits öfters angewendet gefunden haben. Wenn eine Szene oft reproduziert worden ist, wird sie zur ‚Kategorie' oder zum Vorbild. Sie wird unterhaltend durch sich selbst, unabhängig von den Ursachen, die es bewirken, daß sie uns belustigt. Und derart können neue Szenen, die an sich nicht komisch sind, uns tatsächlich unterhalten, wenn sie jener ähnlich sind. Sie werden in unserem Geiste mehr oder weniger undeutlich ein Bild hervorrufen, welches wir als drollig bereits kennen. Sie werden sich in eine Gattung einordnen, in der ein offiziell anerkannter komischer Typus figuriert. Die Szene vom bestohlenen Dieb ist wohl von dieser Art. Das Komische, das ihr innewohnt, strahlt sie aus auf eine Menge anderer Szenen. Und dies soweit, daß sie jedes Mißgeschick, das man sich durch eigene Schuld zugezogen hat . . ., ja, was sage ich, jede Anspielung auf dieses Mißgeschick, jedes Wort, das an dasselbe gemahnt — komisch erscheinen läßt!"

Es erübrigt sich wohl hervorzuheben, daß wir diese zentrale Stellung der Modellszene für das von uns hervorgehobene Element in Anspruch nehmen.

*

1) Henri Bergson: „Le rire." Paris 1913.

Mit diesen seinen Ausführungen hat ja der scharfsinnige Philosoph sich zwar unserer Ansicht außerordentlich genähert, hat auch das Geltungsgebiet des von uns aufgefundenen Elementes im Reiche der Komödie und ihrer mannigfachen Spielarten über das von uns angenommene Ausmaß erweitert; für die Klärung des Rätsels, das die Komödie darstellt, ist jedoch dadurch kaum etwas gewonnen worden.

Denn fürwahr, recht rätselhaft muß uns das komische Drama erscheinen.

Es kann ja kaum anders sein, als daß der Komödiendichter dieselben Schöpfungsantriebe besitzt und den nämlichen psychologischen Gesetzen unterworfen ist, wie sie uns als für den tragischen Dichter in Geltung stehend schon längst — besonders durch die schöne Arbeit von Sachs[1] — bekannt sind; vor allem der imperative Drang, seinen verdrängten Komplexen Abfuhr zu verschaffen, dem der Dichter gleichsam durch die Verteilung seines Schuldgefühles auf all die Vielen Folge zu geben vermag.

Anderseits aber lassen die oben mitgeteilten, wenn auch noch so flüchtigen Komödienanalysen uns kaum im Zweifel darüber, daß das hier zur Verarbeitung gelangende Material gleichfalls ganz das nämliche wie beim tragischen Dichter ist, d. h. hier wie dort dem Ödipus-Komplex zugehört.

An dieser Identität des Materials bei den beiden Dramengattungen mag es ja gelegen sein, daß bei so zahlreichen dramatischen Dichtungen der Charakter derselben recht weit in die Verwicklung hinein ein ganz unentschiedener ist, so daß bis dahin füglich ebenso eine Komödie wie eine Tragödie resultieren könnte, und erst eine späte und jähe Wendung über die Zugehörigkeit entscheidet.

Wieso kommt es aber und wie mag es da zugehen, daß sich aus so identischen psychologischen Voraussetzungen so vollends verschiedene, ja diametral entgegengesetzte Effekte ergeben, und daß aus dem gleichen Boden wir in dem einen Falle die tragische Schuld und die Sühne, im anderen aber schäumenden Übermut und Triumph entsprossen sehen?

In dem unseren Analysen entnommenen Element der Schuldverschiebung vermeinen wir den Schlüssel zu besitzen, um das Rätsel dieser Sphinx zu lösen.

1) Hanns Sachs: Gemeinsame Tagträume. Imago-Bücher, V.

Letzten Endes ist ja diese infantile Phantasie vom Vater als Störer der Liebe nichts anderes als eine Projektion des eigenen schuldbeladenen Wunsches des Sohnes, die Liebe der Eltern zu stören. Durch ihre Verschiebung auf den Vater, seine Ausstattung mit einer so spezifischen Sohnesattitüde, wird uns kund, daß hier der Vater seiner Vaterattribute entkleidet, somit als Vater beseitigt und zum Sohne erniedrigt wurde.

Dieser Verschiebung wohnt demnach die nämliche Psychologie inne, wie der im Lustspiele überhaupt und auch unter unseren Beispielen so häufig verwendeten Entlarvung (Tartuffe, Zerbrochener Krug, Phormio); diese Psychologie faßt Freud in die Formel: „Du bist auch nur ein Mensch wie ich.“ Genau so wie die Entlarvung wird auch diese Phantasie in der Komödie dazu verwendet, um den Vater herabzusetzen, und zwar herabzusetzen zum Sohne, auf das dem Sohne sonst zukommende Niveau. — Und dies: Den-Vater-zum-Sohne-Machen, diese verkehrte Welt, „*le monde renversé*“, wie Bergson meint, das ist der eigentlichste Kern seiner „*inversion*“, die innerste Tendenz der Schuldverschiebung.

Und nur die Tatsache, daß der Vater bloß als Sohn dimensioniert wird, macht es uns verständlich, warum im Lustspiel (von der antiken bis zur modernen Ehebruchskomödie) meist der Vater der im Wettkampfe unterliegende Teil ist. Aus demselben Grunde muß, um auf unsere Beispiele zurückzukommen, Harpagon die Partie und damit das Liebesobjekt verlieren, und der König in „Minna von Barnhelm“ nicht nur die Hindernisse wegräumen, sondern sogar weit über das beanspruchte Maß von Genugtuung hinausgehen.

Lediglich diese Reduktion des Vaters zum Sohne läßt es uns verstehen, daß es dem Komödiendichter möglich wird, ein so reiches Ausmaß von Aggression (Hohn, Spott usw.) gegen den Vater zu entfesseln, und beispielsweise einen Antonio im „Kaufmann“ und noch deutlicher den bei seinen Liebeswerbungen überraschten Bramarbas in direkt ausgesprochener Entmannungsgefahr schweben zu lassen. Bloß im Sinne dieser Reduktion verstehen wir den Zuruf an den Pardonnierten: „Wird's wohl fertig sein mit deiner Vaterschaft!“

*

Die Amovierung des Vaters, seine Auflösung im Sohne, die Einziehung des Über-Ichs, sein Zusammenfließen mit dem Ich, welch volle psychologische Übereinstimmung mit der Manie.

Wie hier so auch dort das Ich, nachdem es sich vom Tyrannen befreit, im Freiheitsrausche, in der Hemmungslosigkeit Humor, Witz und allerlei Komik entbindend!

Wir widerstehen der Versuchung, die nunmehr uns so nahegelegte psychologische Verwandtschaft der Tragödie mit der melancholischen Depression zu erörtern, welchen Zusammenhang übrigens schon die Worte des Byzantiners Suidas verraten: „ἢ χρὴ τραγῳδεῖν πάντας ἢ μελαγχολᾶν", und wollen uns mit der Feststellung bescheiden, daß die Komödie ein ästhetisches Korrelat der Manie ist.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Pestalozzi: Der Schneidertraum

„Wollt Ihr mich heute nicht als Lehrling annehmen?" Also sagte Jakob Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meister Mellhorn antwortete: „Jakob! Was hast du letzte Nacht geträumt?" — „Mir hat geträumt," erwiderte Jakob, „ich habe in eine Lotterie gesetzt und vieles gewonnen."

Der Meister versetzte: „Jakob, heute nehme ich dich nicht an."

Am anderen Morgen fragte der Junge wieder das nämliche, und so fünf Tage nacheinander. Aber allemal, wenn er seinen Traum erzählt hatte, antwortete der Meister: „Ich nehme dich heute nicht an."

Am sechsten Tage erzählte Jakob: „Heute träumte mir, ich sitze auf einem Schneiderstuhl und schwitze den ganzen Tag bei meiner Arbeit, daß mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider herabfallen, und am Abend, da ich endlich meine Nadel hingelegt hatte, fand ich sie ganz golden."

„Gut!" sagte der Meister, „das ist der Schneidertraum, wie ihn ein Junge träumen muß, ehe man ihn annimmt."

Maurus Jókai über den Traum

„Und erst die Träume! Der Traum ist der Zauberspiegel, in welchem der Mensch sich so sieht, wie er wäre, wenn seine Triebe und Wünsche allein maßgebend wären. Der Kahle hat im Traum Haare. Die Angebetete, die er im wachen Zustand nicht zu erreichen vermag, zwingt der Mensch, ihm im Traume zu erscheinen, und so zu erscheinen, wie es ihm beliebt."

Zur Technik des Witzes

(Der latente Sinn der elliptischen Entstellung)

von

Theodor Reik

Eine der „Drei psychoanalytischen Notizen", die der Verfasser in der am 6. Mai 1926 zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds erschienenen Doppelnummer der „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" veröffentlichte. Die beiden anderen Notizen heißen „Grußverlegenheit" und „Den Gesprächspartner verloren".

Die Auslassungstechnik der Zwangsgedanken sowie des Witzes wurde von Freud zum ersten Male klargelegt und in ihren Zielen verständlich gemacht. Die Auslassung will den wirklichen Wortlaut der Zwangsidee entstellen und so gegen das Verständnis schützen. Als Beispiel sei die Zwangsidee eines Patienten angeführt, der sich mit Aufwand großer psychischer Energie gegen blasphemische Gedanken zur Wehr setzte: Wenn ich einen Schuhriemen einschnüre, verfluche ich Gott. Da sich dieser Gedanke schließlich auf alle Schuhriemen verschob, sah er sich genötigt, mit offenen Schuhriemen auf der Straße zu gehen. Die Einsetzung der übersprungenen, in der Analyse erschlossenen gedanklichen Zwischenglieder ist zum Verständnis der Zwangsidee notwendig. Die Bedeutung des Einschnürens der Schuhriemen in die Ösen als Sexualsymbol für den Geschlechtsverkehr sowie der Mechanismus der Verschiebung auf ein Kleines liefern die erforderliche Aufklärung. Der ergänzte Gedankengang lautet: wenn ich einen Geschlechtsverkehr ausführen will, stört mich der Gedanke an den Vater, so daß ich ihn verfluchen will und dieser Fluch könnte in Erfüllung gehen. Diese Zwangsidee, auf Gott als den Störer der Sexualität verschoben, gibt das Wesentliche der Lösung.[1]

Wir stellen dieser Zwangsidee einen Witz zur Seite, dessen Technik ebenfalls die der Auslassung ist. Der Wiener Athlet und Ring-

1) Der Vater hatte zur Pubertätszeit des Sohnes die Onanie energisch und unter starken Drohungen verboten. Gleichzeitig hatten andere Personen, die ihm nahe standen, die Onanie als Sünde und Verbrechen gegen Gott hingestellt.

kämpfer Jagendorfer erzählt seinen Freunden beim abendlichen Stammtisch folgendes Erlebnis des Tages: „Denkt's euch, wie ich heut' in mein Kaffeehaus komm' und meine Billardpartie spielen will, ist mein Queue nicht da. Ich such' überall und find' es nicht. Da seh' ich einen Herrn am anderen Billardtisch spielen und seh', daß er mit meinem Queue spielt. Ich geh' also hin und sag' ihm: ‚Herr, das ist mein Queue.' Sagt er: ‚Nein, das ist meines.' Sag ich: ‚Herr, geben S' das Queue her, wenn ich Ihnen schon sag, es ist mein Queue'. Er aber gibt nicht nach und sagt immer wieder, daß es seines ist. Wie's ihn dann mit Essig g'wasch'n hab'n, seh' ich erst, daß es wirklich nicht mein Queue war." Es ist die Frage berechtigt, ob hier überhaupt ein Witz vorliegt. Handelt es sich nicht vielmehr um eine komische Geschichte? Sehen wir näher zu: der erste Eindruck könnte ein komischer sein; wir lachen über den ungeschlachten Riesen, der wegen einer solchen Bagatelle einen — noch dazu unschuldigen — Nebenmenschen zu Boden schlägt. Wir würden sicher nicht so handeln; es ergibt sich hier jener Fall des Komischen, der entsteht, wenn wir den Aufwand — in unserem Fall den körperlichen und affektiven — anderer Personen mit dem vergleichen, den wir in gleicher Situation zeigen würden. Es wäre also der allzugroße Aufwand, der uns lachen macht.[1] Es ist so, wie wenn wir uns sagen würden: was für ein Tölpel! konnte er nicht sorgsamer überprüfen, wessen Billardqueue es war? Wir merken aber bei dieser Erklärung, wie wenig komisch das eigentlich ist; wir müßten eigentlich über diesen Mangel an seelischem Gleichmaß und diese Brutalität entrüstet sein. Versuchen wir eine andere Fassung der Erzählung etwa: „Wie ich ihm dann einen Faustschlag versetzt habe, so daß er ohnmächtig wurde, sehe ich erst ...", so bemerken wir, daß vielleicht noch immer ein Stück Komik übrigbleibt, aber es ist nichts mehr da, was uns berechtigen würde, hier einen Witz zu finden. Wir sehen also: einer der Fälle, in denen das Komische dem Witz als Fassade dient. Das Witzige hängt gerade an dem Moment der Auslassung dieses Satzes und an der Ausdrucksweise des folgenden, der eine Anspielung auf das Ausgelassene enthält. Diese Fortsetzung zeigt ebenso wie das Überspringen, daß das Niederschlagen des Athleten so selbstverständlich erscheint, daß er es gar nicht zu erwähnen braucht;

---

1) Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. Schriften, Bd. IX, S. 222 f.

sogar das „Mitessigwaschen“ erwähnt er nur so nebenbei, als Zeitbestimmung. Wir erkennen jetzt, daß es diese Technik war, die auch für das Komische entscheidend war: gerade diese Unbekümmertheit und Selbstverständlichkeit der Aggression, sowie ihr selbstverständlicher, in unseren Augen übertriebener Erfolg wirken zusammen, um unsere Entrüstung über eine solche Brutalität ersparen zu helfen und uns lachen zu machen. Daß der Athlet dann seinen Irrtum einsieht, hat die verstärkende Wirkung, daß es uns das Übereilte und Unzweckmäßige seiner Aktion zeigt; wir lachen über ihn, wie wir über die unzweckmäßigen und übermäßigen Bewegungen von Kindern lachen.[1]

Wir haben nicht vergessen, daß das Komische hier den Witz verdeckt. Das Komische wirkt sich darin aus, daß wir über den Athleten lachen; das Witzige in der Erzählung wird die Wirkung haben, daß wir mit ihm lachen. Wir lachen nämlich über seinen Bericht auch, weil er, durch die Vorlust verdeckt, tiefere unbewußte Regungen in uns freigemacht hat. Wir fühlen: eigentlich sind diese selben gewaltsamen und gewalttätigen Regungen in uns allen; auch wir wären fähig, wenn uns nicht die Kulturhemmungen hinderten und wenn wir über die Körperkräfte eines Athleten verfügten, einen niederzuschlagen, wenn wir überzeugt sind, er wolle uns unser gutes Recht streitig machen. Unsere aggressiven und sadistischen Impulse erfahren eine plötzliche Aufhebung der Hemmung, wenn wir uns mit dem Athleten identifizieren. Wir lachen also aus erspartem Hemmungsaufwand.

Doch wir wollten uns ja nicht mit der Psychogenese der Witzwirkung, sondern mit der speziellen Technik der Auslassung beschäftigen. Die latente Bedeutung der Auslassung oder der elliptischen Technik scheint mir nun zu sein, daß mit diesem technischen Mittel auch ein spezifischer Inhalt verbunden ist, der eben auf das Wegschaffen, Aus-dem-Wege-Räumen eines Objektes hinzielt. Es ist also so, als ob durch die Auslassung unbewußt eine Tendenz zum Ausdruck käme, welche die Person eliminiert, vernichtet oder tötet. Die Auslassung als technisches Element entspricht inhaltlich einer siegreichen seelischen Strebung zur radikalen Entfernung eines gehaßten Objektes (oder einer gehaßten Institution, die durch eine Person verkörpert wird). Um diese Beziehung zwischen einer typischen Technik und einem latenten Inhalt klarzumachen, müssen wir wohl weiter ausgreifen. Es ist

---

1) Freud: Der Witz usw. Ges. Schriften, Bd. IX, S. 221.

in der analytischen Literatur noch keineswegs gebührend hervorgehoben worden, wie oft und wie erfolgreich die Form eines seelischen Phänomens dazu verwendet wird, seinen geheimen Inhalt darzustellen. Wie uns Freud gezeigt hat, bedient sich der Träumer oft einer ähnlichen Technik, wenn er seinen Traum erzählt und ein Stück von dessen latenter Bedeutung in einer Glosse, einem Urteil, oder einer Bemerkung darüber unterbringt. Oft ist in einem solchen beiläufig bemerkten Formelement gerade das Wesentliche des Trauminhaltes enthalten. In derselben Art dient die Vorstellungsmimik dazu, den Inhalt des Vorgestellten darzustellen, wie es Freud in seinen Ausführungen über den „Ausdruck des Vorstellungsinhaltes" geschildert hat.[1]

Wir meinen also, eine unterirdische Beziehung zwischen der elliptischen Entstellungstechnik in den Zwangsgedanken und im Witz und dem spezifischen Inhalt des Ausgefallenen gefunden zu haben: die Auslassung stellte sich als Ausdruck der unterdrückten Tendenz zur völligen Vernichtung, Ausrottung des Objektes dar. („Nicht gedacht soll seiner werden.") Wir können nicht sagen, ob diese Beziehung eine konstante oder nur in einigen Fällen nachweisbare ist. Prüfen wir unsere Hypothese an den uns zunächst zur Verfügung stehenden Beispielen: in der elliptischen Zwangsidee meines Patienten ist diese Annullierungstendenz ohneweiters klar; das Ziel seiner Wünsche ist eben, den Vater völlig auszuschalten. Ebensowenig ist die Vernichtungsabsicht in der Geschichte von Jagendorfer zu verkennen. Man könnte diesen Witz in eine Reihe stellen mit jenen komischen Übertreibungen und Renommierereien, in denen die Gassenjungen unserer angeblich von alter Kultur erfüllten Stadt die gewaltige Wirkung ihrer Affektäußerungen darstellen. Ich hörte einmal, wie ein halbwüchsiger Fleischhauerjunge in einem Wortstreite einem anderen zurief: „Wenn ich dich nur anrühr', paßt' ja in kein Sarg mehr hinein!" Hier ist also nicht nur eine Beschädigung von der Kraftäußerung zu erwarten, sondern eine so weitgehende Deformation, — noch dazu durch bloße Berührung — daß kein Sarg mehr den formlos gewordenen Leichnam des Gegners aufnehmen könnte. Auch hier ist eine Auslassung konstatierbar, aber entsprechend dem ungehemmteren Charakter des Milieu ist der Inhalt des Ausgelassenen als gewaltsame Tötung aus dem folgenden Satze leicht erratbar. Wir werden durch die Kontrastierung dieses Bei-

1) Freud: Der Witz. Ges. Schriften, Bd. IX, S. 220.

spieles mit anderen darauf aufmerksam, daß, was hier im Nachsatz so unzweideutig hervortritt, anderswo nur angedeutet erscheint, daß sich der Inhalt des Ausgelassenen in der folgenden Satzfügung nur als Anspielung oder in abgeschwächter Form findet. Wirklich können wir diese Spur in dem der Auslassung folgenden Satz unserer Beispiele verfolgen; in der Zwangsidee des Patienten lautet dieser: muß ich Gott verfluchen. In der Erzählung des Athleten tritt die Wirkung des Schlages, also der aggressiven Tendenzen in dem Nebensatz „wie sie ihn dann mit Essig g'wasch'n hab'n" hervor. Es ist so, als ob sich das Ausgefallene gleich im folgenden Satze eine abgemilderte und abgeschwächte Vertretung, einen Ersatz gesichert hätte, der freilich den ursprünglichen krassen Inhalt des Ausgefallenen nur ahnen läßt. Wir sind uns der Unzulänglichkeit unserer Worte bewußt, wenn wir die psychologische Sachlage folgendermaßen beschreiben: der bewußtseinsfähige (vorbewußte) Inhalt der Auslassung geht soweit, als der Vorstellungsumfang der Ersatzbildung (des folgenden Satzes, der folgenden Anspielung) reicht; der unbewußte Inhalt wird durch das Ausmaß der Auslassung selbst bestimmt. Die Ersatzbildung oder Anspielung dient so nur als Wegweiser, nicht als zureichende Auskunft. Wir werden etwa durch den folgenden Satz darauf aufmerksam, daß das Ausgefallene von aggressivem, feindlichem Charakter war, daß es sich um den Ausdruck von Zorn oder Haß handelt, aber die Intensität dieses Hasses, das Ausmaß dieser Wut bleibt unbewußt, ebenso das Triebziel, eben die Vernichtung oder Tötung des Objektes. Gerade die analytische Erforschung der Zwangsneurose bringt hier die beste Analogie: wir hören oft von Patienten, sie seien bei einem bestimmten Anlaß oder gegenüber einer bestimmten Person ärgerlich oder böse geworden, aber die Tiefe ihrer Affekte, der Charakter sinnloser Wut, der zu stärksten Todeswünschen gegen gehaßte Personen führt, blieb ihrem Bewußtsein entzogen. Auch die Unbestimmtheit des Nachsatzes der Zwangsidee (als Beispiel das bei Freud angeführte:[1] „Wenn ich die Dame heirate, geschieht dem Vater

1) Freud: Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose (Ges. Schriften Bd. VIII). Gerade die Analyse dieses Falles zeigt, daß der Inhalt der elliptischen Entstellung unbewußte Todeswünsche gegen den Vater sind, die sich kraft der Allmacht der Gedanken verwirklichen könnten. Der von Freud angeführte Witz „Wenn der X. das hört, bekommt er wieder eine Ohrfeige" scheint nicht auf solchen Inhalt des Ausgefallenen schließen zu lassen. Die Fortsetzung der im Nachsatz angedeuteten Aggressionstendenz ins Unbewußte würde aber die-

ein Unglück"), die ihr Pendant manchmal in der Anspielung im Witz findet („wie's ihn dann mit Essig g'wasch'n hab'n"), zeugt von der Bemühung, den wirklichen Inhalt der Zwangsidee, des Witzes — nämlich den Tod — der bewußten Vorstellung fernzuhalten. Die Ersatzbildung bringt also das Ausgelassene in außerordentlich abgeschwächtem, bewußtseinsfähigem Ausmaße wieder. In einzelnen Beispielen greift sie, wenn kein Zweifel mehr am Inhalt des Ausgefallenen bestehen kann, sogar zu heuchlerischen oder ironischen Verteidigungen wie in jenem furchtbaren Worte: „Die einzige Entschuldigung für Gott ist, daß er nicht existiert."

Es steht also so, daß die geheime Bedeutung der elliptischen Technik der Ausdruck heftiger Vernichtungstendenzen, unbewußter Todeswünsche ist, die man nicht laut sagen kann, ohne auf Entrüstung und Ablehnung seitens der Umwelt zu stoßen. In jenen Beispielen, in denen das sexuell Anstößige ausgelassen wird, brauchen so intensive Destruktionstendenzen unbewußter Art keineswegs zu fehlen; die Triebstrebungen sind dort konstitutionell durch sadistische, gegen das Objekt gerichtete Tendenzen verstärkt, wie dies manchmal in der Zote zum Ausdruck kommt.

Wir könnten die Auslassung im Witz und im Zwangsgedanken jenen Ausdrucksvermeidungen gleichsetzen, die selbst zum Ausdruck des unterdrückten Inhaltes werden. Die Abmilderungen oder Anspielungen des folgenden Satzes, die den Charakter der Ersatzbildung haben, wären dann jenen Euphemismen zu vergleichen, die wir manchmal anwenden („dahinscheiden", „uns verlassen" usw.

---

selben Vernichtungstendenzen gegen die verspottete Person zeigen. **Freud** weist übrigens selbst darauf hin, daß neben den formellen auch inhaltliche Übereinstimmungen zwischen der Zwangsidee und diesem Witz bestehen.

Wie **Freud** zeigt, ist auch die Auslassung, die er einer Verdichtung ohne Ersatzbildung vergleicht, eine Art der Anspielung. „Eigentlich wird bei jeder Anspielung etwas ausgelassen, nämlich die zur Anspielung hinführenden Gedankenwege. Es kommt nur darauf an, ob die Lücke das Augenfälligere ist oder der die Lücke teilweise ausfüllende Ersatz in dem Wortlaut der Anspielung. So kämen wir über eine Reihe von Beispielen von der krassen Auslassung zur eigentlichen Anspielung zurück." (**Freud**, Der Witz. Ges. Schriften, Bd. IX, S. 83.)

Um hier der krassen Auslassung einen Witz mit Anspielung gegenüberzustellen, sei auf eine Szene in einem Lustspiele von Maurice **Donnay** verwiesen. Dort flüchtet eine Dame vor den Nachstellungen eines Don Juan in die Wohnung eines Freundes ihres Mannes. Der Herr beruhigt die Erschreckte mit den Worten: „*Si vous êtes chez moi, vous n'avez rien à craindre — des autres.*"

für sterben). Der Vergleich geht freilich nicht über eine gewisse Grenze hinaus, denn der Ausfall in den Zwangsideen oder im Witz drückt wirklich einen unbewußten Todeswunsch aus. Die Auslassung ist nur eine verhülltere Form eines Optativs: oh, wäre er weg, möge er sterben, verschwinden!

Vielleicht darf uns das erste Beispiel, das wir gewählt haben, jene blasphemische Zwangsidee, den Mut geben, eine Vermutung darüber zu äußern, wie es überhaupt zu solcher Auslassungstechnik gekommen ist. In den Denkmälern des antiken Orients sowie im Sprachgebrauch bestimmter semitischer Völker finden wir Ausdrücke wie: X. Y. (Name) mit dem Zusatz: Tanit, Allah usw. vernichte ihn, möge seinen Namen zerstören! Es sind also Namen, die von einem Fluch gefolgt sind. Es wäre aus dem Verdrängungsfortschritt der Jahrhunderte zu verstehen, daß solche Flüche nach Erwähnung von Personen unterdrückt worden wären, und sich an deren Stelle eine Ersatzbildung eingestellt hätte.[1] Diese so unterdrückte, schließlich verdrängte Regung hätte sich gerade des Ausfalles bedient, um zum Ausdruck zu kommen. Es wäre so, wie wenn ein Soldat der eigenen Armee zum Feinde überliefe, um gegen die früheren Kameraden zu kämpfen. Die Auslassung als Mittel der Unterdrückung wäre schließlich Ausdrucksmittel des Unterdrückten geworden. Die Verdrängung jener gewalttätigen Impulse, die auf Tötung und Vernichtung des gehaßten Objektes abzielen, ist also die Vorbedingung der Auslassung, die so zu einem psychischen Kompromißausdruck der verdrängten und der verdrängenden Regungen würde. Sie ist aber auch dafür verantwortlich, daß es zum Kurzschluß des Witzes und zu dem anscheinenden Widersinn der Zwangsidee kam. Wie in der Psychologie der Traumvorgänge wird hier die Absurdität zum Zeichen des Spottes und Hohnes, des Protestes gegen die verdrängenden Mächte.

Wir wollen nur noch ein Beispiel elliptischer Witztechnik anführen: der geniale Wiener Schauspieler Girardi antwortete einmal einem Kollegen, der ihn um Geld bat, mit den anscheinend ganz unsinnigen Worten: „Wissen S' was, lieber Freund? Sei'n wir lieber gleich bös'." Das scheint auf den ersten Blick Unsinn, auf den zweiten verrät es die besondere Welterfahrung des Schauspielers. Das heißt doch: Wenn ich Ihnen jetzt Geld

---

1) Als Übergangsstadium wäre etwa an Formel wie: er, dessen Name nicht genannt werden soll, zu denken.

borge, werde ich es sehr widerwillig tun und Ihnen deshalb alles Böse wünschen. Mein Ärger wird sich noch steigern, wenn Sie mir — wie vorauszusehen — das Geld nicht zurückgeben werden. Dieses Gefühl kann aber unmöglich nach außenhin spurlos bleiben; es wird sich irgendwie ein Ventil verschaffen und wir werden Feinde werden. Man könnte diese psychologische Reihe noch nach anderer Richtung hin fortführen: auch der Bittsteller ist durch die Demütigung, daß er um Geld bitten muß, bereits unbewußt feindlich gegen den vom Geschick begünstigteren Kollegen eingestellt und dieses Gefühl wird durch das reaktive Schuldgefühl, wenn er das Geld nicht zurückgeben kann, noch vertieft werden.[1] Also auch von seiner Seite ist der Ausgang der Beziehungen nicht zweifelhaft. Der freundliche Rat, doch gleich böse zu sein, scheint so nicht nur die Geldausgabe, sondern auch eine Reihe peinlicher Zwischenbegebenheiten und Zwischengefühle ersparen zu wollen.[2]

Hier ist freilich der unbewußte Todeswunsch nicht zum Ausdruck gekommen, — nur die elliptische Form zeugt von seiner Existenz — aber der Rat des Schauspielers verrät uns, daß die Zumutung, Geld zu borgen, auf dessen Rückzahlung er nicht rechnen konnte, in ihm starke feindselige Gefühle gegen den Bittsteller ausgelöst hat. Die unbewußte Fortsetzung dieser Affekte aber führt zu Todeswünschen. Und wirklich: böse sein, das heißt doch: für einander nicht mehr da sein. Sagen wir nicht von einem erbitterten Feinde: „Er existiert nicht mehr für mich“ oder „Er ist für mich gestorben“?

So wird in der Technik des Witzes und in der Formulierung der Zwangsideen klar, daß wir uns noch durch die Auslassung, die es verschweigen sollte, unbewußt zu unseren mörderischen Gedanken bekennen.

---

1) Über die Mechanismen des unbewußten, reaktiven Schuldgefühls vergleiche mein Buch „Geständniszwang und Strafbedürfnis“ (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XVIII), 1925.

2) Ein Witz desselben Schauspielers, der sich ebenfalls der Auslassung bedient, um seinen verborgenen Sinn zu verraten: auf die Frage, welches seine Lieblingsbeschäftigung sei, antwortete Girardi: „Zweitens: auf dem Meere fahren.“

Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie

Von

Franz Alexander

Aus dem Band XI (1925) der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse".

Ferenczis wissenschaftliche Persönlichkeit findet in diesem Werk ihren klarsten Ausdruck. Die „Genitaltheorie"[1] ist ein Werk der schöpferischen Intuition, einer Intuition, die der jahrelange Durchgang durch den Filter der Empirie, gewissenhafte Beobachtungen, die stummen, doch mühsamen therapeutischen Kämpfe der täglichen Behandlungsstunden veredelt haben. Ferenczi ist ein Romantiker unserer Wissenschaft und das Schicksal jedes Romantikers wird ihm zuteil, er muß interpretiert werden. Was in seinem Werk an klassischer Ausgeglichenheit der Gestaltung fehlt, schenkt er uns in dem Reichtum seiner weitblickenden Ideen, Anregungen und Funde, die er oft noch roh, ungeschliffen vor uns wirft, die noch etwas vom mystischen Dunkel des Unbekannten an sich haben, ihre Herkunft aus den kaum eroberten Gebieten des Kosmos nicht verleugnen können. Man fühlt, daß der, der dieses Buch geschrieben hat, kein Handwerker ist, sondern jemand, für den Forschung Erl bnis bedeutet, innere Notwendigkeit ist. Er ist kein Sohn unserer Separatabdrucke fabrizierenden Zeit, er hat kein „gelehrtes Buch" geschrieben und so darf diesmal endlich auch die „gelehrte" Kritik schweigen. Wenn wir auch nicht mit jeder Einzelheit seiner Ausführungen einverstanden sind, begrüßen wir den Geist des Buches, der dem Geist der Psychoanalyse entwachsen ist. Ferenczis kühne Husarenattacke bedeutet zwar noch nicht den endgültigen Sieg, doch durch die Bresche, die sein Wagnis geschlagen hat, eröffnet sich uns die Aussicht auf die Eroberung des Körpers durch die Psyche.

Hier liegt der gedankliche Kern des Buches. Ferenczi versucht nicht nur den Trieb, sondern auch den morphologischen Aufbau des Körpers nach seinem Sinn aufzuklären, jene psychischen

1) Dr. S. Ferenczi, Versuch einer Genitaltheorie. Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. XV, 1924. [Ein Kapitel daraus abgedruckt im vorjährigen Almanach.]

Tendenzen, Wünsche zu rekonstruieren, aus denen die Triebe als Erstarrungsprodukte entstanden sind, die den Körper geformt haben. Er beschreibt uns, wie die aus dem Wasser vertriebenen Lebewesen in ihrer Beharrungstendenz sich selbst den Mutterboden, das Wasser, im Innern des weiblichen Körpers verschafft haben, und enträtselt damit die Hieroglyphenschrift der Zeugung. In dem Geschlechtstrieb, der die männlichen Samenzellen in den Uterus zu bringen trachtet, kehrt die nie aufgegebene Sehnsucht des ehemaligen Wasserbewohners nach seiner Urheimat wieder, die im Uterus autoplastisch nachgebildet wurde. Dieser Gedanke ist dem Psychoanalytiker sehr einleuchtend und vom Evidenzgefühl begleitet; kennt er doch die symbolische Bedeutung des Wassers als Weib und, noch umschriebener, als Mutterleib aus der Traumdeutung so gut und weiß, daß diese Symbolik nicht aus der individuellen Erfahrung stammen kann. Um so mehr, als in dem Traumleben der sexuelle Wunsch so häufig als eine Rückkehrtendenz in den Mutterleib dargestellt wird. So gelingt es Ferenczi, den psychischen Inhalt des Geschlechtstriebes aus seiner Urgeschichte zu erklären. Diese Erklärung, die man nicht als „nur geistreich" bezeichnen darf, hat eine prinzipielle Bedeutung nicht nur für die Biologie, sondern, ich möchte fast sagen, für unsere gesamte wissenschaftliche Stellungnahme zur Umwelt. Und diese umfassende Bedeutung hat mich zu dieser Mitteilung bewogen.

Ferenczis Versuch, die Geschichte des Sexualtriebes zu rekonstruieren, enthält einen unausgesprochenen Grundsatz, und sein Versuch ist mehr als eine bloße Theorie der Genitalität. Dieser Grundsatz ist zwar für den Psychoanalytiker keinesfalls, für den Biologen aber mehr als umwälzend und könnte etwa in folgender Weise formuliert werden: Jede Körperfunktion wie auch der ganze anatomische Aufbau des Körpers hat einen psychologischen Sinn und ist das Resultat ehemaliger psychischer Tendenzen. Das ganze Rätsel der Zweckmäßigkeit der Organismen ist mit dieser einfachen Behauptung gelöst; es gehört nur darum Mut dazu, sie auszusprechen, weil die exakten Wissenschaften des letzten Jahrhunderts es für ihre Pflicht erachtet haben, das Leben mechanistisch zu erklären.. Die Zweckmäßigkeit der Körperfunktionen und Einrichtungen konnte nicht geleugnet werden, — wenn auch jede entdeckte scheinbare Unzweckmäßigkeit von den Materialisten mit besonderer Genugtuung begrüßt wurde — und man versuchte sie durch die Ausschaltung der Psyche mit der Hilfe physikalischer und chemischer Prinzipien zu lösen. Die nächstliegende Tatsache

der Selbstbeobachtung, wie sich ein Wunsch in Muskelaktion verwandelt, wie ein großer Teil der Körperfunktionen, die Bewegungen der quergestreiften Muskulatur dem bewußten Willen unterworfen sind, wurde dadurch erledigt, daß ein Teil der Großhirnrinde als „der Sitz" dieser seelischen Motive entdeckt wurde. Die Ausschaltung der Seele war mit diesen Entdeckungen auf dem besten Wege und man hoffte von ihr nicht mehr gestört zu werden. Und doch konnte die Medizin der heimtückischen Psyche nicht so leicht ihre Türen verschließen. Das hysterische Phänomen zerstörte die Seelenruhe der Materialisten, „der Sprung vom Seelischen ins Körperliche" war eine unbequeme Tatsache: die Psyche verlangte nach Heimatrecht in körperlichen Regionen, die man frei von dem unliebsamen und unexakten Eindringling gedacht hat, in denen nur die offiziell beglaubigten Gesetze der Physik geherrscht haben. Der Hysteriker spielte ein böses Spiel mit dem Mediziner, er bewies, daß er den physikalisch-chemischen Apparat in den Dienst seiner Wünsche stellen, daß er den ganzen Körper als Ausdrucksmittel benützen kann. Und der Mediziner konnte sich nur derart vor dem Problem der Hysterie retten, daß er die Augen schloß und seine Existenz ableugnete. Nachdem die Hexenprozesse des Mittelalters ihm nicht mehr zur Verfügung standen, mußte er sich damit begnügen, den Hysteriker aus der Sprechstunde zu jagen, ihm das Recht, sich krank zu nennen, abzusprechen. Es ist ein unvergeßliches aktum der Geschichte der Medizin, wie die Wiener Ärzte die puren Tatsachen der Hysterie abzuleugnen versuchten, als der junge, aus Paris zurückkehrende Freud ihre Aufmerksamkeit auf diese merkwürdigen Symptome zu lenken versucht hatte. Man hat mit Recht gefühlt, daß von dieser Seite der tödliche Stoß gegen die materialistische Medizin und von da aus gegen die ganze materialistische Weltauffassung des neunzehnten Jahrhunderts erfolgen wird, man hat es gespürt, ohne im voraus wissen zu können, welche Bedeutung dem Verständnis des hysterischen Phänomens zukommen wird. Seitdem haben sich die Zeiten geändert. Die Psychoanalyse erkämpfte zunächst die Zuständigkeit der Psyche für die Neurosen und Psychosen und auf diesem Gebiet gilt die Verteidigungslinie der Schulwissenschaft als gebrochen.

Doch das Studium der konversionshysterischen Symptome erlaubte es nicht, auf diesem Punkte stehen zu bleiben, es zwang den Psychoanalytiker zu Schlußfolgerungen, denen selbst er anfangs nur zögernd nachgeben konnte. Auch er war mit der mate-

rialistischen Erziehung belastet und konnte sich nur schwer aus ihrem Bann befreien. Es zeigte sich, daß der Hysteriker in seinen Symptomen sich archaischer Mechanismen bedient, indem er solche Körperfunktionen psychisch beeinflußt, die bei dem Normalen dem Einfluß der Psyche verschlossen sind. Die zwingende Schlußfolgerung war die, daß auch diese, heute scheinbar rein körperlich-biologischen Funktionen einmal der Psyche unterworfen waren, ebenso wie heute unsere bewußten willkürlichen Körperbewegungen. Also auch die rein somatischen Vorgänge waren einmal beseelt und wurden allmählich automatisch: entseelt. Jeder Lebensvorgang hat demnach einen psychologischen Sinn. Er war einmal mit psychischer Energie besetzt und bedeutete einen tastenden, mit Lust und Unlust begleiteten Anpassungskampf des Organismus mit der Außenwelt. Allmählich wurden die Mechanismen, die sich am zweckmäßigsten erwiesen oder — besser gesagt — empfunden wurden, durch Wiederholung automatisch, sie sind als reine Körperfunktionen erstarrt, und so wurde eine Menge psychischer Besetzungsenergie frei, für neue, noch ungelöste Lebensprobleme, Anpassungskämpfe, verwendbar. Ein Vorgang, den man auch im individuellen Leben immer wieder beobachten kann, wie z. B. die zuerst willkürlichen Innervationen eines Violinkünstlers durch Übung allmählich automatisch werden und es dem Künstler dadurch ermöglichen, seine Kräfte für die höheren Aufgaben des künstlerischen Ausdrucks zu verwenden. Der Verfasser dieser Zeilen hat dieses Prinzip der Körperwerdung der Psyche als das Wesentlichste der ganzen psychoanalytischen Lehre zu formulieren versucht und nachgewiesen, daß diese Tatsache bereits in den ersten Darstellungen von Breuer und Freud enthalten ist.[1]

Diese Auffassung der Lebensvorgänge, welche in ihrem Wesen mit der Lamarckschen identisch ist, eröffnet der Biologie neue Bahnen. Der sinnvolle Aufbau des Körpers und seiner Funktionen kann erst dann ganz verstanden werden, wenn es uns gelingt, jene ursprünglichen, seelischen Inhalte anzugeben, welche den damals noch beseelten Körpervorgängen in der Urgeschichte zugrunde lagen. Diese Aufgabe ist mit der Rekonstruktion der Geschichte des Körpers gleichbedeutend. Sie ist das genetische Verständnis der Organismen. Die Psyche hat den Körper geformt, ihren jeweiligen Bedürfnissen und den Widerständen entsprechend, welche die Außenwelt den Befriedigungen dieser Bedürfnisse ent-

1) Alexander, Metapsychologische Darstellung des Heilungsvorganges. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. XI, 1925.

gegenstellte. Von der Psychogenese des Körpers hat der vorwissenschaftliche Mensch intuitiv immer gewußt, der sinnvolle und zweckmäßige Aufbau des Körpers mußte ihm diese Erkenntnis aufdrängen. Es bedurfte der künstlichen psychologischen Blindheit des neunzehnten Jahrhunderts, um diese Wahrheit wieder zu vergessen. Der symbolische Ausdruck der biblischen Schöpfungsgeschichte, daß der Körper von einem verständigen Geist erschaffen wurde, erhält so endlich seinen wissenschaftlichen Sinn, gar nicht unerwartet für den Psychoanalytiker, der schon lange gelernt hat, daß das Unbewußte in seinen Äußerungen, in der Sage, im Traum, in dem neurotischen Symptom nicht selten mehr weiß, wenn auch auf eine andere Art, als das Bewußtsein. Die Rekonstruktion jener psychischen Vorgänge in der biologischen Urgeschichte, die den Körperfunktionen und Einrichtungen ihre heutige Gestalt gegeben haben, ist die neue Wissenschaft, die Ferenczi mit der Bezeichnung „Bioanalyse" einführt. Als die erste Tat dieser Wissenschaft bietet er uns die Erklärung der Genitalfunktion und der Einrichtungen der weiblichen Sexualorgane höherer Tierklassen.[1]

Bei jeder neuen Wissenschaft kommt es in erster Linie auf die Prinzipien an, mit denen die neuen Erkenntnisse erworben werden. Wir sind überzeugt, daß viele Einzelergebnisse von Ferenczi noch sehr der Revision und der Bestätigung der Biologen bedürfen, wenn auch sein Grundgedanke des „thalassalen Regressionszuges" ungemein einleuchtend ist. Wenn wir auch einige seiner Ergebnisse, allerdings nur von der Seite der Psychoanalyse, weiter unten abweichend von unserem unkritischen Vorhaben doch kritisch besprechen werden, die wesentliche Aufgabe für uns bleibt,

---

1) Eine gleichgerichtete Entwicklung, die man ebenfalls als die Abenddämmerung des mechanistischen Weltbildes bewerten kann, vollzieht sich gleichzeitig in der Physik. Den ersten Schlag gegen die gewaltsamen mechanistischen Erklärungsversuche, die alles der Anschaulichkeit opfern wollten, führte die elektrodynamische Lichttheorie aus. Ihr gewaltiger Erfolg ersetzte das bis dahin materialistisch-mechanistische Weltbild der Physik durch ein dynamisches. Die moderne Atomtheorie führte die dynamische Anschauung zu ihrer konsequentesten Vollendung: als das letzte Urprinzip wird die körperlose pure dynamische Einheit eingeführt. Diese immaterielle dynamische Einheit der Physik ist der beweglichen psychischen Besetzungsenergie Freuds — die ein rein dynamischer Begriff ist — an die Seite zu stellen. So bildet die rein dynamische Auffassung der Bioanalyse, die psychogenetische Auffassung des lebenden Körpers eine interessante Parallele zu der dynamischen Atomlehre. Als die letzten Hochburgen der verschwindenden materialistischen Periode bleiben damit die zwischen der Psychologie und Physik eingeklemmte Biologie und Medizin, die die grobe, ja sogar optische Anschaulichkeit noch immer als das höchste wissenschatfliche Postulat anerkennen möchten.

die Prinzipien seiner Methode zu würdigen, die, wenn sie richtig sind, auch zu richtigen Resultaten führen werden.

Wir erwähnten bereits die vornehme Rolle, die das hysterische Phänomen in der psychologischen Erforschung der Körperfunktionen gespielt hat. Auch Ferenczi — ein Altmeister auf dem Gebiet der Hysterieforschung — bekam von hier aus seine ersten Anregungen, deren letzte Frucht seine Genitaltheorie bildet. Er gelangte schon frühzeitig zur Erkenntnis, daß auch normale Innervationen, die vom Bewußtsein unabhängig sind, wie z. B. die Erektion, in ihrem Wesen dem hysterischen Konversionssymptom ähnlich sind. Sie haben einen Sinn, sie drücken eine seelische Tendenz aus. Er nannte sie Materialisationen eines Wunsches. Der Unterschied zwischen dem hysterischen Symptom und solchen normalen Innervationen besteht darin, daß das hysterische Symptom einen aktuellen Wunsch körperlich ausdrückt, in den physiologischen Funktionen hingegen die urgeschichtlichen Tendenzen der Ahnen verewigt sind. Auf dieselbe Weise also, wie man den Sinn eines hysterischen Syptoms enträtseln kann, ist es auch möglich, den Sinn der automatischen körperlichen Vorgänge, wie etwa den der Begattung, zu erraten.

Noch vor dem Erscheinen von Ferenczis Buch, doch sicherlich beeinflußt durch seine Arbeiten über Hysterie, bin ich bei der Untersuchung des Kastrationskomplexes zu einer Auffassung des Koitus gelangt, die einen Teil der umfassenden Gedanken von Ferenczi enthält.[1] Diese Teilerkenntnis machte mich für seine Theorie besonders empfänglich. Ich kam damals zur Einsicht, daß der Kastrationserwartung nicht nur, wie Stärcke es annahm, die Abgewöhnung von der Mutterbrust eine affektive Unterlage schafft, sondern auch noch ein früheres unlustvolles Erlebnis: die Geburt, die Trennung von dem Mutterleib. Ich schrieb damals, „das früheste affektive Nacheinander von Lust und Unlust durch Verlust eines Körperteiles ist fraglos das Geburtserlebnis und dadurch für das Unbewußte geeignet, in der Sprache der primitivsten Organisationsstufe die Kastrationserwartung darzustellen".[2] Diese Erkenntnis führte mich dann zu der Auffassung, daß in dem Koitus diese traumatische Trennung vom Mutterleib rückgängig gemacht

1) Alexander, Kastrationskomplex und Charakter. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. VIII, 1922, S. 150 und 151.

2) Bei Rank fand dann dieser Gedanke eine geistreiche Entwicklung, doch führte sie ihn zu theoretischen und praktischen Konklusionen, die ich nicht mehr mitmachen konnte.

wird. Ich sagte: „Beim Koitus drängt ein Teil des Körpers, der, wie wir wissen, im Traum so oft die gesamte Persönlichkeit vertritt, gegen den Uterus, und durch Zellteilung abgesonderte Teile des Körpers, die Keimzellen, die auch biologisch einen Extrakt der Persönlichkeit darstellen, — man denke an die Tatsache der Vererbung — gelangen auch dorthin. Die Libido ist ja in ihrer genitalen Form, biologisch ausgedrückt, ein Drang, die Keimzellen in den Uterus zu bringen. Das Vordringen des Penis gegen den Uterus kann in dieser Beleuchtung als die symbolische Darstellung des Wunsches nach dem Mutterleib aufgefaßt werden. Die Realität erzwingt jedoch zwei Verzichte: die Mutter wird durch eine andere Frau ersetzt und die Rückkehr wird nur einem Teil des Organismus, den Keimzellen, gewährt."

Diese Auffassung hat jedoch nur eine ontogenetische Bedeutung und ist sicherlich noch nicht geeignet, über die Phylogenese des Sexualtriebes etwas auszusagen. Dieser ontogenetische Sinn des Koitus beruht auf der Urgeschichte, wie ja die Ontogenese überhaupt durch die Phylogenese bestimmt ist. Und hier gab Ferenczis Gedanke eine unerwartet einfache Lösung. Der Begattungstrieb als Rückkehrtendenz in den Mutterleib ist selbst schon der Ausdruck eines noch früheren phylogenetischen Traumas: der Eintrocknung, die die ursprünglichen Wasserbewohner zum Landleben verurteilte. Diese phylogenetische Tragödie wird in der Individualentwicklung mit der Tatsache der Geburt wiederholt, die das Wassertier — Fötus — zu einem neuartigen Dasein außerhalb des mütterlichen Körpers zwingt. In dem Begattungstrieb, der im Traum so oft als Rückkehr in den Mutterleib dargestellt wird, ist die uralte Sehnsucht nach dem Wasserdasein, welches im Mutterleib tatsächlich wiederholt wird, enthalten. So erhält auch die Erfahrung von der Mutterbedeutung des Wassers und der Geburtssymbolik als Rettung aus dem Wasser, die jeder Psychoanalytiker ungezähltemal gemacht hat, ihre wirkliche Erklärung. Gleichzeitig bringen diese Gedanken für die bisher nur empirisch beobachteten, doch immer rätselhaft gebliebenen Tatsachen der konstanten überindividuellen Traumsymbole eine Lösung, und die Annahme von Freud, daß es sich bei diesen Symbolen um phylogenetische Reminiszenzen handle, erhält eine frappante Bestätigung. Die auffallende und anscheinend zuerst von Ferenczi hervorgehobene Tatsache, daß die Amnionbildung und die Entwicklung der Frucht innerhalb des Mutterleibes erst bei den Landbewohnern vorkommt, wird damit ungezwungen verständlich. Wir

sehen so, daß die Beobachtungen der verschiedensten Wissensgebiete, die Erfahrungen der Biologie, der Traumlehre und der Neurosenlehre in diese Theorie einmünden, und sie gibt eine gemeinsame Lösung für diese voneinander unabhängigen empirischen Fakta. Diese Entdeckung des Romantikers Ferenczi darf eine klassische genannt werden und ist mit Recht dazu berufen, die Grundlage der neuen Wissenschaft, der Bioanalyse, zu werden.

Wir haben den Eindruck gewonnen, daß das Gefühl der weitreichenden Bedeutung seines Gedankens Ferenczi verleitet hat, die bioanalytische Rekonstruktion der Lebensvorgänge auch auf physiologische Phänomene auszudehnen, bei denen das empirische Material noch unzureichend ist. Wir haben ein prinzipielles Bedenken gegen den Versuch, die elementare Tatsache der Fortpflanzung mit einer Theorie des speziellen Vorganges der Befruchtung zu erklären. Die fehlende empirische Grundlage würde noch die Richtigkeit des Gedankens nicht ausschließen und nur der Vorwurf der verfrühten Mitteilung könnte erhoben werden. Da aber eine empirische Diskussion ausgeschlossen ist, kann dieser intuitiven Annahme auch nur eine intuitive Kritik entgegengehalten werden, und zwar daß eine so elementare Tatsache der Biologie, wie die Fortpflanzung, durch einen spezielleren Vorgang erklärt werden soll.

Ferenczi schreibt der Autotomietendenz eine allgemeine biologische Bedeutung zu. Sie ist nach ihm ein Versuch, eine unlustvolle Spannung durch Abstoßen eines Körperteiles aufzuheben. Auch ihr würde in der Artgeschichte eine Urkatastrophe entsprechen, welche die lebendige Substanz zerriß (Plato-Freud). Die Reaktion auf diese Urkatastrophe der Zerreißung wäre als Wiederherstellungsversuch des früheren Zustandes vor der Zerreißung die Befruchtung: die Vereinigung der beiden Keimzellen. Und so wäre die Trennung von Soma und Keimsubstanz, die primitivste Form der Autotomie, die Wiederholung der zerreißenden Urkatastrophe, die mit der Befruchtung wieder gutgemacht wird, in ähnlicher Weise, wie die Geburt die Wiederholung der Eintrocknungskatastrophe ist und die Begattung der Wiederherstellungsversuch des Wasserdaseins. Damit verwendet Ferenczi den Plato-Freudschen Gedanken der Urzerreißung der lebenden Substanz nur für die Erklärung der Befruchtung und muß eine noch frühere Katastrophe annehmen, welche die Entstehung des Lebens aus der leblosen Substanz bedingt haben sollte.

Wir haben den Eindruck, daß die elementare biologische Tatsache der Zellteilung geeigneter wäre, dieselbe erklärende Rolle

für die Fortpflanzung überhaupt zu übernehmen, die Ferenczi der Autotomietendenz für die Befruchtung zuschreibt. Wir würden dagegen nichts einzuwenden haben, in der Zellteilung die Äußerung der allgemeinen Autotomietendenz zu erblicken, als Wiederholung der zerreißenden Urkatastrophe. Aber der Wiederherstellungsversuch des früheren Zustandes vor der Zerreißung wäre dann nicht nur die Befruchtung, sondern in erster Linie das Wachstum der Zerreißungsprodukte. Das Wachstum, die individuelle Entwicklung der Teilungsprodukte, ist doch der Vorgang, der den Zustand vor der Zerreißung — der Zellteilung — wiederherstellt. Zellteilung (Trennung von Soma und Keimplasma) = die Wiederholung der Urkatastrophe, Wachstum = die Wiederherstellung. Diese Erklärung umfaßt auch die Fortpflanzung ohne Befruchtung und die Befruchtung wäre dann nur eine sekundäre, mehr akzidentelle Erscheinung (siehe die akzidentelle Kopulation der Protisten), sie würde die Verstärkung der Wachstumsenergie bedeuten durch die Vereinigung zweier mit Wachstumstendenz geladenen Teilungsprodukte, deren Wachstumstendenzen sich addieren. Diese Theorie entspricht der Auffassung, die in der Fortpflanzung ein Wachstum über die Individualgrenze hinaus erblickt.

Wir möchten nur noch daran erinnern, daß wir diesen Gedanken vor Jahren bereits geäußert haben. Wir nannten damals die Zellteilung einen plötzlichen Durchbruch in der Richtung des Todestriebes, als den Ausdruck der von Freud supponierten Urzerreißung der lebenden Substanz und das Wachstum wollten wir als den darauffolgenden Wiederherstellungsversuch auffassen.[1] Am

---

1) Dr. Franz Alexander, Metapsychologische Betrachtungen. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. VII, 1921, S. 280. „Scheinbar hat jedoch das Wachstum eine Möglichkeitsgrenze, und wir sehen, wie bei den Protisten, daß einer Zeit des Wachstums die Teilung, die Fortpflanzung folgt. Nach der Teilung, welche den aufbauenden Vorgängen ein plötzliches Ende bereitet hat, entsteht nach dem Freudschen Prinzip eine Spannung, ein Drang, den der Teilung vorangehenden Zustand wiederherzustellen und die Teilung rückgängig zu machen. So würde ich den Sexualtrieb und die Freudsche Zerreißung der lebenden Materie auffassen. Dieser Trieb nach Wiedervereinigung drückt sich in der akzidentellen Kopulation der Protisten und in der sexuellen Vereinigung der höheren Lebewesen aus. Durch die Teilung, welche einen partiellen Tod oder wenigstens einen plötzlichen Ruck in der Todesrichtung bedeutet, schnellt die organische Materie auf einen früheren Zustand zurück, welcher dem leblosen nähersteht, und gibt dadurch den anabolischen Kräften eine neue Möglichkeit des Wirkens, welche in dem vollentwickelten Zustand vor der Teilung schon erschöpft war ... Die Vereinigung zweier mit dieser Spannung hochgeladenen Teile verdoppelt die Intensität der Wirkung und es entsteht der neue, rapide Aufbau.“

klarsten ist diese Beziehung zwischen Fortpflanzung und Wachstum bei den Protisten sichtbar, die durch einfache Teilung sich vermehren. Der Effekt der Teilung besteht hier wahrscheinlich nur in der Verminderung der Masse und des Volumens des Körpers. Durch das nach der Teilung einsetzende Wachstum der beiden Teilungsprodukte wird dieser Effekt der Teilung wieder rückgängig gemacht und der Zustand vor der Teilung wiederhergestellt. Die Fortpflanzung ist hier also ein reiner Autotomievorgang — im Sinne Ferenczis die Wiederholung der Urkatastrophe der Zerreißung — und das Wachstum ist der reziproke Vorgang der Wiedergutmachung. Teilung (Fortpflanzung) und Wachstum verhalten sich also ähnlich zueinander, wie Geburt und Koitus. Die Befruchtung wäre dann eine sekundäre Verstärkung der Wachstumstendenzen — wie Loebs Versuche es tatsächlich zeigen — und man könnte ihre urgeschichtlichen Motive nach dem geistreichen Gedankengang von Ferenczi als ein gegenseitiges Sich-Auffressenwollen der Teilungsprodukte auffassen, die in ihrem unersättlichen Wachstumsdrang und durch die äußere Not dazu getrieben werden. Aus diesen gegenseitigen Zerstörungstendenzen entsteht dann das Kompromiß des Zusammenwachsens. In diesem seinem letzten Gedanken führt Ferenczi selbst, ohne es zu merken, die Befruchtung auf die mehr elementare Tatsache des Wachstums zurück (gegenseitiges Auffressen). Wir glauben, daß Ferenczi diese Zurückführung der Befruchtung auf die der Teilung folgende Wachstumstendenz — die als der eigentliche Wiederherstellungsversuch anzusehen ist — als eine brauchbare Ergänzung seiner Theorie annehmen wird.

Einen anderen Einwand, aber einen auf die analytischen Erfahrungen gestützten, möchten wir gegen die Amphimixistheorie geltend machen. Nicht die Vermischung von prägenitalen Triebqualitäten in der Genitalität wollen wir bezweifeln, sondern die spezielle Hervorhebung der urethralen und analen Qualitäten. Es soll nicht geleugnet werden, daß in dem genitalen Trieb und besonders im Ejakulationsakt sowohl anale wie urethrale Qualitäten auffindbar sind. Doch diese selbst sind keine ursprünglichen elementaren Triebqualitäten und bilden zwar eine Vorstufe der Genitalität, aber sie selbst sind von noch elementareren Triebqualitäten zusammengesetzt.

Es ist auch nicht verständlich, warum die Oralerotik, die so wichtige, zum Teil von Ferenczi selbst beschriebene Beziehungen zur Genitalität hat, in der Dynamik der Ejakulation aus der

Amphimixis ausgeschlossen werden soll. Auch Helene Deutsch und Rank[1] haben kürzlich gerade hier auf wichtige Beziehungen hingewiesen. Es scheint uns vielmehr, daß die Amphimixis-Idee in ihrer anspruchsloseren und allgemeineren Form, in der sie von Freud ausgesprochen wurde, daß nämlich in der Genitalität alle Partialtriebe zusammengefaßt werden, der späteren Forschung weniger vorwegnimmt und keiner Korrektur bedürfen wird. Unsere psychoanalytische Erfahrung legt uns eine andere, auf die ursprüngliche Konzeption von Freud über die biologische Polarität der Seelenvorgänge gegründete[2] Vermutung nahe, daß die beiden elementaren Grundqualitäten, die in dem Genitaltrieb, aber auch bereits in den oralen, analen und urethralen Trieben, und zwar in verschiedenem Verhältnis enthalten sind, „Passiv" und „Aktiv" sind. In der Analerotik scheint die passive Komponente zu überwiegen, während die Urethralerotik einen mehr aktiven Charakter verrät. Doch ist mit Sicherheit anzunehmen, daß diese beiden Erotismen keine reinen Qualitäten darstellen, sondern selbst Mischungsergebnisse von Passiv und Aktiv sind. Der doppelte Charakter der oralen Erotik ist besonders deutlich. Die Säugesituation bedeutet sowohl ein passives Ernährtwerden wie auch ein aktives Auffressen und beide Bedeutungen sind dem Analytiker wohlbekannt.[3] Wenn also Ferenczi in der genitalen Erotik anale Zurückhaltungstendenzen und urethrales Hergeben erkennt, so findet er nur die ursprünglichen passiven und aktiven Elementarqualitäten wieder, die aber bereits sowohl in den analen wie in den urethralen Erotismen enthalten sind, wenn auch in verschiedenen Verhältnissen gemischt. Die Annahme, daß der Ejakulationsakt gerade einer urethro-analen Amphimixis entstammt, erscheint uns als eine willkürliche Bevorzugung dieser beiden schon selbst nicht mehr elementaren Qualitäten. Nachdem es Ferenczi gelungen ist, in der Phylogenese des Genitaltriebes die letzten Wurzeln aufzudecken, versucht er in seiner ontogenetischen Theorie Teilerklärungen,

---

1) Dr. Helene Deutsch, Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen. (Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse, Bd. V, 1925.) Dr. Otto Rank, Zur Genese der Genitalität.

2) Freud, Triebe und Triebschicksale, Gesammelte Schriften, Bd. V.

3) Ähnlicherweise ist in der Analerotik neben dem passiven Zurückhalten auch das aktive Herausdrücken als Lustquelle enthalten. Abraham hat in seinen feinen psychologischen Studien über die Analerotik besonders eindrucksvoll auf diese entgegengesetzten Lusttendenzen hingewiesen. (Abraham, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1924.)

die das analytische Beobachtungsmaterial nur einseitig berücksichtigen. Wenn eine persönliche Bemerkung erlaubt ist, ist Ferenczi ein so ausgesprochen intuitiver Geist, daß er bei der Theoriebildung dann am stärksten ist, wenn er nicht von einem reichen Tatsachenmaterial, sondern aus einigen Grunderfahrungen ausgehend, seine schöpferische Phantasie spielen lassen kann. Wir verdanken dieser Phantasie eine der umfassendsten Entdeckungen der psychoanalytischen Wissenschaft, die nicht nur nicht phantastisch ist, sondern nach unseren Erwartungen die baldigste Bestätigung seitens der langsamer nachhinkenden Einzelforschung erfahren wird. Wenn aus seinem Werk nichts anderes, als die Zurückführung des Genitaltriebes auf den „thalassalen Regressionszug" gültig zurückbleiben wird, so hat er damit eine eminente wissenschaftliche Leistung vollbracht und die Grundsteine einer neuen wissenschaftlichen Methode, die Bioanalyse, gelegt.

Es wäre noch die unliebsame und neben der großen Bedeutung des Grundgedankens unwichtige Pflicht einer kritischen Würdigung, auf andere Unebenheiten der Theoriebildung in diesem Werke hinzuweisen. Wir erklärten jedoch bereits, keine gelehrte Kritik zu geben, und so darf uns diese Aufgabe erspart bleiben.

Wie weit die von Ferenczi versuchte Ausdehnung der Katastrophentheorie sich bestätigen wird, kann heute erfahrungsgemäß nicht beurteilt werden. Wir haben schon früher unserer Empfindung Ausdruck gegeben, daß die eminente Bedeutung der eigentlichen Genitaltheorie Ferenczi dazu veranlaßt hat, der Tiefe seiner Spekulationen eine proportionierte Breite an die Seite zu stellen und den so fruchtbaren Gedanken der phylogenetischen Traumata auf die Gesamtheit der Lebenserscheinungen anzuwenden. Wir fassen diese Bestrebung Ferenczis eher als eine ästhetische auf und wollen die inhaltliche Berechtigung der Annahme zweier der Eintrocknung vorangehender geologischer Katastrophen nicht weiter erörtern.

Wie alle bedeutenden, aus den Tiefen der wissenschaftlichen Intuition stammenden Ergebnisse, so hat auch Ferenczis Theorie eine kulturgeschichtliche Bedeutung und kann als kulturgeschichtliches Symptom gedeutet werden. Wir versuchten bereits am Anfang, sie als einen gewaltigen Vorstoß gegen die materialistische Betrachtungsweise der modernen biologischen Wissenschaften darzustellen. Dabei haben wir den Anschein der Ungerechtigkeit gegenüber dieser hochverdienten Periode der Wissenschaften erwecken müssen. Es sei nun statt eines Werturteils eine kurze Analyse dieses Abschnittes in der Geschichte der Forschung versucht.

Ferenczis Werk liegt in der Linie unserer letzten Kulturentwicklung, die man als die Wiederentdeckung der Psyche bezeichnen kann. Wir haben nicht nur an dieser Stelle, sondern in einer anderen Abhandlung *(loc. cit.)* auf eine Gesetzmäßigkeit hingewiesen und diese auch genauer zu formulieren versucht. Diese Gesetzmäßigkeit, in der wir eine der Grundtatsachen des Lebensprozesses erblicken möchten, besteht in der Tendenz des Lebens, Vorgänge mit seelischer Besetzung zu automatisieren, oder, wie Breuer und Freud es ausgedrückt haben, bewegliche psychische Energie in tonische zu überführen. Dies ist ein ökonomisches Gesetz und bedeutet für die Organismen eine Kräfteersparnis, ermöglicht die durch die Entseelung gewisser Vorgänge gewonnene psychische Energie zu neuem Lebenskampf zu verwenden. Die Verdrängung ist eine Teilerscheinung dieses allgemeinen Prinzips: das Verdrängte ist bereits ein Zwischending zwischen Körper und Psyche, das Ziel der Verdrängung, die Entlastung des Bewußtseins. Dieses Prinzip, daß allen Körpervorgängen einmal seelische Motive zugrunde lagen, ist auch die unausgesprochene Grundlage von Ferenczis Bioanalyse. An einer anderen Stelle haben wir auch die anatomische Differenzierung in Gehirn und Rückenmark als den Ausdruck dieses Prinzips ausgesprochen. Diesem Prinzip ist es auch zuzuschreiben, daß der Bewußtseinsapparat, von der Arbeit der internen, automatisch ablaufenden, körperregulierenden Funktionen befreit, sich nach außen wenden kann und zur Beherrschung der Realität geeignet wird. Die letzte Periode der Kulturgeschichte steht ausgesprochen im Zeichen dieser „Nachaußenwendung“, die technische Beherrschung der Natur wird mit der vollständigen Blindheit nach innen erkauft. Der Techniker muß unpsychologisch sein und so war auch die Kulturperiode der Technik unpsychologisch.

Wir wissen aus der psychoanalytischen Erfahrung, daß der nach außen gewendete Sadismus sich wieder nach innen wenden muß gegen das eigene Selbst, wenn die Realität ihm einen mächtigeren Widerstand entgegensetzt. Wenn die Grenzen der expansiven, nach außen gerichteten Kultur erreicht sind, erwächst die Aufgabe für den Menschen, an sein eigenes Werk sich anpassen zu müssen. Die selbstgeschaffene Kultur bedroht wie ein seelenloser Golem seine eigene Existenz. Nach der übermäßigen alloplastischen Expansion folgt zwangsweise eine autoplastische Periode der Anpassung: der Selbstveränderung der inneren Vervollkommnung. Der biologische Apparat muß in dieser autoplastischen Rück-

wendung vollkommener werden, um den Kampf nach außen mit besseren Waffen wieder aufnehmen zu können. Jede solche Wendung nach innen kann vom Standpunkte des Lebenskampfes aus, den das biologische System mit der Außenwelt kämpft, als eine Niederlage betrachtet werden. Der Mensch wird erst dann Psychologe, wenn es ihm schlecht ergeht. Doch durch die Niederlage, durch das Leiden wird er tiefer und vollkommener, um aus dem nächsten Kampf wieder siegreich hervorzugehen. In dieser Kulturperiode, die ein moderner Denker den „Untergang des Abendlandes" genannt hat, wurde die Psyche wieder entdeckt. Es ist die Kulturaufgabe dieser Periode, sie möglichst weitgehend zu erforschen, bevor sie in der nächsten siegreichen Zeit einer kommenden dionysischen Kultur wieder in Vergessenheit geraten darf. Für diese Forschungsarbeit wird das Werk Ferenczis eine vornehme Rolle spielen.

Flucht aus der Weiblichkeit

Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung

Von

Karen Horney

Aus der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", Bd. XII, Heft 3 (erschienen am 6. Mai 1926, zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds).

Freud weist uns in einigen seiner letzten Arbeiten mit wachsender Dringlichkeit auf eine Einseitigkeit in der Richtung der analytischen Forschung hin, die darin besteht, daß bis vor nicht allzulanger Zeit nur die Psyche des Knaben und des Mannes zum Objekt der Untersuchungen gemacht wurde.

Der Grund hiezu liegt ja auf der Hand: Die Psychoanalyse ist die Schöpfung eines männlichen Genies, und auch fast alle, die seine Ideen weiterbildeten, waren Männer. Es ist nur recht und billig, daß ihnen eine männliche Psychologie näher lag, und daß sie von der Entwicklung des Mannes mehr verstanden als von der der Frau.

Einen grundlegenden Schritt zum Verständnis weiblicher Eigenart machte Freud selbst mit der Aufdeckung des Penisneides,

und bald zeigten die Arbeiten von van Ophuijsen und Abraham, welche große Rolle diesem Faktor in der Entwicklung der Frau und in der Bildung weiblicher Neurosen zukäme. Die Bedeutung des Penisneides ist in jüngster Zeit erweitert worden durch die Aufstellung der „phallischen Phase". Ihr Sinn besagt, daß in der infantilen Genitalorganisation für beide Geschlechter nur ein Genitale, nämlich das männliche, eine Rolle spiele, und daß eben hierin der Unterschied von der endgültigen Genitalorganisation der Erwachsenen liege.[1] Im Lichte dieser Anschauung wird die Klitoris als Phallus aufgefaßt und wird angenommen, daß auch das kleine Mädchen die Klitoris zunächst voll und ganz als Penis werte.[2]

Diese Phase wirke sich dann auf die weitere Entwicklung teils hemmend, teils fördernd aus. Helene Deutsch hat uns vorwiegend die hemmenden Wirkungen gezeigt; sie meint, daß im Beginn jeder neuen Sexualfunktion, also zu Beginn der Pubertät, des Sexualverkehrs, der Schwangerschaft und des Wochenbettes, diese Phase auflebe und jedesmal erst überwunden werden müsse, ehe es zu einer weiblichen Einstellung kommen könne. Freud hat ihre Auswirkung nach der positiven Seite hin erweitert, indem er meint, daß der Penisneid und seine Überwindung erst den Wunsch nach einem Kind und von da aus die Liebesbindung an den Vater ermögliche.[3]

Es fragt sich nun, ob durch diese Aufstellungen unsere Einsichten in die weibliche Entwicklung, die Freud selbst als unbefriedigend und lückenhaft bezeichnet, befriedigender und klarer geworden sind.

Es hat sich in der Wissenschaft oft als fruchtbar erwiesen, wenn man altbekannte Tatsachen von einem neuen Gesichtspunkt aus betrachtet. Denn es besteht sonst die Gefahr, daß man unwillkürlich alle neuen Beobachtungen immer wieder demselben festumrissenen Vorstellungskreis einordnet.

Diesen neuen Gesichtspunkt entnahm ich der Philosophie, und zwar einigen Essays von Georg Simmel.[4] Was Simmel dort ausführt und was seither vielfach, besonders von weiblicher Seite[5] her, durchgearbeitet worden ist, ist folgendes: Unsere ganze Kultur

---

1) Freud: Die infantile Genitalorganisation. (Ges. Schriften, Bd. V.)

2) Helene Deutsch: Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen. (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1925.)

3) Freud: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. (Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. XI, 1925.)

4) Georg Simmel: Philosophische Kultur.

5) Siehe besonders Vaerting: Männliche Eigenart im Frauenstaat und weibliche Eigenart im Männerstaat.

ist eine männliche Kultur. Staat, Gesetze, Moral, Religion, Wissenschaften sind Schöpfungen des Mannes. Weit entfernt davon, aus diesen Tatsachen — wie sonst üblich — auf eine Minderwertigkeit der Frau zu schließen, erweitert und vertieft er zunächst diesen Begriff der männlichen Kultur um ein Erhebliches: „Die künstlerischen Forderungen und der Patriotismus, die allgemeine Sittlichkeit und die besonderen sozialen Ideen, die Gerechtigkeit des praktischen Urteils und die Objektivität des theoretischen Erkennens, die Kraft und die Vertiefung des Lebens — alle diese Kategorien sind zwar gleichsam ihrer Form und ihrem Anspruch nach allgemein menschlich, aber in ihrer tatsächlichen historischen Gestaltung durchaus männlich. Nennen wir solche als absolut auftretenden Ideen einmal das Objektive schlechthin, so gilt im geschichtlichen Leben unserer Gattung die Gleichung: objektiv = männlich."

Simmel meint nun, daß die Erkenntnis dieser geschichtlichen Tatsachen darum so schwierig sei, weil auch die Normen, an denen die Werte männlichen und weiblichen Wesens gemessen würden, nicht „neutral, dem Gegensatz der Geschlechter enthoben, sondern selbst männlichen Wesens" seien. „Daß man an eine nicht nach Mann und Weib fragende, rein ‚menschliche' Kultur glaubt, entstammt demselben Grunde, aus dem sie eben nicht besteht: der sozusagen naiven Identifizierung von ‚Mensch' und ‚Mann', die auch in vielen Sprachen für beide Begriffe dasselbe Wort setzen läßt. Ich lasse für jetzt dahingestellt, ob dieser maskuline Charakter der Sachelemente unserer Kultur aus dem inneren Wesen der Geschlechter hervorgegangen ist oder nur einem, mit der Kulturfrage eigentlich nicht verbundenen Kraftübergewicht der Männer. Jedenfalls ist er die Veranlassung, weshalb unzulängliche Leistungen der verschiedensten Gebiete als ‚feminin' deklassiert und hervorragende Leistungen von Frauen als ‚ganz männlich' gerühmt werden."

Wie alle Wissenschaften, wie alle Wertsetzungen, war auch die Psychoanalyse der Frau bisher nur vom Manne aus gesehen. Es liegt im Wesen dieser männlichen Vormachtstellung, daß die subjektiven Gefühlsbeziehungen des Mannes zur Frau objektive Gültigkeit erlangten. Tatsächlich war nach Delius [1] die Psychologie der Frau ein Niederschlag von Wünschen und Enttäuschungen des Mannes.

1) Delius: Vom Erwachen der Frau.

Hiezu kommt als weiteres sehr verhängnisvolles Moment, daß die Frau sich den männlichen Wünschen anpaßte und ihre Anpassung als eigenes Wesen empfand, d. h. sich selbst auch so sah oder sieht, wie der männliche Wille es von ihr verlangte; also sich unbewußt der Suggestion des männlichen Denkens fügte.

Wenn man sich den Umfang klar macht, in dem unser ganzes Sein, Denken und Tun von diesen männlichen Normen durchsetzt ist, so wird klar, wie schwer es dem Einzelnen, auch der einzelnen Frau ist, sich von dieser Denkart wirklich frei zu machen.

Und die Frage ist die, inwieweit nicht auch die psychoanalytische Psychologie, soweit sie die Frau zum Objekt ihrer Forschung hat, unter ihrem Bann steht, und insofern das Stadium, in dem man mit unbefangener Selbstverständlichkeit nur die männliche Entwicklung sah, noch nicht ganz überwunden hätte. Anders gesagt: wie weit nicht die weibliche Entwicklung, wie sie sich uns jetzt analytisch darstellt, mit männlichem Maß gemessen ist und also dem eigentlichen Wesen der Frau nicht ganz gerecht wird.

Von hier aus gesehen erhält man zunächst einmal einen überraschenden Eindruck: Unser jetziges analytisches Bild der weiblichen Entwicklung — ob richtig oder falsch — gleicht auf alle Fälle auf ein Haar den Vorstellungen, die sich der Knabe aus seiner typischen Situation heraus vom Mädchen macht.

Diese Vorstellungen des Knaben sind uns gut bekannt. Ich will sie daher nur in wenigen Schlagworten skizzieren und unsere Vorstellungen von der weiblichen Entwickluug vergleichsweise danebensetzen.

Vorstellungen des Knaben:	*Unsere Vorstellungen der weiblichen Entwicklung:*
Naive Annahme, daß auch das Mädchen einen Penis besitze.	Für beide Geschlechter spielt nur das männliche Genitale eine Rolle.
Beobachtung des Penismangels.	Traurige Entdeckung der Penislosigkeit.
Vorstellung, das Mädchen sei ein kastrierter, verstümmelter Knabe.	Glaube des Mädchens, sie habe einen Penis besessen und sei kastriert.
Glaubt, daß das Mädchen von einer Strafe betroffen sei, die auch ihm drohe.	Kastration wird als vollzogene Strafe aufgefaßt.
Hält das Mädchen für minderwertig.	Hält sich für minderwertig. Penisneid.
Kann sich nicht vorstellen, wie das Mädchen jemals über diesen Verlust, resp. Neid wegkommen könnte.	Kommt nie über das Gefühl des Mangels und der Minderwertigkeit hinweg und muß ihre Männlichkeitswünsche immer aufs neue wieder überwinden.
Fürchtet ihren Neid.	Möchte sich dauernd am Mann für seinen Mehrbesitz rächen.

Diese gar zu genaue Übereinstimmung besagt nun sicherlich nichts über ihre objektive Richtigkeit: Die infantile Genitalorganisation des kleinen Mädchens könnte in Wirklichkeit eine so frappante Ähnlichkeit mit der des Knaben haben, wie wir das ja bisher angenommen haben.

Aber sie ist doch wohl geeignet, uns nachdenklich zu stimmen und andere Möglichkeiten in Betracht zu ziehen. Einmal könnte man, den Gedankengängen von Georg Simmel folgend, erwägen, ob die weibliche Anpassung an die männliche Struktur vielleicht schon in einem so frühen Zeitpunkt und in einem so hohen Grade einsetze, daß die biologische Eigenheit des kleinen Mädchens davon überwältigt würde. Ich komme an einer späteren Stelle kurz darauf zurück, daß es mir tatsächlich wahrscheinlich ist, daß eine solche Infizierung mit männlichem Denken schon in der Kindheit vor sich geht; aber, daß sie so restlos alles von Natur Gegebene in sich aufnehmen sollte, ist von vornherein nicht einleuchtend. Und so müssen wir uns der schon aufgeworfenen Frage zuwenden, ob diese merkwürdige Übereinstimmung vielleicht der Ausdruck einer Einseitigkeit unserer männlich gerichteten Beobachtungen sein könnte.

Gegen eine solche Vermutung macht sich zwar sofort ein innerer Protest geltend, der auf den sicheren Boden der Erfahrung hinweist, auf dem die analytische Forschung sich von jeher aufgebaut hat. Aber gleichzeitig mahnt uns eine erkenntnistheoretische Einsicht daran, daß dieser Boden nicht gar so zuverlässig ist, sondern daß jede Erfahrung ihrer Natur nach einen subjektiven Faktor enthält. So setzt sich auch unsere Erfahrung zusammen aus den direkten Beobachtungen an dem Material, das uns die Analysanden in Einfällen, Träumen und Symptomen in die Analyse bringen und den Deutungen, die wir geben, resp. den Schlüssen, die wir aus diesem Material ziehen. Daher ist auch bei gleich korrekter Technik die prinzipielle Möglichkeit verschiedener Erfahrungen gegeben.

Wenn man nun versucht, sich von dieser männlichen Art der Betrachtung frei zu machen, gewinnen fast alle Probleme der weiblichen Psychologie ein anderes Aussehen.

Zunächst fällt auf, daß immer nur oder doch vorwiegend der genitale Unterschied zwischen den Geschlechtern zum Angelpunkt der Betrachtungen gemacht wird und nicht auch der andere große biologische Unterschied, der in dem verschiedenen Anteil an der Fortpflanzung liegt.

Der männliche Standpunkt in der Auffassung der Mutterschaft tritt am reinsten in der äußerst geistreichen Genitaltheorie von Ferenczi[1] zutage. Er meint, daß der wesentliche Antrieb zum Koitus, sein eigentlicher letzter Sinn für beide Geschlechter in dem Verlangen liege, wieder in den Mutterleib zurückzukehren. Der Mann habe in einer Kampfphase sich das Vorrecht geschaffen, in Gestalt seines Gliedes wirklich wieder in einen Mutterleib einzudringen. Die Frau, als der früher einmal unterlegene Teil, habe sich dieser organischen Situation in ihrer Organisation fügen müssen und sei mit „Trosteinrichtungen" bedacht worden. Sie müsse sich „begnügen", mit phantasiemäßigen Ersatzprodukten und insbesondere mit dem Beherbergen des Kindes, dessen Glück sie mitgenieße. Höchstens beim Gebärakt stünden ihr vielleicht Lustmöglichkeiten offen, die der Mann nicht hätte.[2]

Die psychische Situation für die Frau sähe demnach wirklich nicht sehr erfreulich aus. Der eigentliche Urantrieb zum Koitus fehlt ihr, resp. es ist ihr jede direkte — wenn auch nur partielle — Erfüllung verschlossen. Der Antrieb und der Lustgewinn beim Koitus müßte demnach für sie zweifellos geringer sein als für den Mann. Denn sie kommt nur auf Umwegen, indirekt, zu einer gewissen Erfüllung der Ursehnsucht, also teils auf dem Umwege über eine masochistische Umwandlung, teils in der Identifizierung mit dem ev. Kind. Es sind das aber nur „Trosteinrichtungen". Das einzige, was sie schließlich vor dem Mann voraus hätte, wären die doch sehr fraglichen Lustgewinne beim Gebärakt.

An dieser Stelle muß man als Frau erstaunt fragen: Und die Mutterschaft? Und das selige Bewußtsein, ein neues Leben in sich zu tragen? Und das unerhörte Glück in der sich steigernden Erwartungsspannung auf das Erscheinen dieses neuen Wesens? Und das Glück, wenn es endlich da ist? Und wenn man es zuerst im Arm hat? Und die tiefe, lustvolle Befriedigung beim Stillen? Und das Glück der ganzen Säuglingspflege?

Nach mündlichen Äußerungen von Ferenczi hätte in jener Urkampfzeit, die für das Weibchen so betrüblich ausging, das Männchen als Sieger ihm auch die Last der Mutterschaft und was damit zusammenhängt, aufgebürdet.

Gewiß: vom sozialen Kampf aus gesehen, kann die Mutterschaft eine Beeinträchtigung bedeuten. Sicher tut sie das in heu-

1) Ferenczi, Versuch einer Genitaltheorie. (Intern. PsA. Verlag, 1924.)

2) S. a. Helene Deutsch: Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen, und Groddeck: Das Buch vom Es. (Internationaler Psychoanalytischer Verlag.)

tiger Zeit, viel weniger sicher in Zeiten, in denen die Menschen naturnäher waren.

Aber wir erklären ja auch den Penisneid aus den biologischen Verhältnissen und nicht von den sozialen Momenten her, sondern pflegen im Gegenteil das Gefühl der sozialen Beeinträchtigung der Frau unbesehen nur als Rationalisierung ihres Penisneides aufzufassen.

Biologisch betrachtet, verschafft aber die Mutterschaft, resp. die Fähigkeit zu ihr, der Frau eine ganz unbestreitbare und nicht geringe physiologische Überlegenheit. Das spiegelt sich auch aufs deutlichste im Unbewußten der männlichen Psyche wider, in dem intensiven Mutterschaftsneid des Knaben. Er ist uns als solcher allgemein bekannt, dürfte aber als dynamischer Faktor kaum genügend gewürdigt worden sein. Wenn man, wie ich, erst nach einer schon ziemlich langen Erfahrung an weiblichen Analysen, begonnen hat, männliche Analysen zu machen, erhält man einen völlig überraschenden Eindruck von der Intensität dieses Neides auf Schwangerschaft, Gebären und Mutterschaft sowie auf die Brüste und das Stillen.

Angesichts dieses analytischen Eindruckes liegt die Frage nahe, ob nicht in der oben beschriebenen Bewertung der Mutterschaft eine unbewußte männliche Entwertungstendenz ihren Weg über das Intellektuelle genommen hat? Eine Entwertung, die besagen würde: eigentlich wünscht sich die Frau ja doch nur einen Penis; die Mutterschaft ist doch schließlich nur eine Bürde, die den Kampf ums Dasein erschwert; und der Mann kann froh sein, daß er sie nicht zu tragen braucht.

Wenn Helene Deutsch schreibt, daß der Männlichkeitskomplex der Frau eine viel dominierendere Rolle spiele als der Weiblichkeitskomplex des Mannes, so scheint sie dabei zu übersehen, daß der männliche Neid offenbar erfolgreicher sublimiert wird als der Penisneid des Mädchens und sicher einen, wenn nicht den wesentlichen Impuls zur Schaffung kultureller Werte abgibt.

Schon sprachliche Bezeichnungen weisen auf diesen Ursprung kultureller Produktivität hin. Sie ist beim Manne in der historischen Zeit, die uns bekannt ist, zweifellos ungleich größer als bei der Frau. Sollte er nicht darum den ungeheuren Antrieb zur schöpferischen Gestaltung auf jedem Gebiet haben, weil die Empfindung seiner relativ geringen Rolle bei der Schaffung lebendigen Lebens ihn beständig zu einer überkompensierenden Leistung drängt?

Wenn dieser Zusammenhang richtig ist, so drängt sich das Problem auf, warum vom Penisneid der Frau kein entsprechender Antrieb zu einer Ausgleichsleistung ausgeht? Hier ergeben sich zwei Möglichkeiten: entweder ist er absolut geringer als der männliche Neid oder er wird weniger glücklich verarbeitet. Für beide Möglichkeiten ließen sich Begründungen anführen.

Für die größere Intensität des männlichen Neides könnte man die Betrachtung anstellen, daß ja eine faktische anatomische Benachteiligung der Frau doch nur vom Gesichtspunkt der prägenitalen Organisationsstufen gegeben ist,[1] während sie für die Genitalorganisation der Erwachsenen nicht besteht, denn die Frau ist doch offenbar nicht weniger, sondern nur anders zum Koitus befähigt als der Mann. Wohingegen der Anteil des Mannes an der Fortpflanzung endgültig geringer ist als der der Frau.

Ferner sehen wir, daß der Mann offenbar eine größere Nötigung dazu empfindet, die Frau zu entwerten als umgekehrt. Daß das Dogma der Minderwertigkeit der Frau von einer unbewußten männlichen Tendenz geschaffen war, konnte uns als Erkenntnis erst aufdämmern, nachdem man angefangen hatte, an der realen Berechtigung dieser Anschauung zu zweifeln. Stehen aber wirklich hinter diesen Überzeugungen von der weiblichen Minderwertigkeit Entwertungstendenzen des Mannes, so müssen wir von da aus auf einen sehr respektablen Antrieb zur Entwertung schließen.

Aber es spricht auch manches für eine in kultureller Hinsicht weniger glückliche Verarbeitung des Penisneides. Wir wissen ja, daß er im besten Falle im Wunsch nach Mann und Kind aufgeht und damit wahrscheinlich auch seinen Hauptantrieb zu einer Sublimierungsleistung einbüßt. In ungünstigen Fällen aber ist er, wie ich gleich näher ausführen werde, mit mehr Schuldgefühl belastet, als einer fruchtbaren Gestaltung dienlich ist; während die männliche Unfähigkeit zur Mutterschaft, wahrscheinlich als einfache Minderwertigkeit empfunden, ungehemmt ihre antreibende Kraft entfalten kann.

In diesen Ausführungen habe ich schon ein Problem gestreift, das gerade neuerdings wieder von Freud in den Vordergrund des Interesses geschoben worden ist:[2] die Entstehung und Auswirkung

1) Siehe Horney: Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes. (Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. IX, 1923.)

2) Freud: Über einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. (Ges. Schriften, Bd. XI.)

des Kindwunsches. Unsere Stellung zu diesem Problem hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts geändert. Es sei daher gestattet, kurz den Ausgangs- und den Endpunkt dieser historischen Entwicklung zu bezeichnen.

Die ursprüngliche Auffassung[1] ging dahin, daß der Penisneid sowohl zum Kindwunsch als zum Wunsch nach dem Mann eine narzißtische Verstärkung abgäbe, daß aber der Wunsch nach dem Mann unabhängig vom Kindwunsch entstünde. In der weiteren Entwicklung verschob sich der Akzent immer mehr auf den Penisneid, bis Freud in seiner jüngsten Arbeit über dieses Problem die Vermutung aussprach, daß der Penisneid und die Enttäuschung über den Penismangel beim Kinde überhaupt erst den Wunsch nach dem Kinde schaffe, und daß die zärtliche Zuwendung zum Vater erst auf diesem Umweg über Peniswunsch — Kindwunsch — ermöglicht würde.

Die Entwicklung im Sinne dieser letzteren Hypothese entsprang offenbar dem Bedürfnis, das biologische Prinzip der gegengeschlechtlichen Anziehung psychologisch zu erklären — entsprechend dem schon von Groddeck aufgestellten Problem: daß der Knabe die Mutter zum Liebesobjekt beibehält, ist verständlich; „aber wie kommt das Mädchen zum Anschluß an das andere Geschlecht?"[2]

Um diesem Problem näher zu kommen, müssen wir uns zunächst klar machen, daß unser Erfahrungsmaterial über den Männlichkeitskomplex der Frau aus zwei ganz verschiedenwertigen Quellen stammt. Die erste wird gebildet von direkten Kindheitsbeobachtungen. Bei ihnen spielt der subjektive Erfahrungsfaktor eine relativ geringe Rolle. Jedes nicht eingeschüchterte Mädchen zeigt ihren Penisneid offen und unbefangen. Wir sehen, daß sein Vorkommen typisch ist und verstehen gut, warum er das ist; verstehen, wie zu der narzißtischen Kränkung des scheinbar Wenigerhabens sich für das kleine Mädchen eine Reihe von Benachteiligungen aus den verschiedenen prägenitalen Besetzungen ergeben: die augenscheinliche Bevorzugung des Knaben hinsichtlich der Harnerotik, des Schautriebes, der Onanie.[3]

Ich möchte vorschlagen, diesen Penisneid des kleinen Mädchens, der sich offenbar rein auf den anatomischen Unterschied gründet, den primären zu nennen.

---

1) Freud: Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik.

2) Groddeck: Buch vom Es. (Internationaler Psychoanalytischer Verlag.)

3) Genauer in meiner früheren Arbeit: Zur Genese des weiblichen Kastrationskomplexes.

Die zweite Quelle, die unsere Erfahrungen speist, ist in dem Analysenmaterial erwachsener Frauen zu finden. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses schwieriger zu beurteilen ist und daher dem subjektiven Erfahrungsfaktor großen Spielraum gewährt. Wir sehen hier zunächst den Penisneid als einen Faktor von ungeheurer dynamischer Stärke wirksam. Wir beobachten, wie Patientinnen ihre weiblichen Funktionen ablehnen, mit der unbewußten Begründung der Männlichkeitswünsche. Wir sehen Phantasien, die besagen: „ich habe einen Penis besessen, ich bin ein kastrierter, verstümmelter Mann" mit ihrem Gefolge von Minderwertigkeitsgefühlen und ihrer Auswirkung in allen möglichen hartnäckigen hypochondrischen Vorstellungen. Wir sehen eine intensive feindselige Einstellung gegen den Mann, teils im Sinne der Entwertung, teils im Sinne des Kastrieren-, Lahmlegen-Wollens. Wir sehen, wie ganze Schicksale von hier aus entscheidend beeinflußt erscheinen.

Es lag sicher der Schluß nahe, — und er lag besonders unser aller männlich orientiertem Denken nahe — von diesen Eindrücken her eine Brücke zu schlagen zu jenem primären Penisneid und *rückläufig* zu schließen, daß ihm also eine ungeheure Intensität, eine ungeheure dynamische Kraft zu eigen sein müsse, da er doch imstande sei, solche Wirkungen zu entfalten. Und man übersah dabei, weniger im einzelnen als in der Gesamtbewertung, *daß diese Männlichkeitswünsche, die wir aus den Analysen Erwachsener kennen, nur mehr sehr wenig mit jenem früh-infantilen primären Penisneid zu tun haben, sondern daß sie eine sekundäre Bildung darstellen, in der alles Platz gefunden hat, was in der weiblichen Entwicklung mißglückt ist.*

Meine Erfahrungen haben mir nach wie vor in gleichbleibender Deutlichkeit gezeigt, daß es vom weiblichen Ödipus-Komplex aus nicht nur in Fällen extremen Scheiterns, sondern *regelmäßig* zu einer Regression auf den Penisneid kommt, natürlich in allen möglichen Graden und Abstufungen. Der Unterschied zwischen dem Ausgang des männlichen und des weiblichen Ödipus-Komplexes stellt sich mir für eine durchschnittliche Entwicklung etwa folgendermaßen dar: beim Knaben wird infolge der Kastrationsangst nur das Sexualobjekt, die Mutter, aufgegeben, aber die männliche Rolle als solche wird nicht nur weiter bejaht, sondern als Reaktion auf die Kastrationsangst eher überbetont, wie wir das in der männlichen Latenzzeit und Vorpubertät und meist auch im späteren

Leben deutlich sehen. Beim Mädchen wird nicht nur der Vater als Sexualobjekt aufgegeben, sondern es kommt gleichzeitig zu einem Zurückweichen vor der weiblichen Rolle überhaupt.

Um diese Flucht aus der Weiblichkeit zu verstehen, muß man die Verhältnisse der frühkindlichen Onanie berücksichtigen, in der ja die Erregungen des Ödipus-Komplexes ihren körperlichen Ausdruck finden.

Auch hier liegen die Verhältnisse für den Knaben viel klarer; — oder vielleicht sind sie uns auch nur bekannter? Sind sie uns beim Mädchen am Ende nur darum so unverständlich geworden, weil wir sie immer nur mit männlichen Augen gesehen haben? Es sieht ein wenig danach aus, wenn man dem kleinen Mädchen nicht einmal eine eigene Onanie zubilligt, sondern ihre autoerotischen Betätigungen schlechtweg als männlich kennzeichnet! Und wenn man den Unterschied, der doch nun einmal da sein muß, einfach als den des Negativs zum Positiv ansieht, d. h. im Falle der Onanieängste als den der angedrohten zur vollzogenen Kastration. Meine analytischen Erfahrungen lassen durchaus Raum für die Auffassung, daß das kleine Mädchen ihre eigene, weibliche, nebenbei auch technisch von der männlichen verschiedene, Onanie hat, selbst wenn diese, was mir nicht gesichert scheint, nur an der Klitoris stattfinden sollte. Ich sehe auch nicht ein, warum man der Klitoris, trotz ihrer entwicklungsgeschichtlichen Vergangenheit nicht ihre legitime Zugehörigkeit zum weiblichen Genitalapparat zubilligen soll.

Ob das Mädchen zur Zeit der Frühblüte ihrer genitalen Entwicklung vaginale Organempfindungen hat, ist aus dem analytischen Material Erwachsener ungeheuer schwer zu beurteilen. Ich bin in einer ganzen Reihe von Fällen geneigt, darauf zu schließen und werde das dazugehörige Material später vorlegen. Ihr Vorkommen ist mir aus den folgenden Überlegungen theoretisch sehr wahrscheinlich. Sicher zeigen die bekannten Phantasien, daß ein allzugroßer Penis gewaltsam eindringen, Schmerzen und Blutungen hervorrufen und etwas zerstören könnte, daß das kleine Mädchen ihren Ödipus-Phantasien das reale Mißverhältnis in der Größe zwischen Vater und Kind höchst realistisch zugrunde legt, so wie es dem plastisch-konkreten Denken des Kindes entspricht. Ich meine also, daß in diesem Sinne, sowohl der Ödipus-Phantasien, als auch der sich konsequenterweise daran knüpfenden Angst vor einer inneren — also vaginalen — Beschädigung, doch die Vagina neben der Klitoris eine Rolle in der frühinfantilen weiblichen

Genitalorganisation spielt.[1] Man könnte sogar aus den späteren Erscheinungen der Frigidität schließen, daß die Vaginalzone eher stärker mit Angst- und Abwehreffekten besetzt ist als die Klitoris, und zwar darum, weil die inzestuösen Wünsche mit der vollen Treffsicherheit des Unbewußten auf sie bezogen wurden. Im Sinne dieser Betrachtung müßte man die Frigidität als einen Ausdruck der Abwehr jener für das Ich so bedrohlichen Phantasien auffassen. Auch auf die von verschiedenen Autoren behaupteten unbewußten Lustgefühle bei der Entbindung, respektive die Angst vor ihr, würde von hier aus ein neues Licht fallen. Die Entbindung wäre nämlich in weit höherem Maße als der spätere Geschlechtsverkehr geeignet, gerade durch das Mißverhältnis zwischen Vagina und Kind und die dadurch entstehenden Schmerzen, für das Unbewußte eine — und zwar schuldfreie — Realisierung jener frühen Inzestphantasien darzustellen. Wie die Kastrationsangst des Knaben, steht auch die weibliche Genitalangst durchaus unter dem Druck der Schuldgefühle und verdankt ihnen ihre nachhaltige Wirkung.

Hiezu kommt eine Folgeerscheinung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes, die in derselben Richtung wirkt. Der Knabe kann nämlich sein Genitale daraufhin beobachten, ob die gefürchteten Folgen der Onanie eintreten; das Mädchen tappt hier buchstäblich im Dunkeln und bleibt in völliger Unsicherheit. Diese Möglichkeit einer Realitätsprüfung fällt natürlich bei schwererer Kastrationsangst für den Knaben nicht ins Gewicht, aber für die praktisch wegen ihrer Häufigkeit bedeutsameren Fälle leichterer Befürchtungen halte ich diesen Unterschied für recht beachtlich. Jedenfalls habe ich aus dem analytischen Material meiner weiblichen Analysen den Schluß gezogen, daß dieser Faktor eine beträchtliche Rolle im weiblichen Seelenleben spielt und zu der eigentümlichen inneren Unsicherheit beiträgt, wie wir sie bei Frauen so häufig finden.

Unter dem Druck dieser Angst flüchtet nun das Mädchen in eine fiktive männliche Rolle.

Was ist der ökonomische Gewinn dieser Flucht? Ich muß hier auf eine Erfahrung hinweisen, die wohl alle gemacht haben dürften; daß nämlich die Männlichkeitswünsche in der

1) Seitdem mir die Möglichkeit solcher Zusammenhänge klar wurde, habe ich viele Äußerungen, bei denen ich mich früher mit der Deutung einer Kastrationsphantasie im männlichen Sinne begnügt hätte, in diesem Sinne einer Angst vor der vaginalen Beschädigung aufzufassen gelernt.

Regel relativ bereitwillig zugegeben werden, aber daß sie — einmal akzeptiert — hartnäckig festgehalten werden, und zwar aus dem Grunde, um nicht die libidinösen Wünsche und Phantasien auf den Vater einsehen zu müssen. Sie stehen also im Dienste der Verdrängung dieser weiblichen Wünsche respektive des Widerstandes gegen ihre Aufdeckung. Diese immer wiederkehrende typische Erfahrung zwingt nach analytischen Grundsätzen zu dem Schluß, daß die Männlichkeitsphantasien früher einmal zu eben diesem Zweck der Sicherung gegen die libidinösen Wünsche auf den Vater aufgerichtet waren. Durch die Fiktion der Männlichkeit würde also die jetzt schuld- und angstbeladene weibliche Rolle vermieden. Zwar hat ein solches Ausweichen auf die männliche Linie notwendig Minderwertigkeitsgefühle im Gefolge, denn das Mädchen fängt jetzt an, sich an Ansprüchen und Werten zu messen, die ihrem eigenen biologischen Wesen fremd sind, und denen gegenüber sie sich also unzulänglich fühlen muß.

Obgleich nun diese Minderwertigkeitsgefühle sehr quälend sind, zeigen unsere analytischen Erfahrungen doch recht nachdrücklich, daß sie vom Ich leichter ertragen werden als die Schuldgefühle, mit denen die weibliche Einstellung verknüpft ist, und daß es also für das Ich doch zweifellos einen Gewinn bedeutet, wenn das Mädchen aus der Scylla der Schuldgefühle in die Charybdis der Minderwertigkeitsgefühle flüchtet.

Ein zweiter ökonomischer Gewinn erwächst aus der Vateridentifizierung, mit der die Regression auf den Penisbesitzwunsch ja in der Regel verknüpft ist: auch dieser Vorgang dient offenbar einer Lockerung der Objektbeziehung zum Vater und hilft gleichzeitig dazu, den schmerzlichen Objektverlust auf eine dem Ich annehmbare Weise zu überwinden.

In eben diesem Vorgang der Vateridentifizierung liegt ja bekanntlich auch die eine Antwort auf die Frage, warum die Flucht vor den weiblichen Wünschen auf den Vater gerade immer zu einer Männlichkeitseinstellung führt. Aus einigen Überlegungen, die sich an die obigen Betrachtungen anschließen, läßt sich diese Frage noch von einem anderen Gesichtspunkte her beleuchten.

Wir wissen, daß immer, wenn die Libidoentwicklung an eine Schranke stößt, eine frühere Organisationsstufe regressiv belebt wird. Nach der letzten Arbeit Freuds würde aber die Vorstufe zur eigentlichen Objektliebe zum Vater eben durch den Penisneid gebildet. Und so würde gerade dieser Gedankengang Freuds uns

ein Verständnis für die innere Notwendigkeit geben, daß die Lidido gerade auf dieses Vorstadium zurückströmen muß, wenn und soweit sie an der Inzestschranke zurückgeworfen wird.

Ich möchte der Auffassung Freuds, daß die Entwicklung zur Objektliebe für das Mädchen über den Penisneid geht, prinzipiell beistimmen, nur glaube ich, daß man sich von der Art dieses Entwicklungsganges auch ein anderes Bild machen könnte.

Wenn man nämlich sieht, einen wie starken Anteil seiner Wirksamkeit der primäre Penisneid erst rückläufig vom Ödipus-Komplex her empfängt, so muß man der Verlockung entsagen, die Äußerungen eines so elementaren Naturprinzips, wie es die gegengeschlechtliche Anziehung ist, von diesem Gesichtspunkt zu erfassen.

Man würde also hinsichtlich der psychologischen Erfassung dieses biologischen Urprinzips wieder vor einem *Ignoramus* stehen. Ja, darüber hinaus drängt sich mir immer stärker die Vermutung auf, ob nicht der Kausalzusammenhang gerade umgekehrt so sein könnte, daß es gerade die schon von früh an wirksame gegengeschlechtliche Anziehung ist, die das libidinöse Interesse des kleinen Mädchens auf den Penis hinzieht. Ein Interesse, das sich der Entwicklungsstufe entsprechend zunächst in autoerotischer und narzißtischer Weise auswirkt, so wie ich es früher beschrieben habe. Aus dieser Betrachtungsweise würden sich folgerichtig auch neue Problemstellungen für die Entstehung des männlichen Ödipus-Komplexes ergeben, die ich jedoch auf eine spätere Arbeit verschieben möchte. Wäre aber der Penisneid schon der erste Ausdruck jener rätselhaften Anziehung, so dürften wir uns auch von hier aus gesehen nicht wundern, ihn in Analysen in einer tieferen Schicht als den Kindwunsch und die zärtliche Vaterbindung anzutreffen. Der Penisneid würde dann der zärtlichen Einstellung zum Vater in einer anderen Weise als nur der der Enttäuschung den Weg bereiten. Man müßte dann vielmehr das libidinöse Interesse für den Penis im Sinne Abrahams als eine „Partialliebe" auffassen,[1] die, wie er meint, stets ein Vorstadium der eigentlichen Objektliebe bildet. Man könnte sich den Vorgang auch an einer Analogie aus dem späteren Leben verständlich machen, und zwar an der Beobachtung, daß gerade ein bewundernder Neid leicht zu einer Liebeseinstellung führt.

---

1) Abraham: Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido (Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1924.)

Was die überaus leichte Gangbarkeit dieser Regression betrifft, so möchte ich auf die analytische Erfahrung hinweisen,[1] daß in den Einfällen der Patientinnen der narzißtische Besitzwunsch nach dem Penis und das objektlibidinöse Begehren desselben oft so ineinander übergehen, daß man schwanken kann, in welchem Sinne ein „Haben-Wollen" gemeint ist.

Nun noch ein Wort zu den eigentlichen Kastrationsphantasien, die als auffallendster Bestandteil dem ganzen Komplex ihren Namen gegeben haben. Entsprechend meiner Auffassung der weiblichen Entwicklung muß ich auch sie als eine sekundäre Bildung betrachten. Ihre Entstehung denke ich mir so, daß bei der Flucht in die fiktive männliche Rolle auch die weibliche Genitalangst gewissermaßen in eine männliche Sprache übersetzt wird: aus der Angst vor der vaginalen Beschädigung wird eine Kastrationsphantasie. Diese Umwandlung bringt gleichzeitig den Gewinn mit sich, daß das Mädchen die Unsicherheit ihrer Straferwartung, die durch ihren anatomischen Bau bedingt ist, gegen eine konkrete Vorstellung eintauscht. Auch die Kastrationsphantasie steht unter dem Druck der alten Schuldgefühle — und der Penis wird von hier aus gewünscht als ein Beweis der Schuldlosigkeit.

Diese aus dem Ödipus-Komplex stammenden typischen Motive zu einer Flucht in die männliche Rolle werden nun verstärkt und unterhalten durch die tatsächliche Benachteiligung der Frau im sozialen Leben. Es ist natürlich gar nicht zu verkennen, daß die aus dieser letzten Quelle stammenden Männlichkeitswünsche sehr geeignet sind, jene unbewußten Motive zu rationalisieren. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß diese Benachteiligung doch eben ein Stück Realität ist, und daß sie sogar unendlich viel größer ist, als den meisten Frauen bewußt ist.

Georg Simmel sagt hierüber: „Das kulturelle Übergewicht des Mannes sei von seiner Machtstellung getragen" und man könne das geschichtliche Verhältnis der Geschlechter kraß als das des Herrn zum Sklaven ausdrücken. Wie immer gehöre es auch hier „zu den Privilegien des Herrn, daß er nicht immer daran zu denken braucht, daß er Herr ist, während die Position des Sklaven dafür sorgt, daß er seine Position nie vergißt".

In diesen Erwägungen dürfte wohl auch die Erklärung dafür liegen, warum dieser Faktor in der analytischen Literatur doch gar zu gering bewertet ist. Tatsächlich steht das Mädchen von

1) Schon von Freud in „Tabu der Virginität" erwähnt.

seiner Geburt an unter einer — ob gröberen oder feineren, aber unausweichlichen — Suggestion seiner Inferiorität, die den Männlichkeitskomplex dauernd speisen muß.

Dazu kommt noch eines: Infolge des bisher rein männlichen Charakters unserer Kultur war es für die Frau viel schwerer, zu einer ihrem Wesen adäquaten Sublimierung zu gelangen, denn alle gangbaren Berufe waren von männlichem Geist erfüllt. Von hier aus mußte wieder eine Rückwirkung auf ihre Minderwertigkeitsgefühle erfolgen. Denn natürlich konnte sie in diesen männlichen Berufen nicht dasselbe leisten wie der Mann, und so schien ihre Minderwertigkeit real begründet. Es scheint mir unmöglich, zu beurteilen, in einem wie hohen Grade die unbewußten Motive zu einer Flucht aus der Weiblichkeit von diesem Moment der tatsächlichen sozialen Unterlegenheit der Frau eine Verstärkung erfahren. Man könnte sich den Zusammenhang auch im Sinne einer Wechselwirkung der psychischen und sozialen Faktoren denken. Aber ich kann diese Probleme hier nur andeuten, denn sie sind so ernst und wichtig, daß sie einer gesonderten Untersuchung bedürfen.

Dieselben Faktoren müssen auf die Entwicklung des Mannes ganz anders einwirken. Sie führen einerseits dazu, daß er seine Weiblichkeitswünsche als mit dem Makel der Inferiorität behaftet viel intensiver verdrängt; und anderseits dazu, daß er es viel leichter hat, sie erfolgreich zu sublimieren.

In den vorstehenden Betrachtungen bin ich zu einer Auffassung über einige Probleme der Psychologie des Weibes gekommen, welche in manchen Punkten von den bisherigen Anschauungen abweicht. Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß dieses Bild nun von der anderen Seite her einseitig gesehen ist. In dieser Arbeit sollte aber vor allem der Versuch gemacht werden, auf eine mögliche Fehlerquelle hinzuweisen, die aus dem Geschlecht des Beobachters entspringt, und damit einen Schritt dem Ziele zu zu machen, das wir alle erstreben: jenseits von der Subjektivität männlicher oder weiblicher Betrachtung ein Bild von der psychischen Entwicklung der Frau zu gewinnen, das der Tatsache ihrer Eigenart und ihrem Anderssein in höherem Grade als bisher gerecht wird.

Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf

von

Dr. Ernst Simmel

Aus dem am 6. Mai zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds erschienenen Heft der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse" (Bd. XII, Heft 3).

Das Doktorspiel der Kinder, das uns aus direkter Beobachtung oder eigener Erinnerung gut bekannt ist, gehört oft zu den wenigen Erinnerungsresten, die die kindliche Amnesie überdauern. In ihm sind nach Freuds Formulierung „die infantilen Meinungen über das Wesen der Ehe aufbewahrt", wodurch ihm neben dem „Papa- und Mamaspiel" eine „besondere Bedeutung für die Symptomatologie der späteren Neurosen" zukommt.[1] Die verpönten, frühinfantilen Koitus- und Schwängerungsphantasien erscheinen dabei in den spielerischen Veranstaltungen zwischen „Arzt" und „Patient" wieder verwandelt, in dem sittlich einwandfreien Wunsch des Heilen-, beziehungsweise Gesundwerdenwollens. Das Instrumentarium des kleinen Arztes, das Penisäquivalente in Form von fingierten Hörrohren, Thermometern, Klistierspritzen und Operationsmessern enthält, verrät dabei deutlich die sadistische Auffassung des Aktes. Die zu behandelnde Krankheit selbst bedeutet sehr häufig in mehr oder weniger verhüllter Form die Schwangerschaft der Mutter. Nicht selten ist das Doktorspiel mit dem „Papa- und Mamaspiel" kombiniert, wobei das Leidenserlebnis einer Puppe als Kollektivkind zugeschoben wird. Diese geht meist in einer Art „negativer therapeutischer Reaktion" an der ihr applizierten „Behandlung" unter Verlust ihrer Gliedmaßen zugrunde. Sie wird ein Opfer des Kastrationskomplexes ihrer Schutzpatrone, denen sie das Ausleben aggressiver Tendenzen gestattet, die eigentlich den Konkurrenten um die elterliche Liebe, den Geschwistern, zugedacht sind.

Das Doktorspiel bietet also als Symbolhandlung sämtlichen im Ödipus-Konflikt entstehenden Regungen eine Auswirkung. Es ist eine Wiederholung der Urszene, wobei der Darsteller des Arztes sich mit dem Vater, der Darsteller des Patienten sich mit der Mutter identifiziert.

---

1) Freud, Über infantile Sexualtheorien. Gesammelte Schriften, Bd. V.

Die zunächst rätselhaft anmutende Tatsache, daß ein Kind ein so peinliches Erlebnis wie einen ärztlichen Eingriff als lustvoll immer und immer wiederholt, hat, wie wir wissen, Freud zu einem Ausgangspunkt seiner Betrachtungen über den Wiederholungszwang gewählt.[1] Einen Lustanteil des Spieles sieht er in der Möglichkeit für das Kind, sich aus der peinlichen Rolle infantiler Duldung zur Rolle des aktiven Erwachsenen, des Arztes, aufzuschwingen. Die dabei offen gelassene Frage über das Interesse des anderen mitspielenden Kindes an der Wiederholung des leidvollen Patientenerlebnisses beantwortet sich von selbst, wenn wir nach dem Gesagten den Begriff der Aktivität weiter fassen. Das Doktorspiel gibt jedem mitspielenden Kinde die Möglichkeit, die Urszene insgesamt aktiv zu inszenieren und zu genießen, an der es gerade wegen der ihm dabei zufallenden Rolle des nichtaktiven, unbeteiligten Dritten litt.

Vom Spiel ganz allgemein sagt Freud, daß sich bei ihm „Wiederholungszwang und direkte Triebbefriedigung zu intimer Gemeinsamkeit verschränken".[2] Der lustvolle, sehr erhebliche Beitrag der letzteren ist beim Doktorspiel nach dem Gesagten ohneweiters klar. Die Spielleistung erreicht hier, wie die Traumleistung und die neurotische Symptombildung, eine Erfüllung bewußtseinsunfähiger Wünsche durch die symbolische Entstellung, — nur daß es beim Traum und der Neurose aus der Verdrängung wiederkehrende Inzestwünsche sind, während das Doktorspiel, vorfallend noch zu einer Zeit, da das Ödipus-Erlebnis ein aktueller Konflikt ist, im Dienste des Versuches zu seiner Bewältigung selber steht. Bevor er am Ende, wie wir wissen, unter der Auswirkung des Kastrationskomplexes in die verschiedenen Möglichkeiten der Identifizierung aufgelöst wird,[3] ist während der ganzen Übergangszeit das Kind ständig in die Notwendigkeit versetzt, sich der immer wiederkehrenden traumatischen Einwirkung des Urszenenerlebnisses zu erwehren, beziehungsweise der Tatsache, daß die Eltern unerreichbare Sexualobjekte bleiben, zu verschließen. Diesem unerträglichen Wissen um die sexuellen Beziehungen zwischen den Eltern, beziehungsweise dem Verständnis dafür, entzieht sich das Kind durch „die Verdrängung", die an die Möglichkeit gebunden ist, der unlustbetonten Vorstellung einen quantitativ und qualitativ ausreichenden Libidobetrag zu

---

1) Freud, Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Schriften, Bd. VI.
2) l. c.
3) Freud, Der Untergang des Ödipus-Komplexes. Gesammelte Schriften, Bd. V.

entziehen.[1] Die dabei vom Objekt ins Ich zurückflutende, hier nach dem Dynamometer der infantilen Angst regulierte Libido drängt in der Motorik des Spielens der Objektwelt wieder zu.[2] Während also in der spielerischen Ausgestaltung des Symbolinhalts sich das „Lustprinzip“ auswirken will, stellt der Hang zum Spielen, „der Spieltrieb“, das Phänomen des Wiederholungszwanges dar, des Agierenmüssens, um verdrängen zu können.

Der mehr oder minder erreichte Effekt einer vollständigen Verdrängung ist dabei meines Erachtens ebenso mit dem Vorgang der Introjektion verknüpft wie die Identifizierung selbst. Je mehr von dem enttäuschenden Objekt einverleibt ist, desto mehr ist von ihm aus der äußeren Wahrnehmung verdrängt, desto vollkommener die Identifizierung. Desto höher steigt aber auch das Niveau der Ichlibido, das zur Entladung drängt. Man kann sagen: das Kind wird desto deutlicher und intensiver Mama und Papa spielen, agieren, je weniger es noch von den ehelichen Beziehungen seiner Eltern weiß, beziehungsweise versteht. Man kann, was aus Raummangel an dieser Stelle nicht weiter belegt werden kann, die Formulierung wagen: die Introjektion ist die Regressionsform des Verständnisses, die Aktion die Regressionsform der Verständigung. Erinnern wir uns dabei des von Freud erwähnten Beispieles des kleinen Jungen, der den Tod der geliebten Katze in der Form betrauerte, daß er auf allen Vieren kroch und miaute.[3] Die auf dieser Stufe noch aus Mangel an Wortvorstellungen nicht mögliche Bewältigung der Lust-einbuße, des Ver-lustes durch den Denkakt und die sprachliche Wiedergabe wird ermöglicht durch die Introjektion des Objektes unter Einbeziehung der ihm zugewandten Libido, die dann als Stauung der Ichlibido das Katzespiel in Gang setzt. Erwirbt doch auch das Kind in der frühesten Epoche seines Lebens mit seinem nur nach dem Primärvorgang arbeitenden Seelenapparat stufenweise seine ersten Fähigkeiten durch stückweise Introjektion der liebenswerten Persönlichkeiten seiner Umgebung. Daraus ergibt sich nicht nur seine Verständigungsmöglichkeit mit ihnen, sondern auch in zunehmendem Maße seine Unabhängigkeit von ihnen, wodurch es erst als Subjekt verselbständigt in die Objektwelt des

---

1) Freud, Die Verdrängung Gesammelte Schriften, Bd. V.

2) Diese Auffassung stimmt mit den Erfahrungen von Frau Melanie Klein überein, die in ihren Vorträgen betont, daß die Kinder „im Spiel die Eindrücke der Urszene abzureagieren streben“.

3) Freud, Massenpsychologie und Ich-Analyse. Gesammelte Schriften, Bd. VI.

Ödipus-Konfliktes hineingestellt wird. Bei der jetzt, in der „ersten Pubertätszeit“, aus genitaler Quelle sich steigernden Libido reicht der Primärvorgang zu ihrer Bewältigung nicht mehr aus. Die seelischen Bindungsvorgänge werden mobil gemacht, die zur Strukturierung des Ichs führen. Dabei kehren die wieder introjizierten Elternobjektvorstellungen aus der Verdrängung, aus dem Es ins Ich zurück und werden — analog der Traumzensur — in diesem geduldet, sofern sie sich die Angleichung an ein Ichideal der Realität, d. h. die Verhüllung durch ein solches gefallen lassen.

Es ist verständlich, daß zur Zeit, da diese Strukturierungsvorgänge des infantilen Ich noch im Werden sind, der „Doktor“, der ja für das Kind auch die Es-Interessen noch ausgiebig vertritt, ein ganz besonders brauchbares Ichideal abgibt. Der Arzt darf ja scheinbar aktiv all die Lustmechanismen betätigen, die dem Kinde versagt werden. Er erkennt keine Kleidung an, keine Scham. Er darf alles sehen, alles hören, mit Urin und Kot sich straflos beschäftigen. Er weiß alle Geheimnisse der Geschlechtsunterschiede wie des Kinderkriegens und verfügt allmächtig — wie der Vater über die Mutter — über den Körper des Kranken. Je nach dem besonderen Anspruch seiner eigenen erogenen Zonen und Partialtriebe wird das Kind dann ein anderes Moment des Arztseins beim Spiel bevorzugen oder aber seiner aggressiven, sadistischen Lust — der „Lust des Messers“ — speziell als Operateur frönen, um durch ein Agieren der Kastrationslust die eigene Kastrationsangst zu ersparen. Das Spielen scheint uns speziell am Doktorspiel ganz deutlich seine psychobiologische Funktion zu verraten, die seelischen Mechanismen zu üben, die zur glücklichen Erledigung des Ödipus-Konfliktes notwendig sind. Dadurch, daß das Über-Ich die überschüssige Ichlibido gewissermaßen als eine subjektivierte Objektlibido an sich zieht und hier über das reale Ichideal nach außen leitet, wird auch im Agieren des Spiels bereits ein Stück Außenwelt verändert und die Introversion des Konfliktes, d. h. die Erkrankung, verhütet.

Die spielerische Aktion erweist sich somit als Vorstufe der Berufsausübung; nur daß letztere sich nach dem Modell des aufgelösten Ödipus-Komplexes vollzieht, während das Spiel noch den Spiegel des Auflösungsprozesses selber darstellt.

Es dürfte in diesem Zusammenhange von einigem Interesse sein, das Doktorspiel einmal da zu betrachten, wo wir es gleichsam *in statu nascendi*, nämlich in der psychoanalytischen Kur, beobachten können. Das Agieren während derselben, das dem Übertragungs-

spiel zugrunde liegt, stellt ja oft seine Neuauflage, zum mindesten eine Art Erstauflage dar. Der Patient steht vor der Konsequenz der Wiederkehr des Verdrängten. Der im Symptom gebundene Überschuß an Ichlibido, die ursprünglich einmal als Objektlibido den Inzestobjekten angeheftet war, wendet sich dem Analytiker zu. Dadurch wird die Basis für ein Verständnis der psychoanalytischen Situation geschaffen, d. h. die Erkenntnis für die Liebesempfindung zum Arzt und die Vorwegnahme ihrer Versagung. Und wie seinerzeit der Ödipus-Konflikt aus dem Bewußtsein gedrängt wurde, so wird er jetzt auf dieselbe Weise der Rückkehr ins Bewußtsein entzogen.

Die ersten Angstanzeichen beim Patienten künden das Scheitern des Übertragungsversuches, den unter der Wirkung des Introjektionsvorganges einsetzenden Wiederholungsmechanismus an, d.h. das Agieren zum Schutze gegen das bewußte Verständnis. Der Patient sucht sich aus der Rolle des passiv Analysierten zur Rolle des aktiv Analysierenden aufzuschwingen und zuerst den Analytiker selber zu analysieren, indem er ihm alle Geheimnisse seiner Person und seiner Familie zu entlocken sucht. Hiebei enttäuscht, sucht der Analysand zum Ausgleich der unerträglichen Spannung zwischen Ich und Über-Ich, zur Vermeidung des Schuldgfühls, beziehungsweise der Gewissensangst, sein Eltern-Über-Ich dem Analytiker-Ichideal immer intensiver anzugleichen und so wie er immer mehr Persönlichkeiten direkt und indirekt in den Kreis psychoanalytischer Betrachtung und Behandlung zu ziehen. Der Patient will „Doktor" spielen, um nicht Kranker sein zu brauchen. Er will andere durch die Pychoanalyse retten, um sich selbst vor dem Analysiertwerden zu retten. Es wird verständlich, daß die Gewissensangst dabei als letzter Reizschutz manchen Analysanden treibt, selbst („wilder") Analytiker zu werden, ihn zu agieren, zu „spielen", um von der eigenen Psychoanalyse nichts verstehen zu brauchen.

Wir ahnen so, wie im Doktorspiel der ehemalige kleine Patient zur Rolle des Arztes kam.

Ein praktisches Beispiel aus der psychoanalytischen Behandlung dürfte das noch anschaulicher machen und dabei das Verständnis dafür anbahnen, daß auch ein Arztspieler wieder geneigt, ja genötigt sein kann, des Kranken Rolle zu agieren.

Eine Patientin mit einem Herzleiden (klinische Diagnose: „Essentielle Extrasystole") litt an der scheinbar unerfüllbaren Sehnsucht nach einem Kinde. Sie entzog sich der Konzeption —

vor der sie übrigens auch durch einen Vaginismus geschützt war — aus Angst, infolge ihres Herzleidens bei der Geburt sterben zu müssen. Nach einer Phase der Behandlung, in der sie sich verständnislos, „affektiv schwachsinnig" für alle Erklärungen erwies, die sich auf die psychische Genese ihres Leidens bezogen, forderte sie statt dessen ständig, — mich dabei schelmisch-infantil als „Onkel Doktor" apostrophierend — ich solle sie körperlich untersuchen. In ihrer therapeutischen Schau- und Exhibitionslust an mir enttäuscht, versuchte sie nun mein Interesse von sich ab und auf ihre ebenfalls herzkranke Mutter hinzulenken. Diese, die ihr Leiden sich bei der Geburt der um wenige Jahre jüngeren Schwester zugezogen, sei viel kränker als sie. Sie sollte ich also behandeln oder wenigstens untersuchen. Auf meine mehrfache Verweigerung brachte sie die halluzinatorische Erfüllung ihres Doktorspielwunsches in einem Traum: *Sie räumt ihrer Mutter eine ihrer eigenen Behandlungsstunden bei mir ein. Die Mutter liegt mit entblößtem Oberkörper auf dem Sofa zur Untersuchung bereit. Die Träumerin schaut gespannt zu, in „Befürchtung" der eventuell unglücklichen Diagnose. Der Analytiker setzt das Hörrohr auf die Brust der Mutter, wobei sich herausstellt, daß dieses zwecks tiefgehender Untersuchung in einen spitzen Dolch ausläuft, der der Mutter tief in die Herzgegend eindringt.* Die Träumerin erwacht mit einem Schreck.

Der Traum verrät deutlich, was die Patientin unbewußt beabsichtigt hatte. Der Analytiker sollte an ihr „Doktor" spielen, damit sie in der Rolle der Kranken die passive Hingabe an ihn als Vater-Imago im Agieren, d. h. ohne intellektuelle Einsicht, genießen kann. Da der Arzt sich ihr aber, wie seinerzeit der Vater im Papa- und Mamaspiel, versagte, identifiziert sie sich mit ihm und will jetzt durch Vermittlung des Analytikers an der Mutter Doktor spielen. Indem sie dabei im Interesse ihrer Schaulust die Urszene aktiv inszeniert, resigniert sie auf die Tätigkeit des Zuschauens unter der Bedingung, daß der Analytiker durch seine Behandlung an ihrer Stelle das Verbrechen des Muttermordes vollzieht und sie dadurch entsühnt.

Die Mutter als gehaßtes Objekt des Ödipus-Konfliktes ist vollständig introjiziert, verdrängt — die Mutter ist restlos im Ich aufgegangen. — Der Vater als geliebtes Objekt ist nur unvollkommen verdrängt, d. h. im Über-Ich subjektiviert. — Im passiv-femininen Masochismus erleidet das Ich so sein Über-Ich,[1] wie die Mutter den Vater. — Wir erkennen, die Patientin ist an dem Leiden ihrer Mutter erkrankt, weil ihr Über-Ich lediglich im Dienste der Es-Interessen stehend, den Ichlibidoüberschuß nicht im Dienste der Bearbeitung der Außenwelt (Spiele oder Berufs-

---

1) Freud: Das ökonomische Problem des Masochismus. Gesammelte Schriften, Bd. V.

ausübung) verwandt hat, sondern dem Ich, „das ja wesentlich ein Körper-Ich ist“, zurückgegeben hat, zur Abwandlung in der Innenwelt, in der inneren Motilität. — Jetzt versucht sie mit ihm nach außen zu agieren, Doktor zu spielen, um nicht krank sein zu brauchen, d. h. ihr Es-Über-Ich möglichst zu ersetzen durch das Real-Ich-Ideal des Arztes als Vertreter des realen Gewissens, der sie von der Introversion des Konfliktes erlösen soll. Durch Heilen möchte sie gesund werden. — Das in der Krankheit sich repräsentierende körperliche Agieren, das der Angstvermeidung, dem Spannungsausgleich zwischen Ich und Es dient, wird dabei in ein seelisches Agieren überführt aus Flucht vor der Gewissensangst, der Spannungsdifferenz zwischen Ich und Über-Ich. Durch Verwandlung des Schuldgefühls in Mitgefühl sucht sie sich vom Mit-Leiden zum Mit-Leid zu erheben, von der Funktion des Kranken zur Funktion des Arztes.

Dieser, wenn auch nur flüchtige, Einblick in die Rollenverteilung beim Doktorspiel der Kinder wie beim Doktor-Übertragungsspiel des Erwachsenen während der psychoanalytischen Kur berechtigt zu der Auffassung, daß das Individuum auf Grund des gleichen Triebanspruches Arzt werden kann oder Patient.

Damit erweist sich die Psychogenese des Arztberufes beim einzelnen als eine Wiederholung seiner Phylogenese, wie sie uns durch die Forschungen Róheims bekannt geworden ist.

Róheim wies nach, daß der Medizinmann der Primitiven einen Kulturfortschritt auf dem Wege der Triebumwandlung gegen den schwarzen Zauberer bedeutet. „Beim Zauberer finden wir die sadistisch-unsublimierten, beim Medizinmann dieselben Triebe in einer durch Identifikation mit dem Opfer gehemmten, d. h. sublimierten Form“.[1] Als schwarzer Zauberer hatte er, wie unsere Patientin in der Phantasie, das Urverbrechen, die Einverleibung, die Introjektion des Elternsubstituts vollzogen. Von diesem, das sich zu einem Exkrementalsymbol gewandelt hat, muß sich der Magier zur eigenen Entsühnung wieder befreien oder, in Projektion seiner Untat, es anderen einverleiben, um es dann ihnen wieder zu entziehen. Das introjizierte Elternsubstitut ist zum Krankheitsstoff geworden, dessen man sich zu Genesungszwecken entäußern muß. — Die Möglichkeit, ihn als Gesundungsstoff einem anderen wieder einzuverleiben, ergibt sich erst aus dem Fortschritt vom oral-anal-sadistischen zum genitalen Libidoanspruch. Dadurch erst wird das Exkrementalsymbol zu einem Sperma-, Penis- und

1) Róheim: „Nach dem Tode des Urvaters.“ Imago, Bd. IX, S. 83ff.

Kindsymbol. Unsere Patientin ist im Ödipus-Konflikt an der Synthese (Verschränkung) ihrer prägenitalen und genitalen Libidostrebungen gescheitert und versucht dieses nachzuholen durch das Doktorspiel der psychoanalytischen Kur, indem sie den ins Ich introjizierten Krankheitsstoff, das Muttersubstitut, aus der Verdrängung entläßt und ins Über-Ich aufnimmt. So wird sie nicht nur zum Vater, sondern auch zur Mutter, und zwar auch zur Mutter ihrer Mutter, der sie nun die Gesundheit, d. h. das Leben wieder schenken kann, das sie von ihr empfangen hat. Sie sucht sich vom Zwang des feminin-masochistischen Erleidens im Ich zu erlösen, indem sie gleichsam die Bisexualität im Über-Ich etabliert. Wir verstehen an dieser Stelle, daß ein tieferer, unbewußter Sinn dem abergläubischen Mißtrauen des Laien gegen die Behandlung durch kranke Ärzte zugrunde liegt, weil diese „sich nicht einmal selbst gesund machen können". Ihnen gegenüber besteht ja gewissermaßen immer noch der Verdacht, daß sie, um ihr masochistisches Ich vom Leiden zu entlasten, die sadistischen Triebregungen ihres Über-Ichs aus der inneren in die äußere Motilität umschalten und dem Kranken zuwenden.

In der Abwehr dieses Vorganges liegt aber auch die Gefahr begründet, daß der Arzt zum Kranken regredieren kann. Das wird um so eher erfolgen, wenn, wie bereits erwähnt, seine Berufswahl nicht auf Grund einer endgültigen Identifizierung des beendeten Ödipus-Konfliktes erfolgte, sondern seine Berufsbetätigung immer noch als ein Agieren, als ein Doktor-Spielen zur Bestreitung des Verdrängungsaufwandes angesehen werden kann. Für solchen Therapeuten kehrt ja im Patienten das Inzestobjekt wieder, das auf Grund der gleichen Identifizierungsvorgänge Patient geworden ist, wie er Arzt.

In meinen Vorlesungen über „Ärztliche Kunst und Psychoanalyse" am „Berliner Psychoanalytischen Institut" habe ich, seinerzeit noch unabhängig von den Róheimschen Forschungsergebnissen am ethnologischen Material, aus meinen eigenen Analysen und den Kenntnissen aus Freuds „Totem und Tabu" das nicht seltene Vorkommnis beleuchtet, daß Spezialärzte an ihrem Spezialfach erkranken. Ich nannte solche Ärzte Partialärzte, deren Berufsausübung psychoanalytisch gesehen einer Perversion gleichkommt, weil sie auf Grund ihres eigenen, an eine bestimmte erogene Zone gebundenen, unbewußten inzestuösen Libidoanspruches das betreffende Organ des Kranken oder eine bestimmte fachärztliche Betätigung mit einem Maß von Libido überbesetzen, daß der

ganze übrige Mensch infolge der relativen Libidoverschiebung auf das eine Organ ganz dem Bewußtsein oder wenigstens dem Verständnis des Therapeuten unzugänglich wird. Es liegt eine Art von Organfetischismus vor, der als Gegenbesetzung den Verdrängungsaufwand selber bestreitet. Statt nämlich auf den Patienten zu „übertragen", identifiziert sich der Spezialist mit ihm. Statt des Kranken Organ neu zu beleben, sucht er, wie unsere Analysandin dem kranken Herzen ihrer Mutter gegenüber, dieses introjektiv zu erfassen, zu „verdrängen". und muß so infolge seiner Ich- beziehungsweise Organlibidostauung selbst wieder erkranken. Er introvertiert wieder die Beziehungen zu seinen Patienten und regrediert wieder vom Verständnis zur Introjektion, von der mitteilenden „Äußerung" zur Aktion — vom Mit-Leid zum Mit-Leiden.

So sah ich Magenärzte magenkrank werden, Psychiater an Psychosen, Psychoanalytiker (aus „Gegenidentifizierung" statt aus Gegenübertragung) an Neurosen und Depressionen erkranken. Von einem Lungenspezialisten weiß ich, daß er an Asthma erkrankte, nachdem er während einer neurotischen Konfliktzeit nachts häufig zu einem asthmatischen Greise gerufen worden war. Dasselbe jedoch gilt nicht nur für den Therapeuten, sondern im besonderen auch für den spezialistischen Forscher, dessen aus inzestuöser Schaulust gespeister Wissenstrieb tabuiert wird und ihn nach dem Gesetz des Talion zwingt, wieder zu introjizieren und zu agieren, wo er die Vorgänge an einer bestimmten „erogenen Zone" nicht mehr verstehen und sich nicht mehr verständlich machen darf. Das bedeutet, er muß an dem Organ erkranken, an dem er forschen, *alias* „sündigen" wollte.

Mancherlei Schutzmaßnahmen bilden sich dabei häufig als Reaktionen heraus, die namentlich der Abwehr der destruktiven Triebregungen bei der Berufsbetätigung dienen. Hier seien nur zwei Beispiele erwähnt, die zeigen, wie einmal der Arzt seinen Patienten vor sich, das andere Mal sich vor sich selber schützen kann. So kenne ich einen vielbeschäftigten Therapeuten, der, um gut behandeln zu können, sich gestatten muß, seine Patienten bewußt zu hassen. Damit ihn diese Affekteinstellung aber im beruflichen Verkehr nicht stört, isoliert er sie zeitlich von seinem Tagewerk. Morgens, vor Beginn der Sprechstunde, pflegt er in seinem leeren Ordinationszimmer auf und ab zu laufen und dabei die draußen seiner Hilfe Wartenden aufs haßerfüllteste zu verwünschen und ausgiebig koprolalisch zu beschimpfen. Zum anderen Mal gibt es nicht wenige Ärzte, die

unbewußt in ihrer beruflichen Einstellung auf das „Exkrementalsymbol" als introjizierten Krankheitsstoff, als Elternsubstitut, regredieren. An Stelle dieses Exkrementalsymbols tritt für sie als Kotäquivalent das Geld, auf das sich dann die gesamte Inzestbedeutung des Kranken verschiebt. Dadurch wird das Geld des Patienten tabuiert, das der Arzt nicht berühren, nicht einnehmen (introjizieren) darf, wenn er selbst gesund, beziehungsweise frei von Schuldgefühl bleiben will. Er erspart sich eine Arbeitshemmung auf Kosten einer Erwerbshemmung.

So sehen wir noch in den modernsten Beziehungen zwischen Doktor und Kranken — dem Eintausch von Gesundheit gegen Geld — die ältesten Archaismen in ihrer prähistorischen gegenseitigen Bedingtheit sich störend bemerkbar machen. Denn jeder Arzt wiederholt in sich nicht nur die psychische Onto-, sondern auch die psychische Phylogenese seines Berufes. Der Beweis hiefür ergibt sich ja aus der Beobachtung der infantilen Doktorspiele, in denen wir bereits den Grundriß des späteren Berufes erkannten.

Es war darum für mich auch nicht überraschend, einmal ein solches Spiel in seiner Urform zu beobachten. Man kann es das „Urdoktorspiel" nennen, weil es noch unverhüllt auf der Bedeutung des Kranken als Feind und Vater basiert, und es sei bei dieser Gelegenheit hier mitgeteilt.

Ein zwölfjähriger Patient, der an Zwangsonanie unter sadistischen Phantasien litt, berichtete mir vom diesem Spiel, das er als Sechsjähriger mit anderen gleichaltrigen Knaben zu spielen pflegte. Für unsere Betrachtungen bleibt es dabei gleichgültig, ob das Spiel sich wirklich in allen Einzelheiten so, wie berichtet, zugetragen oder ob es durch nachträgliche Phantasien einige Ergänzungen erfahren hat.

Die Jungen spielten chirurgische Operation. Die Rollenverteilung war dabei folgende: Ein Knabe, der sich irgendwie mißliebig gemacht hatte, war der Kranke, die anderen waren Hauptoperateure und Assistenten. Zwei von ihnen war eine besondere Rolle vorbehalten: als Krankenschwester, die „Narkose machte", und als — „die Seele" des zu Operierenden.

Die Operation spielte sich immer in folgender Weise ab: „Die „Chirurgen" und auch die spätere „Seele" stürzten sich auf den Knaben und hieben mit Stöcken auf ihn ein, wobei sie nach Möglichkeit den Penis zu treffen suchten. Dann suchten sie den Patienten aufzufressen, und jeder „Arzt" mühte sich im Kampfe gegen den „Kollegen", ein möglichst großes Stück, „am liebsten den Popo", zu erwischen. Die Reste der Mahlzeit wurden in einem fingierten Freudenfeuer verbrannt, „der noch übrige Rest

des Kranken", d, h, die Person des Operierten, in einem Erdloch vergraben, was durch Zudecken mit dem Zimmerteppich markiert wurde. Hieran schloß sich ein orgastischer Tanz der vom Blut des Opfers berauschten Ärzte, die den am Boden Liegenden noch mit Fußtritten traktierten. Die „Seele" aber hatte sich inzwischen in der Zimmerecke versteckt, mußte von da aus ab und zu in die tanzende Horde hineinspringen und — unsichtbar — den einen oder den anderen zwicken. Die „Kollegen", in der Meinung, daß immer „der andere" solchen Schabernack triebe, fielen schließlich in allgemeiner gegenseitiger Prügelei übereinander her, bis am Ende eine universelle Versöhnung durch allgemeines Bonbonlutschen erfolgte.

Bei diesem Urdoktorspiel sehen wir in der modernen Kinderstube, unter der Auswirkung eines Urwiederholungszwanges, in allen Einzelheiten Vorgänge als Spiel zum Vorschein kommen, die Freud, rückschließend aus den Übereinstimmungen der Zwangserscheinungen der Neurotiker mit dem Zeremoniell der Naturvölker, als in der Urhorde vorgefallen vermutet hat.[1] Ich muß es mir ersparen, auf viele interessante Einzelheiten des Spieles in der vorliegenden Form einzugehen — wie zum Beispiel auf die Beleuchtung, die in ihr der Begriff „Kollegialität" und projiziertes Schuldgefühl erfährt — und will nur einiges, für unser Thema wesentliches, hervorheben.

Auf meinen Hinweis an den Jungen, daß Chirurgen ihre Kranken nicht umzubringen, sondern gesund zu machen pflegen, antwortete er mir, das habe er zurzeit des Spieles noch nicht gewußt. Damals hatte er geglaubt, Chirurgen seien Menschen, die alle anderen hassen und darum töten wollen. Zweimal hatte er sie in ihrer Betätigung kennen gelernt. Das eine Mal wurde seine Mutter operiert, ihr ein Gewächs aus dem Leibe entfernt, was ihn sehr erschreckte. Das andere Mal wurde ihm von demselben Chirurgen eine Wucherung aus der Nase herausgeschnitten. Dabei hatte er sich aus Angst so gewehrt, daß ihm der Chirurg „versehentlich" einen Zahn ausschlug. Es ist ohneweiters klar, daß der Knabe den Chirurgen mit seinem äußerst strengen und tyrannischen Vater identifizierte, dem er aus Kastrationsangst zu entweichen suchte. In der Nasenoperation realisiert sich dann für ihn die Identifizierung mit der gleichfalls vom Vater-Chirurgen operierten, d. h. koitierten Mutter und damit gleichzeitig die Gefahr der passiv-femininen Hingabe an den Vater, die Kastration, das Zum-Weibe-gemacht-Werden. Durch die symbolische

1) Freud: „Totem und Tabu", siehe auch Róheim: „Nach dem Tode des Urvaters."

Auswirkung der operativen Vergewaltigung fühlt sich der Sohn vom Vater entmannt und an der Möglichkeit, sich mit ihm zu identifizieren, gehindert. Das Chirurgspielen gibt ihm die aktive Vaterrolle zurück. Die Erfüllung dieses Wunsches stellt das Spiel wie der Traum in der Umkehrung dar; denn eigentlich wird er erst durch das Operieren (Kastrieren) zum Chirurgen. Durch die stückweise, kannibalische Einverleibung im allgemeinen und die Kastration des Kranken (Operateur-Imago) im besonderen erwirbt der Passive (Kranke) erst die Fähigkeiten, wie sie der infantilen Phantasie nach der Aktive im siegreichen Kampfe der Urszene betätigt. Er wird durch Introjektion des Vaters zum Vater, wie der Vater selbst erst dadurch zum Manne wird, daß er die Mutter zum Weibe macht, ihren Penis raubt (introjiziert). Dieser wird auch als exkrementalsymbolisches Elternsubstitut (Popo) einverleibt, wobei die Nates natürlich gleichzeitig die Bedeutung der Mammae haben. Letztere dürfen dann als ständige Lustquelle in der Außenwelt belassen werden[1] (das „versöhnliche Bonbonlutschen") und ermöglichen die Resignation, ein Kind zu bleiben. Die Tatsache, daß unser Patient in seinem Doktorspiel oft auch gerade die milde, durch Narkose schmerzlindernde Krankenschwester spielte, verrät seinen regressiven Anspruch auf die Funktion der Urmutter, die durch Säugen Schlaf und Schmerzlosigkeit verleiht.

So sehen wir gerade in diesem primitivsten aller Doktorspiele das Ich des Kindes im Kampfe um die verschiedenen Identifizierungen sich bereits abmühen, um aus ihnen sein Über-Ich zu bauen. Es strebt dem Postulat zu, sich von der Rolle femininer Passivität zu befreien und zur Rolle infantiler Passivität zurückzukehren, in welcher es sein Über-Ich nicht mehr zu erleiden braucht, — wie die Mutter den Vater — sondern sich dessen Förderung als sein Kind, als sein Werk, erfreuen darf. Der berufene Arzt speziell muß, wie mir deutlich wurde, in seinem Über-Ich die Synthese des in Vater und Mutter differenzierten Urmutterbegriffes vollzogen haben, will er nicht unerträgliche Spannungen zwischen seinem Über-Ich und seinem Ich (als „Mitleid" maskiertes Schuldgefühl) auf seinen Patienten, die Projektion seines Ichs, übertragen.

Die Betrachtungen eines Psychoanalytikers über den Beruf des Arztes bleiben aber unvollkommen, wollten wir uns am Schluß

1) Vgl. Karl Abraham: Zwei Stufen der oralen Entwicklungsphase der Libido, in: „Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen". („Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse", Nr. II. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1924.)

nicht daran erinnern, daß in ihm, in der gesellschaftlichen Ökonomie der Arbeitsteilung, die personifizierte Repräsentanz einer biologischen, psychophysischen Instanz erscheint, die Freud im „Lustprinzip" als „den Wächter des Lebens" entdeckt hat. Die destruktive Tendenz des Wiederholungszwanges als Todestrieb, die zum Abgleich aller Spannungen, besonders zur Beseitigung aller objektiven Spannungsquellen drängt, wird durch den Anspruch der narzißtischen Libido modifiziert. Diese vertritt den Wunsch nach Leben durch Lieben, uranfänglich und später regressiv sich immer und immer wiederholend, auf dem Wege introjektiver Einverleibung (introjektiver Verdrängung). Die Steigerung des Ichlibidoniveaus — der „Selbsterhaltungstrieb"[1] — macht dann als psychischen Reizschutz die Angst, als physischen Reizschutz ihr Äquivalent, den Schmerz, mobil. In beiden kündet sich gleichzeitig drohend der Destruktionstrieb an. Denn jeder Krankheitsprozeß ist unter der Steigerung des Ichlibidoanspruches ein gesteigerter Lebensvorgang, der aus sich selbst heraus die Tendenz zu einer beschleunigten Entspannung zeigt. Der „Umweg zum Tode",[2] den das Leben darstellt, wird durch die Krankheit in beschleunigtem Tempo zurückgelegt, und jedes kranke Organ ist dabei von den deletären Konsequenzen des steilen Libidoabfalles, dem Orgasmus, bedroht. Seelische Angst und körperlicher Schmerz sind die durchschnittlichen Alarmsignale, die den Arzt zur Hilfe herbeirufen. Die psychoanalytische Erkenntnis des Krankheitsproblems weist diesem neue Wege für seinen Heilplan. Die Befreiung des Menschen von der Angst und deren Symptomäquivalenten bedarf an dieser Stelle keines Wortes. Die Befreiung vom Organschmerz aber, der beispielsweise eine krankhafte Entzündung und die Bereitschaft zur bakteriellen Infektion ankündet, verlangt vom Körperarzt nicht in erster Linie ein operatives Eingreifen, sondern den Mut zu einer neuen Technik, wie sie der Analytiker aus der Freudschen Methodik gewonnen hat. Der Arzt muß sich in jedem Fall um die libidinöse Konstitution seiner Patienten kümmern. Er muß die Ursachen des besonderen erogenen Anspruches des kranken, d. h. schneller leben wollenden Organs erkunden und der Ökonomie der narzißtischen Libido zum Ausgleich verhelfen. Der Arzt, der aus „Mitleid", d. h. zur Vermei-

1) Vgl. Freud: Zur Einführung des Narzißmus. Ges. Schriften, Bd. VI.
2) Freud: Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI.

dung eigenen Schuldgefühls, seine Aufgabe nur darin sieht, den Schmerz durch Narkotika zu beseitigen oder zu lindern, läuft Gefahr, den „Wächter des Lebens" zu erschlagen und damit selbst zum Vollstrecker des Todestriebes zu werden.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Ödipuskomplex

Aus Stendhals Selbstbiographie:

Meine Mutter war eine reizende Frau, und ich war in sie verliebt. Ich setze schleunigst hinzu, daß ich sie mit sieben Jahren verlor. Als ich sie mit etwa sechs Jahren (1789) liebte, hatte ich durchaus denselben Charakter wie 1828, als ich Alberthe de Rubempré leidenschaftlich liebte. Meine Art, auf die Glücksjagd zu gehen, hat sich im Grunde genommen gar nicht geändert ... Ich wollte meine Mutter mit Küssen bedecken und wünschte, daß es keine Kleider gäbe. Sie liebte mich leidenschaftlich und küßte mich oft; ich erwiderte ihre Küsse mit solcher Glut, daß sie oft hinausgehen mußte. Ich verabscheute meinen Vater, wenn er unsre Liebkosungen unterbrach. Ich wollte sie stets auf die Brust küssen ... Sie starb in der Blüte der Jugend und Schönheit. Damit begann mein Innenleben.

Aus einem Brief Baudelaires:

Was liebt das Kind so leidenschaftlich in seiner Mutter, in seiner Wärterin, in seiner Lieblingsschwester? Ist es einfach nur das Wesen, das es nährt, kämmt, wäscht und wiegt? Es ist auch die Zärtlichkeit und die sinnliche Wollust. Dem Kinde wird diese Zärtlichkeit ohne Wissen der Frau durch ihre ganze weibliche Anmut offenbar. So liebt es seine Mutter, seine Schwester, seine Amme wegen des angenehmen Kitzels der Seide und des Pelzwerks, liebt den Duft ihres Halses und ihrer Haare, das Klirren des Geschmeides, das Spiel der Bänder usw., ... diesen ganzen mundus muliebris, der beim Hemd anfängt und sich in den Möbeln ausdrückt, denen die Frau das Gepräge ihres Geschlechtes verleiht.

Nietzsche in „Menschliches, Allzumenschliches":

Jedermann trägt ein Bild des Weibes von der Mutter her in sich, davon wird er bestimmt, die Weiber überhaupt zu verehren oder gering zu schätzen oder gegen sie im allgemeinen gleichgültig zu sein.

Nicht wahr, zwei Damen? Und der Schlag aufs Paradiesäpflein

Kapitel XXII aus „Der Seelensucher, Ein psychoanalytischer Roman“ von

Georg Groddeck

Thomas war, sobald er annehmen konnte, daß Agathe den Bahnhof geräumt hätte, dorthin geeilt und hatte sich, vereint mit dem seiner harrenden Keller-Caprese, in dem Zug nach Berlin niedergelassen. Er freute sich wie ein Schulknabe, seinen beiden Aufpassern entronnen zu sein, und um dieser Freude Ausdruck zu geben, setzte er sich dem Reisegefährten auf den Schoß, was ihm eine Mahnung, sich anständig zu betragen, von seiten des streng königlich preußisch gerichteten Schaffners eintrug. Er wollte sich gerade mit der Behauptung zur Wehr setzen, daß er lediglich Mutter und Kind mit seinem Freunde spiele, was bei dem riesigen Knebelbart Keller-Capreses, seinen haarigen Händen und der dicken Zigarre zwischen seinen Zähnen schwer zu glauben war, als vom Gang her eine Dame in das Coupé hineinäugte und mit den Worten:

„Nein, wie ich mich freue, lieber Meister, Sie hier zu treffen“, beide Hände zum Gruß vorgestreckt, auf Keller-Caprese zueilte.

Thomas sprang sofort auf, und während der Maler mit gut gespieltem Erstaunen der Dame die Hand küßte und ihr dabei zuflüsterte: „Ich fürchtete schon, Ihr würdet nicht kommen“ — half Weltlein einem jungen Ding in etwas kurzen Kleidern mit einem kindlich rundbackigen Engelsgesicht, das Handgepäck im Netz unterzubringen.

„Es ist reizend, Sie und Ihr Fräulein Tochter nach so langer Zeit zu sehen, Frau von Lengsdorf. Hoffentlich führt uns der gleiche Weg nach Berlin.“

„Gewiß, gewiß.“ Die Dame lächelte den Schaffner, als sie ihm das Billett zur Kontrolle zeigte, ebenso bezaubernd an wie den Künstler. „Ich will der Kleinen ein wenig die Hauptstadt zeigen und sie in die Gesellschaft einführen. Die Fürstin Pleß bat schon lange darum, ihr das Kind einmal mitzubringen, und Prinz Victor hat uns Karten zum Subskriptionsball besorgt. Da soll sie dann Majestät vorgestellt werden. Nicht wahr, Helene?“

Thomas, der gerade eine Ladung Schirme oben im Netz unterzubringen suchte, guckte mit halb gewendetem Kopf an seinen ausgestreckten Armen vorbei zu dem jungen Mädchen hinab, pustete langsam durch die zugespitzten Lippen und sah in seinem erkünstelten Respekt so drollig aus, daß das Fräulein erst heftig errötete, ihn dann voll und offen anblickte und zutraulich zulächelte.

Frau von Lengsdorf, deren große Smaragdohrringe bei jeder Bewegung die Menschen zur Bewunderung der reizenden Ohrmuscheln aufzufordern schienen, warf einen fragenden Blick auf Keller-Caprese und streckte dann nach glücklich verlaufener Vorstellung dem hilfsbereiten Weltlein ihre Hand entgegen, als ob sie einen vertrauten Freund nach langer Trennung wiedersähe.

„Ihr Freund Lachmann hat mir von Ihnen erzählt, nicht wahr, Helene? Und in Bäuchlingen sind Sie zu Hause. Solch ein wunderhübsch gelegenes Städtchen, nicht? Du besinnst dich doch, Kind. Bäuchlingen mit der schönen Aussicht oben auf dem Berg, wie heißt er doch, nun, du weißt es doch, nicht, Liebling? Burg —“

„Ah, Sie meinen die Lügenburg, nicht?“ half Thomas aus und begleitete diese Erfindung seiner Phantasie mit einem zufriedenen Lachen, das ihm den Bauch erschütterte.

„Richtig, richtig“, mischte sich jetzt Helene in das Gespräch. „Ich besinne mich jetzt ganz gut. Wir waren mit dem Grafen Andor oben. Ich sehe ihn noch, wie er auf die Mauerbrüstung kletterte, um dort ein Glockenblümchen zu pflücken.“ Sie sah mit den Unschuldsaugen traumverloren in die Vergangenheit. „Ich hatte schreckliche Angst, er könnte fallen, und der Abgrund war —“

„Ach ja, der gute Andor,“ sagte Frau von Lengsdorf, „er hätte gewiß sein Leben hingegeben, wenn er dir damit hätte Freude machen können, nicht?“, und dabei strich sie ihrem Töchterchen über die Wange und ließ ein kostbares Armband im Lichte spielen. „Sie sollten auch einmal nach Bäuchlingen kommen, lieber Meister“, wandte sie sich an Keller-Caprese.

„Das ist eine köstliche Idee,“ jubelte das Fräulein, „wir wollen uns alle dort treffen und auf der Lügenburg Kaffee trinken.“

Frau von Lengsdorf war im Begriff, ihren Schleier hochzuheben, hinter dem sie ein paar Falten verbarg, mitten in der Bewegung stutzte sie.

Thomas nickte ihr freundlich zu und sagte: „Ich muß Ihnen mein Kompliment machen, gnädige Frau, das heißt, eigentlich muß ich Ihnen eine ganze Menge machen. Sie besitzen ja alles, was man an Vollkommenheit am Weibe wünschen kann, nicht? Schönheit, Grazie, Liebenswürdigkeit, und Ihr Fräulein Tochter auch, nicht wahr? Aber vor allem, Sie haben ihr Kind gut erzogen. Haben ihr das mitgegeben, was Sie selbst in so hohem Grade besitzen und was sich nun bei der Tochter zur Vollkommenheit entwickelt hat, nicht wahr, Keller-Caprese?"

Dem Maler war ungemütlich zu Mute, er nickte nur, während Frau von Lengsdorf sich verbindlich ihrem Gegenüber zuneigte und ihre schönen Zähne zeigend, sagte: „Ja, ich habe mir Mühe gegeben mit dem Kinde, aber ich weiß nicht, was bei mir so hervorragend und bei meiner Tochter zur Vollkommenheit entwickelt ist."

„Die Wahrheitsliebe, gnädige Frau."

Frau von Lengsdorf streckte ihm die Hand entgegen — „Welch ein schönes Wort." Helene errötete kindlich unschuldig und Keller-Caprese hätte beinah die Zigarre verschluckt, so tief steckte er sie in den Mund, um nicht laut zu lachen.

Thomas hielt die Hand der Dame, holte sich unbefangen die Helenens dazu und sagte: „Sehen Sie, wenn andere Leute lügen, dann suchen sie das zu verbergen, aber Sie, gnädige Frau, setzen, wenn Sie lügen, Ihren Worten ein „nicht" oder „nicht wahr" hinzu, das ist der Gipfel der Ehrlichkeit, nicht wahr?"

Frau von Lengsdorf wurde zum erstenmal in ihrem Leben verlegen und versuchte, ihre Hand zurückzuziehen.

Thomas aber fuhr unbeirrt fort. „Der Gipfel? Den hat Fräulein Helene erklommen. Wenn sie etwas sagt, sei es, was es sei, selbst wenn sie das nicht wahr hinzufügt, glaubt man ihr. Solch kindlich reine Züge können nicht lügen; aber sie errötet und sie zwinkert mit den Augen, und man weiß dann, daß sie immer lügt."

„Mein Herr, diese Beleidigung —", Frau von Lengsdorf war im Begriff, den ganzen Plan, den sie mit Keller-Caprese ausgeheckt hatte, über den Haufen zu werfen, so wenig fühlte sie sich der Situation gewachsen, aber Thomas kam ihr zu Hilfe.

„Verzeihung, ich wollte Sie nicht kränken, im Gegenteil, ich bewundere Sie. Ich halte das Lügen nicht für ein Laster, sondern für einen Grundpfeiler alles Schönen, Edlen und Herrlichen. Den Menschen lügen zu lehren, sollte das Ziel aller Erziehung sein.

Es wäre viel vernünftiger, ein Kind zu strafen, wenn es einmal zufällig die Wahrheit sagt, als es für das Lügen zu schlagen. Dem Kinde würde dann der schreckliche, in seinen Folgen geradezu verheerend wirkende Konflikt erspart, der daraus entsteht, daß die Eltern immer lügen dürfen und immer lügen, während das Kind die Wahrheit sagen soll. Nehmen Sie die Lüge aus der Welt und es bleibt nichts übrig. Der Staat, der Handel, die Wissenschaft, die Religion — was ist es anderes als Lüge? Und nun gar die Kunst. Keller-Caprese wird es mir bezeugen, er erzählt der Welt, daß er malt, aber er weiß, daß er lügt."

Helene wollte sich ausschütten vor Lachen über die Gesichter der beiden andern Zuhörer. Sie hatte den Hut abgenommen und spielte damit, bis er vom Schoß rutschte und über den Boden rollte. Als sie aufsprang und sich bückte, stieg in Thomas, bei so gefährlicher Nähe beider Weltenhalbkugeln, eine tolle Idee auf.

„Warte du", rief er und klapste ihr munter eines hinten drauf.

Frau von Lengsdorf fuhr vom Sitz auf. „Was erlauben Sie sich", keifte sie Weltlein an. Aber schon hatte der Maler, halb erstickt vor Lachen über das dämliche Gesicht des Mädchens, das vor Überraschung kein Wort hervorbringen konnte, sie am Arm gepackt.

„Nimm dich doch in acht," rief er ihr ungeniert zu, „du verdirbst ja alles."

Thomas hatte die Hand auf den Kopf der vor ihm stehenden Helene gelegt. „Ich sehe doch, daß sie es gewöhnt ist, wenn auch vielleicht von früheren Jahren her," sagte er, „so wie sie legt nur jemand, der es gelernt hat, die Hand auf die bedrohte Festung, und auch Sie, Gnädigste, begleiten zu oft Ihre Worte mit Armbewegungen, die beweisen, wie gern und oft Ihre Hand ausrutschte, wie es die meine tat. Es wäre übrigens eine Beleidigung gewesen, wenn ich dieser appetitlichen Herausforderung beider Hemisphären nicht gefolgt wäre." Er zog das Mädchen an sich heran, was sie benutzte, um sich dicht an ihn zu drängen und mit der Engelsmiene des Töchterchens ihre linke Brust in seine Hand zu schmiegen. Dabei zwinkerte sie dem Maler zu, der befriedigt erst die rechte, dann die linke Hälfte seines Schnurrbarts strich, die Zigarre in den Mund und beide Hände in die Hosentaschen steckte, sich zurücklehnte und vergnügt paffte.

„Sehen Sie, Lügenmaler, wie sie jetzt zwinkert. Sie brauchen es nicht zu glauben, wenn sie sich an mich drückt, aber die Berührung der Halbkugel, sei sie vorn oder hinten, hat sie doch gern."

Helene stieß seine Hand fort und setzte sich nieder. Thomas fuhr unbeirrt fort. „Das ist die unsterbliche Evanatur. Mit solchem Apfel verführte schon die Menschenmutter den Adam. Hoffen wir, daß ihre Brust so schön und prall war wie die dieses Kindes, für das ich gewiß kein richtiger Adam bin. Mit meiner fünfundvierzigjährigen Schlange darf ich das Paradiesgärtlein nicht einmal betreten. Und beachten Sie doch," er wurde immer eifriger, „und Sie, glückliche Mutter, die Sie dieses Wunder der Welt neun Monate lang trugen, welch ein schönes Beispiel innerer Ansteckung sie ist. Die Ohren sind unter der Frisur versteckt und sagen den wahren Spruch: Wer nicht hören kann, muß fühlen. Und um deutlich zu machen, wo das ersehnte Gefühl sitzt, ist das Haar scharf in der Mitte gescheitelt, ich sehe" — er fuhr den Scheitel mit dem Finger entlang — „die liebliche Kerbe im Geist und fühle den Flaum des rundlichen Pfirsichs."

„Unverschämter," brauste Frau von Lengsdorf auf und wollte seine Hand fortreißen. Aber Thomas holte aus seiner Hosentasche eine Hand voll Goldstücke, steckte sie wieder ein und sah die Mutter mit einem grausamen Blick an, so daß sich Helene wie in Erwartung einer Züchtigung duckte.

„Umsonst ist der Tod, Gnädigste, und ich habe Narrenfreiheit."

Sie biß sich auf die Lippen, kniff sich in Keller-Capreses Arm ein und schwieg.

„Die Mutter dieses wundervollen Kindes ist schon der Anbetung würdig, die reife Schönheit strotzt uns entgegen, aber welcher Unterschied der Charaktere, welche Weiterbildung, wie in der inneren Wahrhaftigkeit, so in der äußeren Form. Dort eine Brosche mit leuchtenden Steinen, die den Blick zur Doppelquelle der Lust und Mütterlichkeit lenkt; hier keine Spur von Schmuck, dafür aber — sehen Sie nur das Kinn, wie lieblich es gespalten ist, ein kleiner lieber Popo, einladend zum Tätscheln. Glauben Sie mir, die Seele bildet den Körper und alle die, die diese Kinnbildung haben, lieben das Schlagen. Wollen wir Schule spielen, Helenchen? Unartiges Kind spielen? In Wahrheit wieder einmal, wie wir es taten, als wir klein waren? Überlege es dir, wie nett es war, vom Spielgenossen übergelegt zu werden."

Das Mädchen sah starr vor sich hin, sie hatte das Kinn in die Hand gestützt, so daß der kleine Finger an den Lippen war, und

mit der anderen Hand öffnete und schloß sie abwechselnd die Druckknöpfe ihrer Handschuhe, die vor ihr auf dem Schoße lagen, während Keller-Caprese den Knebel seiner Uhrkette im Knopfloch hin und her zog und Frau von Lengsdorf nervös mit dem Sonnenschirm gegen ihre Stiefelspitze klopfte. Thomas hatte die Arme über der Brust gekreuzt und sah scharf von einem zum andern.

„Ansteckung," sagte er plötzlich, „Sie wissen nicht, was Sie tun."

In diesem Augenblick eilte der Pikkolo des Speisewagens vorbei, rief sein gewohntes: „Das Diner ist serviert" und stierte dabei gierig nach der üppigen Brosche der üppigen Frau.

„Den unmündigen Adam lockt, was reichlich rund ist. Die Säuglingsjahre liegen ihm näher als mir. Man sagt, ich sei lange mit der Flasche genährt worden; so etwas bleibt, nur wandelt sich mir Milch in Wein, Silber in Gold. Weiser Niedlich", rief er in Erinnerung versunken, „wie gut, daß ich dich auf dem Weg der Schmerzen traf und von dir lernte, wie tief der Sinn des Geldes ist. Vermögen, Geld und Jugend" — er sah ernsthaft der Frau von Lengsdorf in das böse lächelnde Gesicht, „sind selten gepaart, und hat das Mädchen die leere Tasche, ist's gut, den Mann zu finden, der sie mit seinem Vermögen füllen kann. Nur hurtig muß man sein, Gnädigste, die Beine auseinander reißen, um vorwärts zu kommen. Auf die langen Beine kommt es an. Und" — er steckte wieder die Hände in die Hosentaschen und klimperte mit dem Gelde — „Helenchen weiß darauf zu laufen, in ihrer Unschuld geschickter als die Läufischsten. Die schlagen, wenn sie zeigen wollen, die Beine übereinander und wippen mit dem Fuß das Kleid ein wenig hoch, dies Kind," er legte wieder die Hand auf Helenens Kopf, die voll Wut danach mit den Zähnen schnappte, „wird vom inneren Gott geleitet. Wenn es sich hinsetzt, wir sehen es alle, streicht es die Röcke mit der Hand nach unten, d. i. sehnsuchtweckend und verheißend, ist das Verlangen nach der Gegenbewegung. Tief ist das Leben, glaubt es nur. Zuerst das Stehen," er streckte den Zeigefinger aus, um ihn langsam zu krümmen, „dann das Zusammensinken beim Hinsetzen und danach ist's wohl richtig, das Kleid zu ordnen. Auf Wiedersehen, meine Damen, in Berlin, ich gehe speisen."

Er trat auf den Korridor hinaus und schritt in der Richtung des Speisewagens vorwärts. Als er die Gangtür zum nächsten Halbwagen öffnete, stolperte er und fiel nach vorn. Nach einem Halt suchend, faßte er eine Coupétür, sie gab nach, schloß sich rollend

und klemmte ihm, während er auf das eine Knie sank, empfindlich die rechte Hand. Unwillkürlich steckte er die schmerzenden Finger in den Mund, dann aber streckte er anbetend die Arme empor und rief laut und deutlich die Worte: „Heil dir, göttlicher Lenker, du läßt mich fallen, aber im Fall schaue ich Abgründe tiefsten Geheimnisses." Nachdenklich betrat er den Speisewagen, blickte sich einen Augenblick um und setzte sich dann an einen Tisch, an dem schon zwei Herren Platz genommen hatten.

Während dessen hatten die beiden Damen eine heftige Auseinandersetzung mit dem Maler, bei der eine die andere im Schimpfen auf Thomas und Keller-Caprese überbot. Dabei stand dem jungen Mädchen die größere Fülle und Deutlichkeit der Kraftausdrücke zu Gebot und, wenn sich die Mutter in Schaf, Esel, Ochse erschöpft hatte, fing die Tochter damit an, dem Malerfreund einen Wasserkopf anzudichten und schloß damit, ihn einen Scheißkerl zu nennen. Und wenn die Mutter von Thomas als einem Schmutzfink sprach, brachte Helenchen den Ausdruck: dickes Schwein und wollte sich ausschütten vor Lachen über die vergeblichen Anstrengungen, mit denen Keller-Caprese ihren lauten Redeschwall einzudämmen versuchte. „Warum hast du uns mit diesem Kerl zusammengebracht? fragte Mutter Lengsdorf schließlich und die Tochter pflichtete ihr bei: „Mit diesem Biest, diesem Aas, diesem —" Hier unterbrach das Vorübergehen des Schaffners ihre Blütenlese von Schimpfworten und der Maler benützte die Pause, um zu rufen: „Aber Kinder, er ist doch ein Narr und hat Geld, und er wird es euch lassen, wenn ihr schlau seid. Auf Wiedersehen in Berlin, sagte er. Wartet bis dahin mit Schimpfen."

Helene sprang ihm auf den Schoß, zupfte ihn am Schnurrbart und wiederholte: „Geld hat er, reichlich viel Geld, wird er mich ins Theater führen und mir ein Auto halten, ein richtiges niedliches Auto mit frischen Blumen drin alle Tage?"

Keller-Caprese bejahte es mit tausend Schwüren, und das Ende war, daß alle drei einen neuen Kriegsplan ausdachten, um den reichen Esel zu schröpfen.

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG

Wien VII, Andreasgasse 5

VERLAGSVERZEICHNIS

(Herbst 1927)

Preise in Reichsmark

FREUD. Gesammelte Schriften. 11 Bände . . . . . geh. 180·—
Ganzleinen 220·—
Halbleder 280·—
Ganzleder 680·—

Bd. I) Studien über Hysterie / Frühe Arbeiten zur Neurosenlehre 1892—99 (Charcot — Ein Fall von hypnot. Heilung nebst Bemerkungen über die Entstehung hyster. Symptome durch den Gegenwillen — Quelques considérations pour une étude comparative des paralysies motrices organiques et hystériques — Die Abwehr-Neuropsychosen — Über die Berechtigung, von der Neurasthenie einen bestimmten Symptomenkomplex als „Angstneurose" abzutrennen — Obsessions et phobies — Zur Kritik der Angstneurose — Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen — L'hérédité et l'étiologie des névroses — Zur Ätiologie der Hysterie — Die Sexualität in der Ätiologie der Neurosen — Über Deckerinnerungen)

Bd. II) Die Traumdeutung

Bd. III) Ergänzungen und Zusatzkapitel zur Traumdeutung / Über den Traum / Beiträge zur Traumlehre (Märchenstoffe in Träumen — Ein Traum als Beweismittel — Traum und Telepathie — Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung) / Beiträge zu den Wiener Diskussionen (Onaniediskussion — Selbstmorddiskussion)

Bd. IV) Zur Psychopathologie des Alltagslebens / Das Interesse an der Psychoanalyse / Über Psychoanalyse / Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung

Bd. V) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie / Arbeiten zum Sexualleben und zur Neurosenlehre (Meine Ansichten über die Rolle der Sexualität in der Ätiologie der Neurosen — Zur sexuellen Aufklärung der Kinder — Die „kulturelle" Sexualmoral und die Nervosität — Über infantile Sexualtheorien — Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens: Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens. Das Tabu der Virginität — Die infantile Genitalorganisation — Zwei Kinderlügen — Gedankenassoziation eines vierjährigen Kindes — Hysterische Phantasien und ihre Beziehung zur Bisexualität — Über den hysterischen Anfall — Charakter und Analerotik — Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik — Die Disposition zur Zwangsneurose — Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia — Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung — Eine Beziehung zwischen einem Symbol und einem Symptom — Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität — „Ein Kind wird geschlagen" — Das ökonomische Problem des Masochismus — Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität — Über neurotische Erkrankungstypen — Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens — Neurose und Psychose — Der Untergang des Ödipuskomplexes) / Metapsychologie (Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse — Triebe und Triebschicksale — Die Verdrängung — Das Unbewußte — Metapsychologische Ergänzung zur Traumlehre — Trauer und Melancholie)

Bd. VI) Zur Technik (Die Freudsche psychoanalytische Methode — Über Psychotherapie — Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie —

Über „wilde" Psychoanalyse — Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse — Zur Dynamik der Übertragung — Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung — Über fausse reconnaissance [„déjà raconté"] während der psychoanalytischen Arbeit — Zur Einleitung der Behandlung — Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten — Bemerkungen über die Übertragungsliebe — Wege der psychoanalytischen Therapie — Zur Vorgeschichte der analytischen Technik) / Zur Einführung des Narzißmus / Jenseits des Lustprinzips / Massenpsychologie und Ich-Analyse / Das Ich und das Es / Anhang (Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose — Notiz über den „Wunderblock")

Bd. VII) Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse

Bd. VIII) Krankengeschichten (Bruchstück einer Hysterieanalyse — Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben — Über einen Fall von Zwangsneurose — Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia — Aus der Geschichte einer infantilen Neurose)

Bd. IX) Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten / Der Wahn und die Träume in W. Jensens „Gradiva" / Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci

Bd. X) Totem und Tabu / Arbeiten zur Anwendung der Psychoanalyse (Tatbestandsdiagnostik und Psychoanalyse — Zwangshandlungen und Religionsübungen — Über den Gegensinn der Urworte — Der Dichter und das Phantasieren — Mythologische Parallele zu einer plastischen Zwangsvorstellung — Das Motiv der Kästchenwahl — Der Moses des Michelangelo — Einige Charaktertypen aus der psychoanalytischen Arbeit: Die Ausnahmen. Die am Erfolge scheitern. Die Verbrecher aus Schuldbewußtsein — Zeitgemäßes über Krieg und Tod — Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse — Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit" — Das Unheimliche — Eine Teufelsneurose im XVII. Jahrhundert)

Bd. XI *(befindet sich im Druck)* Schriften aus den Jahren 1923—1926 (Die Verneinung — Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds — Hemmung, Symptom und Angst — „Selbstdarstellung" — Kurzer Abriß der Psychoanalyse — „Psychoanalyse" und „Libidotheorie" — Die Widerstände gegen die Psychoanalyse) / Geleitworte zu Büchern anderer Autoren / Gedenkartikel (Ferenczi — An Romain Rolland — Putnam † — Tausk † — A. v. Freund † — Breuer † — Abraham †) / Vermischte Schriften (Zur Psychologie des Gymnasiasten — Vergänglichkeit — Popper-Lynkeus und die Theorie des Traumes — To the opening of the Hebrew University — Kurze Mitteilungen) / Bibliographie 1877—1926 / Register zu Band I—XI

FREUD. Einzelausgaben:

— Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *Große Ausgabe*	geh.	14·—
(Taschenausgabe vergriffen)	Ganzleinen	17·—
	Halbleder	18·—
— Zur Geschichte der psychoanalytischen Bewegung .	geh.	2·50
	Pappbd.	3·—
— Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens . . .	geh.	2·—
	Pappbd.	2·50
— Aus der Geschichte einer infantilen Neurose . . .	geh.	3·50
	Pappbd.	4·20
	Halbleinen	5·—
— Zur Psychopathologie des Alltagslebens	geh.	10·—
	Pappbd.	11·—
	Halbleinen	11·50
	Ganzleinen	12·—

FREUD. Zur Einführung des Narzißmus . . . . . . geh. 1·60
Pappbd. 2·—

— Zeitgemäßes über Krieg und Tod . . . . geh. 1·60
Pappbd. 2·—

— Zur Technik d. Psychoanalyse u. z. Metapsychologie geh. 9·—
Pappbd. 10·—
Halbleinen 10·50
Ganzleinen 11·—

(Enthält die oben im VI. Bd. der „Ges. Schriften" unter „Technik" und im V. Bd. unter „Metapsychologie" angeführten Abhandlungen)

— Psychoanalyt. Studien an Werken d. Dichtung u. Kunst geh. 5·50
Pappbd. 6·50
Halbleinen 7·—
Ganzleinen 7·50

(Der Dichter und das Phantasieren — Das Motiv der Kästchenwahl — Der Moses des Michelangelo — Einige Charaktertypen aus der psa. Arbeit: Die Ausnahmen. Die am Erfolge scheitern. Verbrecher aus Schuldbewußtsein — Eine Kindheitserinnerung aus „Dichtung und Wahrheit" — Das Unheimliche)

— Totem und Tabu . . . . geh. 5·—
Halbleinen 6·—
Halbleder 9·—

— Eine Teufelsneurose im 17. Jahrhundert . . . . . geh. 1·80
Pappbd. 2·40

— Jenseits des Lustprinzips . . . . geh. 3·—
Pappbd. 3·50

— Massenpsychologie und Ich-Analyse . . . . geh. 3·50
Pappbd. 4·—

— Das Ich und das Es . . . . geh. 3·—
Pappbd. 3·50

— „Jenseits des Lustprinzips", „Massenpsychologie" und „Ich und Es" in 1 Band . . . . Halbleinen 11·—
Halbleder 14·—

— Kleine Beiträge zur Traumlehre . . . . geh. 3·—
Ganzleinen 4·50

(Märchenstoffe in Träumen — Ein Traum als Beweismittel — Traum und Telepathie — Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung — Die Grenzen der Deutbarkeit — Die sittliche Verantwortlichkeit für den Inhalt der Träume — Die okkulte Bedeutung des Traumes)

— Studien zur Psychoanalyse der Neurosen 1913—1925 geh. 8·—
Ganzleinen 10·—

(Die Disposition zur Zwangsneurose — Zwei Kinderlügen — Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia — Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik — „Ein Kind wird geschlagen" — Gedankenassoziation eines vierjährigen Kindes — Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität — Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität — Die infantile Genitalorganisation — Das ökonomische Problem des Masochismus — Neurose und Psychose — Der Untergang des Ödipuskomplexes — Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose — Die Widerstände gegen die Psychoanalyse — Die Verneinung — Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds)

— Hemmung, Symptom und Angst . . . . geh. 5·—
Ganzleinen 6·50

— Die Frage der Laienanalyse . . . . geh. 3·20
Ganzleinen 4·80

Imago-Bücher:

I) **RANK.** Der Künstler u. a. Beiträge	geh.	7·—
	Halbleinen	8·50
	Ganzleinen	9·—
	Halbleder	11·50
II) **OSSIPOW.** Tolstois Kindheitserinnerungen . .	geh.	6·—
	Halbleinen	7·50
	Halbleder	10·—
III) **REIK.** Der eigene und der fremde Gott . . .	geh.	8·50
	Halbleinen	10·—
	Ganzleinen	10·50
	Halbleder	13·—
IV) **NEUFELD.** Dostojewski	geh.	3·—
	Halbleinen	4·50
	Ganzleinen	5·—
	Halbleder	7·—
V) **SACHS.** Gemeinsame Tagträume	geh.	6·—
	Halbleinen	7·50
	Halbleder	10·—
VI) **GRABER.** Ambivalenz des Kindes	geh.	3·50
	Halbleinen	5·—
	Halbleder	7·—
VII) **HERMANN.** Psychoanalyse und Logik	geh.	3·50
	Halbleinen	5·—
	Halbleder	7·—
VIII) **WINTERSTEIN.** Ursprung der Tragödie . .	geh.	8·50
	Halbleinen	9·50
	Ganzleinen	10·—
	Halbleder	12·50
IX) **KOHN.** Lassalle — der Führer	geh.	4·—
	Ganzleinen	6·—
X) **SYDOW.** Primitive Kunst und Psychoanalyse *(erscheint im Frühjahr 1927)*		

Internationale Psychoanalytische Bibliothek:

1) Zur Psychoanalyse der Kriegsneurosen	geh.	2·—
2) **FERENCZI.** Hysterie und Pathoneurosen . . .	geh.	2·—
4) **RANK.** Psychoanalyt. Beiträge zur Mythenforschung	geh.	6·—
	Halbleinen	7·50
6) **RÓHEIM.** Spiegelzauber	geh.	2·50
7) **HITSCHMANN.** Gottfried Keller	geh.	3·50
8) **PFISTER.** Zum Kampf um die Psychoanalyse	Halbleinen	15·—

9)	KOLNAI. Psychoanalyse und Soziologie	geh.	3·—
10)	ABRAHAM. Klinische Beiträge zur Psychoanalyse	geh.	8·—
		Halbleinen	10·—
11)	JONES. Therapie der Neurosen	geh.	5·—
		Halbleinen	6·50
12)	VARENDONCK. Über das vorbewußte phantasierende Denken	geh.	5·—
		Halbleinen	6·50
13)	FERENCZI. Populäre Vorträge über Psychoanalyse	geh.	5·—
		Halbleinen	6·50
14)	RANK. Das Trauma der Geburt	geh.	8·50
		Halbleinen	10·—
		Halbleder	14·—
15)	FERENCZI. Versuch einer Genitaltheorie . . .	geh.	4·50
		Halbleinen	5·50
		Halbleder	8·—
16)	ABRAHAM. Psychoanalyt. Stud. z. Charakterbildung	geh.	2·50
		Pappbd.	3·20
		Halbleinen	4·—
17)	SCHILDER. Psychiatrie auf psychoanalyt. Grundlage	geh.	7·—
		Ganzleinen	9·—
18)	REIK. Geständniszwang und Strafbedürfnis . . .	geh.	8·—
		Ganzleinen	10·—
19)	AICHHORN. Verwahrloste Jugend	geh.	9·—
		Ganzleinen	11·—
20)	LEVINE. Das Unbewußte	geh.	8·—
		Ganzleinen	10·—
21)	RANK. Sexualität und Schuldgefühl	geh.	5·50
		Ganzleinen	7·50

Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse:

I)	FERENCZI-RANK. Entwicklungsziele der Psychoanalyse	geb.	2·80
		Pappbd.	3·50
II)	ABRAHAM. Entwicklungsgeschichte der Libido	geh.	3·50
		Pappbd.	4·—
III)	RANK. Eine Neurosenanalyse in Träumen . .	geh.	7·—
		Pappbd.	8·—
		Halbleder	11·—
IV)	REICH. Der triebhafte Charakter	geh.	4·50
		Ganzleinen	6·—
V)	DEUTSCH. Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen	geh.	3·50
		Ganzleinen	5·—

Quellenschriften zur seelischen Entwicklung:

I) Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens

(Ausgabe auf holzhältigem Papier) . .	geh.	4·—
	Pappbd.	5·—
(Ausgabe auf holzfreiem Papier)	Ganzleinen	9·—
	Halbleder	12·—

II) BERNFELD. Vom Gemeinschaftsleben d. Jugend

	geh.	10·—
	Halbleinen	12·—

III) BERNFELD. Vom dichterisch. Schaffen d. Jugend

	geh.	12·—
	Halbleinen	14·—
	Ganzleinen	15·—

IMAGO. (Ztschr. f. Anwendung d. Psychoanalyse auf d. Geisteswissenschaften), Bd. III, IV, VIII—XI pro Bd.

	in Heften	18·—
	Halbleinen	21·—
	Halbleder	24·—
Bd. XII (1926)	in Heften	20·—
	Halbleinen	23·—
	Halbleder	26·—
Einzelhefte der Bände II—V *(soweit vorrätig)*		3·50
„ „ „ VI—VII „ „		4·50
„ „ „ VIII—XI „ „		5·—
Soziologisches Heft (= VIII/2)		5·—
Religionspsychologisches Heft (= IX/1)		5·—
Pädagogisch-jugendpsychologisches Heft (= IX/2) . .		5·—
Philosophisches Heft (= IX/3)		5·—
Kunstpsychologisch-ästhetisches Heft (= IX/4)		5·—
Ethnologisches Heft (= X, 2/3)		10·—
Bildende Kunst (= X/4)		5·—
Psychologisches Heft (= XI, 1/2)		10·—
Sigm.-Freud-Heft (= XII, 2/3)		15·—
	Ganzleder	35·—

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE, Bd. II—XI pro Bd.

	in Heften	20·—
	Halbleinen	23·—
	Halbleder	26·—
Bd. XII (1926)	in Heften	24·—
	Halbleinen	27·—
	Halbleder	29·—
Einzelhefte der Bände I—IV *(soweit vorrätig)* . . .		3·50
„ „ „ V—VI „ „ . . .		5·—
„ „ „ VII—XI „ „ . . .		5·50

Ferenczi-Festschrift (= IX/3) . . . . geh. 7·—
Jelgersma-Festschrift (= X/3) . . . . geh. 5·50
In memoriam Karl Abraham (= XII/2) . . . . 5·50
Sigm.-Freud-Heft (= XII/3) . . . . 15·—
Ganzleder 35·—

EINBANDDECKEN zu „Imago" und „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse" . . . . Halbleinen 2·50
Halbleder 5·—

Beihefte der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse:

I) JELGERSMA. Unbewußtes Geistesleben . . . geh. —·80
III) Bericht über die Fortschritte der Psychoanalyse 1914 bis 1919 . . . . Halbleinen 18·—
Halbleder 22·—
IV) STÄRCKE. Psychoanalyse und Psychiatrie . . . geh. 2·—
V) HOLLOS-FERENCZI. Psychoanalyse der paralytischen Geistesstörung . . . . geh. 2·—

Almanach 1926 . . . . Ganzleinen 3·—
Halbleder 7·—
Ganzleder 25·—
Almanach 1927 . . . . Ganzleinen 4·—
Halbleder 7·—
Ganzleder 25·—
BERNFELD. Sisyphos . . . . geh. 5·—
Ganzleinen 6·50
BRUN. Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre . geh. 1·70
Ganzleinen 3·—
EITINGON. Bericht über die Berliner Psychoanalytische Poliklinik . . . . geh. —·60
— Zweiter Bericht über die Berliner PsA. Poliklinik . geh. —·40
FERENCZI Zur Psychoanalyse d. Sexualgewohnheiten geh. 1·60
Ganzleinen 3·—
GIESE. Psychoanalytische Psychotechnik . . . . . . geh. 1·80
Pappbd. 2·30
GOMPERZ. Psycholog. Beobacht. an griech. Philosophen geh. 3·50
Pappbd. 4·—
GRABER. Die schwarze Spinne . . . . geh. 3·—
Ganzleinen 4·60

GRODDECK. Der Seelensucher . . . . Pappbd.	10·—
Ganzleinen	11·—
— Das Buch vom Es . . . . Ganzleinen	13·—
HERMANN. Gustav Theodor Fechner . . . . geh.	3·—
Ganzleinen	4·60
HITSCHMANN. Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns . . . . geh.	2·—
Ganzleinen	3·50
LORENZ. Der politische Mythus . . . . geh.	3·—
MALINOWSKI. Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex . . . . geh.	2·50
Ganzleinen	4·—
RANK. Die Don-Juan-Gestalt . . . . geh.	2·80
Pappbd.	3·40
— Der Doppelgänger . . . . geh.	4·—
Ganzleinen	5·60
ROBITSEK. Der Kotillon . . . . geh.	1·70
Ganzleinen	3·—
SCHMIDT. Psychoanalyt. Erziehung in Sowjetrußland geh.	1·—
SPERBER. Seelische Ursachen des Alterns, der Jugendlichkeit und der Schönheit . . . . geh.	1·40
Ganzleinen	2·60
ZULLIGER. Zur Psychologie der Trauer- und Bestattungsgebräuche . . . . geh.	2·—
Ganzleinen	3·30

VERZEICHNIS

DER IM

INTERNATIONALEN PSYCHOANALYTISCHEN VERLAG IN WIEN

VON FRÜHJAHR 1925 BIS ZUM HERBST 1926 ERSCHIENENEN

BUECHER UND ZEITSCHRIFTEN

SIGM. FREUD

Kleine Beiträge zur Traumlehre. *Geheftet M. 2.50, Ganzleinen 4.—.*

Inhalt: Märchenstoffe in Träumen — Ein Traum als Beweismittel — Traum und Telepathie — Bemerkungen zur Theorie und Praxis der Traumdeutung — Die Grenzen der Deutbarkeit — Die sittliche Verantwortlichkeit für den Inhalt der Träume — Die okkulte Bedeutung des Traumes.

Studien zur Psychoanalyse der Neurosen aus den Jahren 1913–1925. *Geheftet M. 7.—, Ganzleinen 9.—.*

Inhalt: Die Disposition zur Zwangsneurose — Zwei Kinderlügen — Mitteilung eines der psychoanalytischen Theorie widersprechenden Falles von Paranoia — Über Triebumsetzungen, insbesondere der Analerotik — „Ein Kind wird geschlagen" — Gedankenassoziation eines vierjährigen Kindes — Über die Psychogenese eines Falles von weiblicher Homosexualität — Über einige neurotische Mechanismen bei Eifersucht, Paranoia und Homosexualität — Die infantile Genitalorganisation — Das ökonomische Problem des Masochismus — Neurose und Psychose — Der Untergang des Ödipuskomplexes — Der Realitätsverlust bei Neurose und Psychose. — Die Widerstände gegen die Psychoanalyse — Die Verneinung – Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds.

Hemmung, Symptom und Angst. *Geheftet M. 5.—, Ganzleinen 6.50.*

Die Frage der Laienanalyse. Unterredungen mit einem Unparteiischen. *Geheftet M. 3.20, Ganzleinen 4.80.*

AUGUST AICHHORN

Verwahrloste Jugend. Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Zehn Vorträge zur ersten Einführung. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Sigm. Freud (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. 19). *Geheftet M. 9.—, Ganzleinen 11.—.*

Aus dem Geleitwort von Prof. Freud: „Von allen Anwendungen der Psychoanalyse hat keine so viel Interesse gewonnen, so viel Hoffnungen erweckt und demzufolge so viele tüchtige Mitarbeiter herangezogen wie die auf die Theorie und Praxis der Kindererziehung. Dies ist leicht zu verstehen. Das Kind ist das hauptsächliche Objekt der psychoanalytischen Forschung geworden; es hat in dieser Bedeutung den Neurotiker abgelöst, an dem sie ihre Arbeit begann. Die Analyse hat im Kranken das wenig verändert fortlebende Kind aufgezeigt wie im Träumer und im Künstler, sie hat die Triebkräfte und Tendenzen beleuchtet, die dem kindlichen Wesen sein ihm eigenes Gepräge geben, und die Entwicklungswege verfolgt, die von diesem zur Reife des Erwachsenen führen. Kein Wunder also, wenn die Erwartung entstand, die psychoanalytische Bemühung um das Kind werde der erzieherischen Tätigkeit zugute kommen, die das Kind auf seinem Weg zur Reife leiten, fördern und gegen Irrungen sichern will.

Mein persönlicher Anteil an dieser Anwendung der Psychoanalyse ist sehr geringfügig gewesen. Ich hatte mir frühzeitig das Scherzwort von den drei unmöglichen Berufen — als da sind: Erziehen, Kurieren, Regieren — zu eigen gemacht, war auch von der mittleren dieser Aufgaben hinreichend in Anspruch genommen. Darum verkenne ich aber nicht den hohen sozialen Wert, den die Arbeit meiner pädagogischen Freunde beanspruchen darf.

Das vorliegende Buch des Vorstandes A. Aichhorn beschäftigt sich mit einem Teilstück des großen Problems, mit der erzieherischen Beeinflussung der jugendlichen Verwahrlosten. Der Verfasser hatte in amtlicher Stellung als Leiter städtischer Fürsorgeanstalten lange Jahre gewirkt, ehe er mit der Psychoanalyse bekannt wurde. Sein Verhalten gegen die Pflegebefohlenen

entsprang aus der Quelle einer warmen Anteilnahme an dem Schicksal dieser Unglücklichen und wurde durch eine intuitive Einfühlung in deren seelische Bedürfnisse richtig geleitet. Die Psychoanalyse konnte ihn praktisch wenig Neues lehren, aber sie brachte ihm die klare theoretische Einsicht in die Berechtigung seines Handelns und setzte ihn in den Stand, es vor anderen zu begründen."

Was Aichhorn uns vorführt, ist ein vielversprechender pädagogischer Vorstoß, zu welchem Freuds Psychologie ihm das Rüstzeug geliefert hat. Der warmherzige Eifer, mit welchem er dieses Erziehungswerk auszugestalten versucht, verdient bewundernde Anerkennung. (*Karl Abraham* in der *Imago*)

Aichhorns Buch trägt die Bestimmung in sich, an aufklärender Erziehungsarbeit viel beizusteuern. Durch die Bildhaftigkeit seiner Ausdrucksweise, durch eine geschickte Verbrämung der praktischen Fürsorgeergebnisse mit den theoretischen Erklärungen hat er diesen zehn Vorträgen die Spannung von der ersten bis zur letzten Seite erhalten. Man hat wirklich das Gefühl, einen lebendigen Sprecher zu hören. (*Soziale Arbeit*)

Wer sich für die Probleme der Verwahrlosung interessiert, wird an dem Buche von Aichhorn nicht vorübergehen können und die dort geschilderten Fälle eingehend studieren müssen. (*Preussische Lehrerzeitung*)

Dieses Buch ist dazu angetan, alle, die in der Erziehungsarbeit stehen, hellhörig und besinnlich zu machen. (*Soziale Berufsarbeit*)

Von besonderem Interesse ist die Schilderung der Erziehungsmethoden, die der Verf. anwendet und die zweifellos eine glückliche pädagogische Treffsicherheit in der Erfassung des im gegebenen Moment einer bestimmten Individualität gegenüber Angebrachten verraten.

(*Zeitschrift f. Sexualwissenschaft*)

Solche Bücher, solche Männer möchten wir in reichlicher Anzahl unseren Massen zuführen und ihnen sagen können: „Seht Ihr's? So geht's auch!"

(*Népszava, Budapest*)

Jeder, der jemals erzieherisch tätig war, wird Aichhorn für sein Werk dankbar sein; und wer hat nicht wenigstens einmal in seinem Leben vor der Aufgabe gestanden, erziehen zu müssen: und wäre es nur die eine lebenslängliche erzieherische Tat, — sich selbst zu erziehen. (*Pester Lloyd*)

Wir begrüßen das Buch in doppelter Hinsicht: einerseits als Lehrbuch und andererseits als Führerbuch für diese wichtige Fürsorgefrage . . . Dieses Buch ist auch ein persönliches Dokument und zeigt, wie ein Praktiker in unermüdlicher und selbstverleugnender Tätigkeit einer wissenschaftlichen Theorie, deren Erkenntnisgebiet außerhalb des Greifbaren liegt, Leben geben kann. (*„Blätter f. d. Wohlfahrtswesen d. Gemeinde Wien"*)

Dr. SIEGFRIED BERNFELD

Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung. *Geheftet M. 5.—, Ganzleinen 6.50.*

Hier rechnet einer flott und gründlich mit Praxis und Theorie der Erziehung ab. Ein unvorhergesehener Überfall auf Verlogenheit, die sich in Sicherheit wähnt, muß wohl auch diese aufwühlerisch „unzeitgemäße Betrachtung" eines unbequemen Zeitgenossen zunächst hauptsächlich nur auf Leser rechnen, die sie als Pamphlet schmähen werden, allerdings ohne das Buch vor der letzten Zeile aus der Hand geben zu können. Vor allem verblüfft hier die psychoanalytische Herkunft dieser rhapsodischen Stellungnahme und fesselt das Wie und Warum dieses hemmungslosen Bekenntnisses eines Freudianers zum radikalen Sozialismus. In der an Jean Paul gemahnenden, anekdotisch instrumentierten Melodie eines „enthusiastischen Pessimisten" tritt uns eine Entschlossenheit des Gedankens und der Tat entgegen, die mehr als alles Schulmeisterische den Erzieher, den Erzieher im nächsten und im fernsten Sinne, ausweist. Manchem Leser wird es schwer fallen, den Respekt, den das Buch Sisyphos gebietet, das Vergnügen, das sein Raffinement bereitet, mit jener beklemmenden Verlegenheit zu versöhnen, in die es das aus herkömmlichen Bahnen gelockte Denken drängt.

Der geistreichste unter den Schülern des großen, genialen Sigmund Freud hat da den Pädagogen ein Büchlein gewidmet, das sie hoffentlich lesen und sobald nicht vergessen werden. Ich meinerseits glaube, daß seit langem im fragwürdigen Bereich der Pädagogik keine wichtigere Erscheinung zu verzeichnen war, als diese Schrift. Übrigens auch keine bei allem bitteren Ernst witzigere und vergnüglichere . . . Bernfelds zentrale These wird für manchen etwas Erschreckendes haben . . . Aber ob wir die Gedankengänge dieses merkwürdigen Büchleins nun als unverhoffte Bestätigung eigener Ansichten oder als unbequeme Störung des pädagogischen Burgfriedens empfinden: wir werden nicht an ihm vorbei können, nicht an ihm vorbei dürfen. (*Gustav Wyneken* im *„Berliner Tageblatt"*)

Das ist Tubaton gegen das Treiben befugter und weniger befugter Erziehungskünstler, die sich erschreckend vermehren und auf die Kinder stürzen. Ehedem versuchte man es mit strenger Erziehung: Knüppeldick und Hungergurt feierten sadistische Orgien. Das ist nun ins Gegenteil umgeschlagen. Bände pädagogischer Zeitschriften werden mit dem Schlagwort: lieben und ermutigen angefüllt, so daß alle Tanten von Europa zu tun bekommen, um die Kinderchen zu ermutigen, während Mutter die Suppe kocht . . . Ein geistreicher Beobachter der jungen Brut hat ein Buch herausgebracht, das er mit kühnem Mute „Sisyphos" nennt . . . Bernfeld sieht die Welt von einer Brücke, deren Köpfe auf Freud gestützt sind und auf Marx. Die bürgerliche Gesellschaft sieht er als einen Ozean der Lüge, auf dem die angeblichen Ziele der Erziehung treiben wie verfaulte Schiffstrümmer . . . Vernichtungstrieb und Liebe sind Scylla und Charybdis aller Einzelerziehung. Diesen Gedanken führt Bernfeld

im Hauptteil seines Buches in einem fast zu großartigen Bogen durch, der ihn über Psychoanalyse und prähistorisch-anthropologische Spekulationen bis in die Politik und ihren Macchiavellismus führt . . . Bernfeld wird wohl recht haben, wenn er sich alles vom Gemeinschaftsleben der Jugend erhofft, womöglich ganz ohne Erwachsene. Dahin geht der Zug der Zeit und das ist Antipädagogik. Man soll das Kind unter seinesgleichen aufwachsen lassen. Die rasende Pädagogik, die in die Herde der Kinder einbricht, um sich da auszutoben — gleichgültig ob in Liebe oder in Haß — bleibt immer verdächtig, auch im Schafspelz . . . Erst wenn wir unsere Kinder in Ruhe lassen werden, erst dann ist das Jahrhundert des Kindes gekommen.

(*Fritz Wittels* im *„Tag"*)

Besonders sei auf die glänzende Programmrede des Unterrichtsministers im zweiten Kapitel hingewiesen, die an Anatole France heranreicht und in der Insel der Pinguine stehen könnte . . . Durch all die Skepsis und den pessimistischen Flor leuchten deutlich die Schwärmeraugen des jungen Bernfeld.

(*„Die Mutter"*)

Geistreiche Sachlichkeit und anmutige Ironie . . . . Gebildete werden es mit Verständnis und Freude lesen.

(*„Ostseezeitung"*)

Vielleicht der erste Versuch, mit biologischem Rüstzeug das Erziehungsproblem zu klären. Während bisher die Erziehung eigentlich als Kunst gewertet wird, wird hier der Versuch gemacht, sie exakt wissenschaftlich zu begründen.

(*„Zeitschr. f. Kinderforschung"*)

Bernfelds Buch ist natürlich, wesentlich und notwendig . . . Vollzieht in eigenkräftiger Klarheit die Paarung oder besser: die Durchdringung Freud-Marx . . . Sezierarbeit am didaktischen Größenwahn.

(*Paul Oestreich* in *„Die neue Erziehung"*)

Selten sind die scheinbar so sicheren Grundlagen der Pädagogik so gründlich unterwühlt worden, wie in dem vorliegenden geistvollen Buche, das Erziehern von Beruf und Amt dringend zu empfehlen ist, selbst auf die Gefahr hin, daß es energisch abgelehnt wird.

(*„Zeitschr. f. Sexualwissenschaft"*)

Überaus farbige und temperamentvolle Schrift, die auch den von ihren Argumenten nicht Überzeugten durch den hinter der Oberschicht einer feinen ironischen Plauderei spürbaren sittlichen Ernst des Verf. sympathisch berühren wird.

(*Prof. Storch* im *„Zbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie"*)

Dr. R. BRUN

Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre (Sonderabdruck aus „Imago", Bd. XII). *Geh. M. 1.70, Ganzleinen 3.—.*

Bringt experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonflikts.

Dr. HELENE DEUTSCH

Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen.

(Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse, Nr. V.)

Geheftet M. 3.50, Ganzleinen 5.—.

Inhalt: I. Einleitung. – II. Infantile Sexualität des Weibes. – III. Der Männlichkeitskomplex des Weibes. – IV. Differenzierung von Mann und Weib in der Fortpflanzungsperiode. – V. Psychologie der Pubertät. Die erste Menstruation. Typische Menstruationsbeschwerden. Schwierigkeiten der Pubertät. Typische Pubertätsphantasien. Triebschicksal in der Pubertät. – VI. Der Deflorationsakt. – VII. Psychologie des Sexualaktes. – VIII. Frigidität und Sterilität. – IX. Schwangerschaft und Geburtsakt. – X. Psychologie des Wochenbettes. – XI. Laktation. – XII. Das Klimakterium.

Aus der Einleitung: „. . . Dieses Beobachtungsmaterial soll eine psychologische Orientierung und Ergänzung zu den Kenntnissen jener Vorgänge schaffen, die man zusammenfassend ‚Sexualleben des Weibes' nennt... Was bisher zur psychologischen Erkenntnis des Weibes analytisch beigetragen worden ist, wird hier berücksichtigt . . . Es liegt im Zweck dieser Arbeit, das aufzuklären, was der Bewußtseinspsychologie rätselhaft bleiben mußte, weil es ihrer Arbeitsmethode unzugänglich war. Aber auch die Tiefenpsychologie ist in der Erkenntnis der Seelenvorgänge beim Weibe einen Schritt gegen die beim Manne zurückgeblieben. Besonders sind es die generativen Vorgänge, denen — obzwar sie den Mittelpunkt im psychischen Leben des geschlechtsreifen Weibes bilden — auch analytisch noch wenig Beachtung geschenkt worden ist. Das Kantsche Wort: ‚Die Frau verrät ihr Geheimnis nicht', behielt auch hier seine Gültigkeit. Sichtlich waren dem Manne die verborgenen Seeleninhalte des Mannes zugänglicher, weil wesensverwandter . . ."

Eine wertvolle Arbeit, die jeder Frauenarzt, der nicht nur Gynäkologie, sondern Frauenkunde treibt, genau kennen müßte.

(*Bericht über die ges. Gynäkologie*)

It is of the greatest value, that an undertaking like the subjection of the whole range of female sexual functioning to psycho-analytic consideration should be attempted at all. We approach this work with double interest: first, because here again part of the domain of normal psychology is opened up to psycho-analytic investigation, and that not only some one aspect of it, but nothing less than the whole sexual life of woman; secondly, because here the widely scattered items of knowledge on the subject are gathered together and a whole is made of them, based on the newest theoretical insight; and further this is enriched by new aspects and findings gleaned from the clinical experiences of the writer.

(*The International Journ. of Psycho Analysis*)

GUSTAV HANS GRABER

Die schwarze Spinne. Menschheitsentwicklung nach Jeremias Gotthelfs gleichnamiger Novelle dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau. (Sonderabdruck aus „Imago", Bd. XI.) *Geheftet M. 3.—, Ganzleinen 4.60.*

Inhalt: Das Matriarchat – Die Urvaterhorde – Die Herrschaft des Mannweibes – Der Teufelspakt – Die schwarze Spinne – Die Spinne als Traumsymbol – Mythe, Aberglaube, Sage, Dichtung – Verdrängung und Periode der Vaterreligion – Wiederkehr des Verdrängten, neue Weiberherrschaft – Periode der Sohnesreligion

IMRE HERMANN

Gustav Theodor Fechner. Eine psychoanalytische Studie über individuelle Bedingtheiten wissenschaftlicher Ideen. (Sonderabdruck aus „Imago", Bd. XI.) *Geheftet M. 3.—, Ganzleinen 4.60.*

Inhalt: Biographisches – Die schwere Krankheit – Die Idee der Psychophysik – Die „Tagesansicht" – Das Formale im Denken Fechners – Die Begabungsgrundlagen – Fechner als Vorläufer psychoanalytischer Erkenntnisse.

EDUARD HITSCHMANN

Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns. (Sonderabdruck aus „Imago", Bd. XII.) *Geheftet M. 2.—, Ganzleinen 3.50.*

Inhalt: Eine Kindheitserinnerung Hamsuns – Psychoanalytische Deutung des Gespenstes – Kastration und Kastrationssymbolik in Hamsuns Werken – Die Entmannung der Väter (Altern und Verarmen) – Das Motiv der Eifersucht und des geschädigten Dritten – Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit, Belauschen und Zuschauen – Hamsuns Ideale.

ERWIN KOHN

Lassalle – der Führer. (Imago-Bücher Nr. IX.) *Geheftet M. 4.—, Ganzleinen 6.—.*

Inhalt: I. Die psychologische Entstehung des Führers – II. Die psychologische Technik der Führung bei Lassalle – III. Das Liebesschicksal Lassalles. – IV. Die psychische Struktur des Führertums bei Lassalle – V. Die Nachfolge Lassalles und das Ende der Organisation.

ISRAEL LEVINE

Das Unbewußte. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Anna Freud (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. 20). *Geheftet M. 8.—, Ganzleinen 10.—.*

Inhalt: I. Das Unbewußte vor Freud. Leibniz. Schopenhauer. Hartmann. Maine de Biron. Fechner. Nietzsche. Samuel Butler. — II. Freud und das Unbewußte. Die Träume. Die Fehlleistungen. Der Witz. Die Neurosen. — III. Die Rechtfertigung des Unbewußten. Zur Kritik des Unbewußten. Die Mneme. Psychologie und Physiologie. Das Wesen des Bewußtseins. — IV. Die Theorie des Unbewußten. Leben und Konflikt. Das Lust- und das Realitätsprinzip. Der Reizbegriff. Die seelischen Kategorien. Die Polaritäten. Die Ambivalenz. Zur Definition der Metapsychologie. Die Verdrängung und die Affekte. Der logische Gesichtspunkt. Die besonderen Eigenschaften der unbewußten Vorgänge. Der Verkehr der beiden Systeme. Die Natur der Triebe. — V. Die Bedeutung des Unbewußten. Psychoanalyse und Erziehung. Die Sublimierung. Charakter und Unbewußtes. PsA. und Massenpsychologie. PsA. und die Persönlichkeit. Verdrängung und Spaltung der Persönlichkeit. Das unterbewußte Ich. Jungs Auffassung der Persönlichkeit. PsA. und Ethik. PsA. und Hedonismus. PsA. und Verantwortlichkeit. PsA. und Willensfreiheit. PsA. und Ästhetik. Phantasie und Kunst. Kunst und Affektivität. Kunst und Verdrängung. PsA. und Philosophie. Das Problem der Bedeutung. Die Vernunft und das Realitätsprinzip.

OTTO RANK

Sexualität und Schuldgefühl. Psychoanalytische Studien (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. 21) (*Erscheint im Oktober 1927.*) *Geheftet M. 5.50, Ganzleinen 7.50.*

Inhalt: Sexualität und Schuldgefühl — *Masturbation und Charakterbildung* — Ein Beitrag zum Narzißmus (Das Ich im Traume) — Perversion und Neurose — Die psychische Potenz — Idealbildung und Liebeswahl.

ALFRED ROBITSEK

Der Kotillon. Ein Beitrag zur Sexualsymbolik. Mit 20 Abbildungen. (Sonderabdruck aus „Imago", Bd. XI.) *Geheftet M. 1.70, Ganzleinen 3.—.*

Dr. WILHELM REICH

Der triebhafte Charakter. Eine psychoanalytische Studie zur Pathologie des Ich (Neue Arbeiten z. ärztl. Psychoanalyse, Nr. IV). *Geheftet M. 4.50, Ganzleinen 6.—.*

Inhalt: Allgemeines über den neurot. u. den triebhaften Charakter. Ambivalenzkonflikt u. Über-Ich-Bildung beim triebgehemmten Charakter. Der Einfluß der Partialtriebe auf die Gestaltung des Über-Ich. Geschlechtliche Fehlidentifizierung. Ambivalenzkonflikt und Ich-Bildung beim triebhaften Charakter. Einflüsse der Erziehung. Grenzfälle. Die Isolierung des Über-Ich. Verdrängung des Über-Ich. Über den schizophrenen Projektionsvorgang und die hyster. Spaltung. Therapeutische Schwierigkeiten.

„... Eine psychoanalytische Charakterlehre setzt die genaue Kenntnis der detailliertesten Mechanismen seelischer Entwicklung voraus, eine Forderung, von deren Erfüllung wir noch weit entfernt sind. Wenn auch die Theorie von der Sexualentwicklung in den wesentlichsten Stücken festgefügt erscheint, so reicht sie dennoch zum charakterologischen Erfassen einer Persönlichkeit nicht aus. ... Die Dynamik des Ich ist schwerer faßbar als die des Sexuellen. ... Die Psychoanalyse hat es, wie Freud immer wieder betont, eifrigst vermieden, mit fertigen, konstruktiven Theorien an die Persönlichkeit des Kranken heranzutreten; im Prinzip auf genetisches Begreifen eingestellt, sozugen als Embryologie der Psyche, mußte sie den mühevolleren und längeren Weg der Detailuntersuchung gehen. Die ideale Voraussetzung der psychoanalytischen Therapie wäre aber das vollkommene genetische Erfassen des Charakters des Kranken. ... Die Psychoanalyse entwickelt sich konstant zur Therapie des Charakters. Die Schwierigkeiten sind sehr groß, will man der Problematik der Charakterologie an milden Übertragungsneurosen auch nur einigermaßen näher kommen. Dazu eignen sich am besten solche Fälle, welche grobe Defekte der Ichstruktur aufweisen. Diese unter einem typischen Wiederholungszwang stehenden Neurotiker, die Asozialen, die zeitweise Kriminellen, die systematisch ihr eigenes Dasein Erschwerenden und Vernichtenden, die auch im Ich vollkommen infantil Gebliebenen, sind für das Studium der Ichidealbildung in statu nascendi am besten geeignet. ... Daß sie sozusagen noch psychoanalytisches Neuland bilden, kann wohl nur darauf zurückzuführen sein, daß sie sich für ambulatorische Behandlung gewöhnlich schlecht eignen, meist keine wirksame Krankheitseinsicht haben und, wenn sie in den Analysen Fuß fassen, das feine Instrument der Analyse schwer gebrauchen lernen. ... Das mir zur Verfügung stehende Krankenmaterial rekrutiert sich zum größten Teile aus schweren Charakterneurosen, die ich im Wiener Psychoanalytischen Ambulatorium zur Behandlung vorsätzlich wählte. ... Unser Versuch bewegt sich gleichzeitig in zwei Richtungen, die schließlich konvergieren werden: der speziellen Erörterung eines bisher psychoanalytisch wenig gewürdigten

Krankheitsbildes, das wir den „triebhaften Charakter" nennen, werden Untersuchungen über die Charakterbildung an Hand dieses Materials parallel laufen . . ." *(Aus der Einleitung)*

An Hand eines recht seltenen Materials von triebhaften Psychopathen gelang es Reich, in die Entwicklung ihres Ichs, speziell in die genetischen Beziehungen von Ich und Über-Ich, interessante Einblicke zu gewinnen, durch die er in der „Isolierung des Über-Ichs" eine normale Durchgangsphase der Ichentwicklung erkannt zu haben glaubt. Die Beschreibung dieser Beobachtungen und der Gedankengang der aus ihnen theoretische Schlußfolgerungen zieht, wird durch zahlreiche erläuternde und interessante Exkurse auf Nebenthemen unterbrochen, die, wie etwa die Beschreibung der geschlechtlichen „Fehlidentifizierungen", an Bedeutung hinter dem Hauptinhalt des Buches nicht zurückstehen. *(Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse)*

Dr. THEODOR REIK

Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und der Kriminologie (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. 18). *Geheftet M. 8.—, Ganzleinen 10.—.*

Bestimmte Erfahrungen der psychoanalytischen Praxis haben Reik veranlaßt, die Existenz einer besonderen psychischen Tendenz, die er als unbewußten Geständniszwang bezeichnet, anzunehmen. Das Symptom der Neurosen repräsentiert nicht nur die Kraft der verpönten Wünsche, sondern wesentlich auch die Macht der verbietenden (moralischen, ästhetischen) Instanzen. („Der Selbstverrat dringt dem Menschen aus allen Poren", hat Freud gesagt.) Das unbewußte Geständnis bringt ein Stück psychischer Entlastung, das von der partiellen Befriedigung herrührt, die das Geständnis als eine Art abgeschwächte Wiederholung der phantasierten Tat erscheinen läßt. Das Erfassen der unbewußt gewünschten Tat sowie der Vergleich des Ichs mit dem Ichideal des Menschen im Geständnis hat den Effekt, daß der Einzelne, der Bekennende mit sich bekannt zu werden beginnt. Denn wir sind nicht nur weit böser, sondern auch weit besser als wir annehmen. Die Befriedigung des unbewußten Strafbedürfnisses gehört selbst zu den vornehmsten „Krankheitsgewinnen" der Neurose: dies Leid dient nicht nur zur Befriedigung verdrängter Triebregungen, sondern auch zur Selbstbestrafung. An Hand psychoanalytischer Krankenberichte zeigt Reik eingehend den Anteil des Über-Ichs an der Entstehung und Entwicklung der Neurose, das Ansteigen der Triebintensität durch das Strafbedürfnis. Über den Rahmen der Heilkunde hinausgreifend, meint Reik in dem vom Über-Ich ausgehenden unbewußten Strafbedürfnisse eine der gewaltigsten, schicksalsformenden Mächte des Menschenlebens überhaupt zu erkennen. Besonders eingehend

wird vom Verfasser die **Kriminologie** berücksichtigt Die seelischen Vorgänge, die zwischen der Tat und dem Geständnisse liegen und die der Autor „psychische Geständnisarbeit“ nennt, werden durch das Vorbewußtwerden der Motive und der sozialen Bedeutung des Verbrechens charakterisiert. Die Strafrechtstheorie Reiks geht davon aus, daß das Schuldgefühl gerade bei jenen Verbrechern, für welche die Strafgesetzgebung bestimmt ist, der Tat **vorangeht**. Die Strafe dient der Befriedigung des unbewußten Strafbedürfnisses, das zu der verbotenen Tat trieb, und befriedigt gleichzeitig auch das unbewußte Strafbedürfnis der Gesellschaft durch deren unbewußte Identifizierung mit dem Verbrecher. Reik zeigt des ferneren die mannigfaltigen Äußerungen des unbewußten Geständniszwanges auf den Gebieten der Religion (Beichte, Sündenbekenntnis!), des Mythus, der Sprache und der Kunst. Die Bedeutung dieser Tendenz für die Kinderpsychologie und Pädagogik demonstriert er an vielen ausführlichen Beispielen. Was er uns über die Enstehung des Gewissens, über frühes Schuldgefühl des Kindes, über dessen Liebesbedürftigkeit äußert, weist durchaus nach neuen Zielen. Das Schlußkapitel ist dem sozialen Geständniszwang gewidmet: Psychoanalyse ist — geistesgeschichtlich betrachtet — das erste bewußte Geständnis der Gesellschaft, das die triebhaften Grundlagen, auf denen die Gemeinschaft ruht, einer psychologischen Untersuchung unterwirft. Sie bereitet den Abbau der rohen Triebgewalt und des unbewußten Schuldgefühles vor. Begreiflich ist der Widerstand, den die Psychoanalyse in der Welt gefunden hat; hat sie doch an das unbewußte Schuldgefühl (Ödipuskomplex) gerührt, das sich die Entlastung durch das Geständnis noch nicht erlauben will. Im bedeutsamen Stück Menschheitsarbeit, das die Psychoanalyse leistet, ist Reiks Werk ein Beitrag, dessen Tragweite heute noch nicht abzuschätzen ist.

Im ganzen muß das vorliegende Werk Reiks als die hochinteressante Arbeit eines tiefgründigen Denkers und scharfen Beobachters gewertet werden, deren große Bedeutung für die Weiterentwicklung der Psychoanalyse die Zukunft zeigen wird. *(„Österreichische Richterzeitung“)*

Kein Leser wird sich dem Ernst entziehen können, mit dem Reik den seltsamen Kontrast zwischen äußerer Selbstgerechtigkeit des Menschen (als Einzelnen wie als Kollektivum) und dem inneren Selbstgericht aufdeckt, der den Leitfaden der sittlichen Entwicklung bildet. *(„Bücherrundschau“)*

Vermittelt über die letzten Wurzeln des Geständnis- und Bestrafungstriebes bei Neurotikern viele überraschende und originelle, sicher auch einst fruchtbar werdende Einsichten. *(„Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie“)*

Reik versteht es in glänzender Weise, seine Hypothesen vorzutragen. Ein bewundernswerter Glaube an die Bedeutung der Psychoanalyse läßt ihn zur höchsten Höhe einer optimistischen Zukunftshoffnung aufsteigen.

(Prof. Friedländer in der *„Umschau“)*

Prof. Dr. med. et phil. PAUL SCHILDER

Entwurf zu einer Psychiatrie auf psychoanalytischer Grundlage (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. 17). *Geheftet M. 7.—, Ganzleinen 9.—.*

Inhalt: I. Das Ideal-Ich. – II. Die Ichtriebe. – III. Die feinere Struktur des Ideal-Ichs und das Wahrnehmungs-Ich. – IV. Phänomenologie des Icherlebens. – V. Die Selbstbeobachtung und die Hypochondrie. – VI. Die Depersonalisation. – VII. Verdrängung und Zensur, Symbol und Sphäre, Sprachverwirrtheit. – VIII. Narzißmus und Außenwelt. – IX. Identifizierung in der Schizophrenie. Die Genese der Schizophrenie. – X. Die Symptomatologie der Schizophrenie. Die Schizophrenie als Krankheit und der Krankheitsbegriff in der Psychiatrie. – XI. Schizophrenie. – Paranoia. – XII. Amentia, Aphasie und Agnosie. – XIII. Die Epilepsie. – XIV. Manisch-depressives Irresein. – XV. Die Demenz. Die progressive Paralyse. – XVI. Korsakoff. – XVII. Intoxikationen. – XVIII. Therapie. – Literaturverzeichnis. – Sachregister.

Die knapper Fassungen sich bedienende bescheidene Form des Entwurfes darf darüber nicht hinwegtäuschen, daß hier neben zusammenfassenden Erörterungen vielfach auch aufschlußreiche und ungemein fruchtbare, späteren Forschern viel Entscheidendes vorzeichnende Monographieskizzen vorliegen. Die Freudsche Lehre von den Ichtrieben und den Sexualtrieben erfährt ihre konsequente Anwendung auf das bisher unzugänglichste Gebiet der Psychopathologie.

Verf. gehört zu den (wenigen) wissenschaftlichen Vertretern der klinischen Psychiatrie, die weitestgehend auf dem Boden psychoanalytischer Anschauungen stehen. Er ist daher der gegebene „Verbindungsmann" zwischen den vorläufig noch sehr auseinanderstrebenden Forschungswegen der Schulpsychiatrie und der psychoanalytischen Psychiatrie und ist wie kaum ein anderer geeignet, der wissenschaftlichen Überführung psychoanalytischer Auffassungen in die bisher üblichen Anschauungen von dem Wesen, der Entstehung und der Gestaltung der geistigen Störungen zu dienen.

(Zeitschrift f. Sexualwissenschaft)

Das Buch will eine Übersicht über das geben, was die Psychoanalytiker bisher über das Wesen der Psychose gesagt haben, es soll vor allem auf die unerledigten Probleme hinweisen. Daß Schilder in vielen Punkten hier Richtung gewiesen hat, ist ein Hauptverdienst des Buches. Auch der, dem die Grundgedanken der Psychoanalyse nicht Dogma sind, wird das Buch mit großem Interesse lesen, weil es zum Nachdenken und Forschen anregt.

(Klinische Wochenschrift)

ALICE SPERBER

Über die seelischen Ursachen des Alterns, der Jugendlichkeit und der Schönheit. (Sonderabdruck aus „Imago", Bd. XI.) *Geheftet M. 1.40, Ganzleinen 2.60.*

Die gedankenreiche kleine Schrift ist sehr lesenswert.

(Zeitschr. f. Sexualwissenschaft)

Eine wunderliche Untersuchung, aus der ein neues Lied der Befreiung einer Generation und ein anderes von Gebundenheit, niegeahnter, klingt. Ein Schriftchen, das nach allen Seiten anregen muß. *(Deutsche Nordmark)*

ALFRED WINTERSTEIN

Der Ursprung der Tragödie. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Geschichte des griechischen Theaters. (Imago-Bücher, Nr. VIII.) *Geheftet M. 8.50, Halbleinen 9.50, Ganzleinen 10.—, Halbleder 12.50.*

Inhalt: Einleitung. – Der Karneval von Viza und die Einweihungsriten der Wilden. – Dithyrambus und Totenklage. – Bocksgesang. – Tod und Wiedergeburt als sittliches Werden.

Im ersten Kapitel wird der Versuch unternommen, einen in der Gegenwart von Dawkins im Gebiete des alten Thrakiens beobachteten Karnevalsbrauch aus einer antiken ländlichen Dionysosfeier herzuleiten, die die Keimzelle des attischen Dionysosdramas gebildet haben dürfte. Anderseits wird das moderne Maskenspiel in die weit verbreitete Gattung der Frühlingsfeste des „Vegetationsdämons" eingereiht und an reichem Materiale deren Verwandtschaft mit den Knabenweihen der Wilden nachgewiesen. Die Untersuchung gelangt zu dem Ergebnisse, daß in den Vegetationsbräuchen und Südenbockzeremonien die nämlichen psychischen unbewußten Mechanismen wirksam sind wie bei den Mannbarkeitszeremonien der Primitiven. Dann werden als wichtigste Quellen der antiken Tragödie der Dithyrambus und die Totenklage aufgezeigt. Eine Betrachtung des Dithyrambus erbringt den Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Behauptung, daß die Tragödie in genetischem Zusammenhang mit den Pubertätsweihen steht; auch der Anteil des Toten- und Heroenkultes an der Entstehung der Tragödie wird gewürdigt und sein Niederschlag im ausgebildeten Drama des näheren festgestellt. Anschließend wird die Bedeutung des Wortes Tragödie — Bocksgesang erläutert. Es ist wahrscheinlich der rituelle Gesang, den die nach ihrer Kulturfunktion benannten „Böcke" über den getöteten Gott anstimmten. Den dramatischen

Vorgang in dieser ländlichen Frühlingsfeier, aus der die attische Tragödie hervorgegangen ist, müssen wir uns so ähnlich wie den thrakischen Karnevalsbrauch vorstellen. Dieser zeigt wieder Übereinstimmung mit dem liturgischen Drama von Tod und Wiedergeburt des Jahresdämons Dionysos. Auch der Einfluß des Kultes der eleusinischen Muttergöttin Demeter und der orphischen Lehre auf das werdende Drama wird dargetan. Die historische Entwicklung der attischen Tragödie und die Entstehung des mittelalterlichen Dramas aus der kirchlichen Liturgie bilden den Gegenstand der späteren durch Betrachtungen über den tragischen Helden, den Chor, den Schauspieler und den Zuschauer ergänzten Ausführungen. An einem Beispiel aus einem völlig entlegenen Kulturkreise — an einem Tanzschauspiel der Indianer in Guatemala in vorkolumbischer Zeit — wird schließlich gezeigt, daß auch hier der ewige Konflikt zwischen Vater und Sohn das tiefste Motiv für die Schöpfung des Dramas darstellt. Im letzten Kapitel werden die Vorstellungen sittlicher Entwicklung, die fortan das Drama beherrschen, auf die uralte kultische Bilderreihe von Tod und Wiedergeburt aus dem Dionysosspiel zurückgeführt.

Dieses Buch, das aus gründlichen Studien hervorgegangen ist, stellt sich die Aufgabe, eine der höchsten Schöpfungen der Menschenseele in ihren frühesten Keimlingen zu finden und den Weg zu verfolgen, wie alles gedeiht und späte Frucht bringt . . . Das Neue und Eigentümliche an der Darstellung Wintersteins besteht darin, daß überall nicht nur die primitiven Kulte, sondern auch die Bräuche und Mythen, die endlich zur griechischen Tragödie geführt haben, in eine innige Verquickung mit den Theorien der Psychoanalyse gebracht werden. (*Emil Lucka* in der *„Neuen Freien Presse“*)

ALMANACH 1926

Ganzleinen M. 3.—, Halbleder 7.—, numerierte Vorzugsausgabe auf Japan-Dokumentenpapier, in Ganzleder 25.—.

ALMANACH 1927

Ganzleinen M. 4.—, Halbleder 7.—, numerierte Vorzugsausgabe auf Japan-Dokumentenpapier, in Ganzleder 25.—.

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYSE

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung. Herausgegeben von Sigm. Freud. — Unter Mitwirkung von Girindrashekhar Bose (Kalkutta), A. A. Brill (New York), Jan van Emden (Haag), Paul Federn (Wien), Ernest Jones (London), Emil Oberholzer (Zürich), Ernst Simmel (Berlin), M. Wulff (Moskau) redigiert von M. Eitingon (Berlin), S. Ferenczi (Budapest), Sándor Radó (Berlin).

Band XI, 1925 *(in Heften M. 20.—, Halbleinen 23.—, Halbleder 26.—)*

Heft 1 *(einzeln M. 5.50)*

Inhalt: Freud, Über den „Wunderblock" — Ferenczi, Zur Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten — Deutsch, Psychologie des Weibes in den Funktionen der Fortpflanzung — Chadwick, Die Wurzel der Wißbegierde — Kempner, Beitrag zur Oralerotik — Simmel, Eine Deckerinnerung in statu nascendi — Alexander, Über Traumpaare und Traumreihen — Abraham, Eine unbeachtete kindliche Sexualtheorie — Strachey, Eine Zeugungstheorie — Benedek, Ein Fall von Erythrophobie — Fenichel, Infantile Vorstufe eines „affektlosen" Trotzes — Referate — Bewegung („Schule der Weisheit" — Psa. Gutachten vor Gericht — Eine rassenbiologisch-sexualethische Stellungnahme usw.) — Korrespondenzblatt.

Heft 2 *(einzeln M. 5.50)*

Jones, Theorie und Praxis in der Psychoanalyse — Sachs, Metapsychologische Gesichtspunkte zur Wechselbeziehung zwischen Theorie und Technik in der Psychoanalyse — Alexander, Metapsychologische Darstellung des Heilungsvorganges — Nunberg, Über den Genesungswunsch — Landauer,

Äquivalente der Trauer — Happel, Aus der Analyse eines Falles von Päderastie — Reich, Eine hysterische Psychose in statu nascendi — Abraham, Koinzidierende Phantasien bei Mutter und Sohn — Deutsch, Beitrag zur Psychologie des Sportes — Fenichel, Bewußtseinfremdes Erinnerungsmaterial im Traume — Wulff, Eine Symptomhandlung — Referate — Bewegung (Religionspsychologie — Pädagogische Zeitschriften — Thomas Mann usw.) — Korrespondenzblatt — Freud: Josef Breuer †.

Heft 3 (*einzeln M. 5.50*)

Ferenczi, Charcot — Fenichel, Introjektion und Kastrationskomplex — Reich, Weitere Bemerkungen über die therapeutische Bedeutung der Genitallibido — Kovács, Analyse eines Falles von „tic convulsif" — Deutsch, Zur Psychogenese eines Ticfalles — Klein, Zur Genese des Tics — Bychowski, Psychoanalytisches aus der psychiatrischen Abteilung — Landauer, Gedanken bei der Analyse einer folie du doute — Referate — Bewegung (Die Psychoanalyse in Rußland) — Korrespondenzblatt — Mitteilungen des Verlages.

Heft 4 (*einzeln M. 5.50*)

Freud, Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds — Rank, Zur Genese der Genitalität — Weiß, Über eine noch nicht beschriebene Phase der Entwicklung zur heterosexuellen Liebe — Alexander, Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie — Lampl, Ein Fall von entlehntem Schuldgefühl — Fenichel, Zur Klinik des Strafbedürfnisses — Müller, Früher Atheismus und Charakterfehlentwicklung — Referate — Bewegung (Die PsA. auf dem XVII. italien. Psychiaterkongreß — Ein katholisches Urteil — usw.) — Korrespondenzblatt.

Bd. XII, 1926 (*in Heften M. 24.—, Halbleinen 27.—, Halbleder 29.—*)

Heft 1 (*einzeln M. 6.50*)

Freud, Karl Abraham † — Ferenczi, Kontraindikationen der aktiven psychoanalytischen Technik — Radó, Das ökonomische Prinzip der Technik — Reich, Über die chronische hypochondrische Neurasthenie mit genitaler Asthenie — Luria, Die moderne russische Physiologie und die Psychoanalyse — Laforgue, Verdrängung und Skotomisation — Boehm, Homosexualität und Ödipuskomplex — Pickworth Farrow, Eine Kindheitserinnerung aus dem 6. Lebensmonat — Fenichel, Zur unbewußten Verständigung — Sugar, Die Rolle des „Zahnreiz"-Motivs bei Psychosen — Bornsztajn, Schizophrene Symptome im Lichte der Psychoanalyse — Referate — Bewegung — Korrespondenzblatt.

Heft 2 (*einzeln M. 5.50*)

IN MEMORIAM KARL ABRAHAM †

Abraham, Psychoanalytische Bemerkungen zu Coués Verfahren der Selbstbemeisterung — Jones, Karl Abraham — Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten von Karl Abraham — Eitingon, Sachs, Radó, Reik, Wulff, Gedenkreden über Karl Abraham — Korrespondenzblatt — Kunstbeilage (Abraham-Bildnis).

Heft 3 (*einzeln M. 15.—, in Ganzleder 35.—*)

SIGM. FREUD ZUM 70. GEBURTSTAG

Ferenczi, Zum 70. Geburtstag Sigm. Freuds — Ferenczi, Das Problem der Unlustbejahung — Jones, Der Ursprung und Aufbau des Über-Ichs — Federn, Einige Variationen des Ichgefühls — Odier, Vom Über-Ich — J. Glover, Der Begriff des Ichs — Jelgersma, Die Projektion — Wälder, Schizophrenes und schöpferisches Denken — Fenichel, Identifizierung — E. Glover, Probleme der Charakterologie — Alexander, Neurose und Gesamtpersönlichkeit — Nunberg, Schuldgefühl und Strafbedürfnis — Horney, Flucht aus der Weiblichkeit — Müller-Braunschweig, Genese des weiblichen Über-Ichs — Landauer, Kindliche Bewegungsunruhe — Hoffer, Die männliche Latenz und ihre spezifische Erkrankung — Blum, Zur Psychologie von Studium und Examen — Sadger, Zum Verständnis des Sadomasochismus — Reich, Quellen der neurotischen Angst — Coriat, Ein Typus von analerotischem Widerstand — Wulff, Widerstand des Ich-Ideals und Realanpassung — Jokl, Die Mobilisierung des Schuldgefühls — Laforgue, Skotomisation in der Schizophrenie — Clark, Die Phantasiemethode bei der Analyse narzißtischer Neurosen — Weiß, Der Vergiftungswahn — Kielholz, Analyseversuch bei Delirium tremens — F. Deutsch, Der gesunde und der kranke Körper — Groddeck, Traumarbeit und Symptomarbeit des Organischen — Rickman, Ein psychologischer Faktor in der Ätiologie von Descensus uteri, Dammbruch und Vaginismus — Jelliffe, Psychoanalyse und organische Störung, Myopie als Paradigma — Simmel, Doktorspiel, Kranksein und Arztberuf — Radó, Über Rauschgifte.

Heft 4

(*im Druck, erscheint im Herbst 1926*)

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

Herausgegeben von Sigm. Freud,
redigiert von O. Rank, H. Sachs, A. J. Storfer.

Bd. XI, 1925 (*in Heften M. 18.—, in Halbleinen 21.—, Halbleder 24.—*).

Heft 1/2 (*einzeln M. 10.—*)

PSYCHOLOGISCHES HEFT

Inhalt: Müller-Braunschweig, Verhältnis der Psychoanalyse zur Philosophie — Weiß, Psychologische Ergebnisse der Psychoanalyse — Hárnik, Die triebhaft-affektiven Momente im Zeitgefühl — Furrer, Die Bedeutung der „B" im Rorschachschen Versuch — Sperber, Die seelischen Ursachen des Alterns, der Jugendlichkeit und der Schönheit — Wulff, Die Koketterie in psychoanalytischer Betrachtung — Kolnai, Max Schelers Kritik und Würdigung der Freudschen Libidolehre — Hermann, Der Mensch und seine Welt, (Karl Böhm) — Fortschritte der PsA. 1920—1923: Normalpsychologische Grenzfragen — Kritiken und Referate

Heft 3 (*einzeln M. 5.—*)

Inhalt: Freud, Die Verneinung — Freud, Die Widerstände gegen die Psychoanalyse — Freud, Die okkulte Bedeutung des Traumes — Newton, Die Anwendung der Psychoanalyse auf die soziale Fürsorge — Graber, Die schwarze Spinne — Teller, Libidotheorie und Artumwandlung — Hermann, Zwei Überlieferungen aus Pascals Kinderjahren — Robitsek, Bemerkungen zu einem Gedicht Liliencrons.

Heft 4 *(einzeln M. 5.—)*

Inhalt: Abraham, Die Geschichte eines Hochstaplers im Lichte psychoanalytischer Betrachtung — Hermann, Gustav Theodor Fechner — Robitsek, Der Kotillon, Beitrag zur Sexualsymbolik — Kritiken u. Referate.

Bd. XII, 1926, *(in Heften M. 20.—, Halbleinen 23.—, Halbleder 26.—)*.

Heft 1 *(einzeln M. 5.50)*

Inhalt: Müller-Braunschweig, Beiträge zur Metapsychologie: Desexualisierung und Identifizierung; Verliebtheit, Hypnose und Schlaf; Begriff der Richtung — Van der Chijs, Über das Unisono in der Komposition — Juér und Marbach, Eine südslawische Märchenparallele zum Urtypus der Rolandsage — Hermann, Modelle zu den Ödipus- und Kastrationskomplexen bei Affen — Lowtzky, Eine okkultistische Bestätigung der Psychoanalyse — Wolffheim, Zur Psychologie des modernen Erziehers — Friedjung, Der Ödipuskomplex im Fieberdelirium eines neunjährigen Mädchen — Kritiken und Referate.

Heft 2/3 *(einzeln M. 15.—, in Ganzleder 35.—)*

SIGM. FREUD ZUM 70. GEBURTSTAG

Inhalt: Sachs, Zum 70. Geburtstage Sigm. Freuds — Schilder, Zur Naturphilosophie — Pfister, Die menschlichen Einigungsbestrebungen im Lichte der Psychoanalyse (Von Kant zu Freud) — Eder, Kann das Unbewußte erzogen werden? — Brun, Experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonflikts (Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre) — Pfeifer, Umriß einer Bioanalyse der organischen Pathologie — Simonson, Über die Anwendbarkeit der Energielehre in der Psychologie — Stegmann, Die Psychogenese organischer Erkrankungen und das Weltbild — Hermann, Das System Bw. — Burrow, Die Gruppenmethode in der Psychoanalyse — Binswanger, Erfahren, Verstehen, Deuten in der Psychoanalyse — Saussure, Zur psychoanalytischen Auffassung der Intelligenz — Schneider, Über Identifikation — Muller, Gefühlstheoretisches auf psychoanalytischer Grundlage — Stärcke, Über Tanzen, Schlagen, Küssen usw. (Der Anteil des Zerstörungsbedürfnisses an einigen Handlungen) — Róheim, Die Völkerpsychologie und die Psychologie der Völker — Bálint, Der Familienvater — Christoffel, Farbensymbolik — Kovács, Das Erbe des Fortunatus — Jekels, Zur Psychologie der Komödie — Hitschmann, Ein Gespenst aus der Kindheit Knut Hamsuns — Friedjung, Psychoanalyse und Kinderheilkunde — Klein, Die psychologischen Grundlagen der Frühanalyse — Schmidt, Die Bedeutung des Brustsaugens und des Fingerlutschens für die psychische Entwicklung des Kindes — Pötzl, Zur Metapsychologie des „déjà vu" — Levi-Bianchini, Libido-Mneme, Mystizismus und Hellsichtigkeit bei einem Kinde — Deutsch, Okkulte Vorgänge während der Psychoanalyse — Winterstein, Zur Psychoanalyse des Spuks — Reik, Drei psychoanalytische Notizen.

Heft 4

(im Druck, erscheint im Herbst 1926)

SCHRIFTEN

VON

KARL

ABRAHAM

†

IM

INTERNATIONALEN

PSYCHOANALYTISCHEN

VERLAG / WIEN

Dr. KARL ABRAHAM

Klinische Beiträge zur Psychoanalyse aus den Jahren 1907–1920 (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Bd. 10). *Geheftet M. 8.—, Halbleinen 10.—.*

Aus dem Inhalt: Über die Bedeutung sexueller Jugendtraumen für die Symptomatologie der Dementia praecox. – Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox. – Die psychologischen Beziehungen zwischen Sexualität und Alkoholismus. – Die Stellung der Verwandtenehe in der Psychologie der Neurosen. – Über hysterische Traumzustände. – Bemerkungen zur Psychoanalyse eines Falles von Fuß- und Korsettfetischismus. – Ansätze zur psychoanalytischen Erforschung und Behandlung des manisch-depressiven Irreseins und verwandter Zustände. – Über die determinierende Kraft des Namens. – Über ein kompliziertes Zeremoniell neurotischer Frauen. – Ohrmuschel und Gehörgang als erogene Zone. – Zur Psychogenese der Straßenangst im Kindesalter. – Sollen wir die Patienten ihre Träume aufschreiben lassen? – Einige Bemerkungen über die Rolle der Großeltern in der Psychologie der Neurosen. – Eine Deckerinnerung, betreffend ein Kindheitserlebnis von scheinbar ätiologischer Bedeutung. – Psychische Nachwirkungen der Beobachtung des elterlichen Geschlechtsverkehrs bei einem neunjährigen Kinde. – Kritik zu C. G. Jung: Versuch einer Darstellung der psychoanalytischen Theorie. – Über Einschränkungen und Umwandlungen der Schaulust bei den Psychoneurotikern. – Über neurotische Exogamie. – Über ejaculatio praecox. – Einige Belege zur Gefühlseinstellung weiblicher Kinder gegenüber den Eltern. – Das Geldausgeben im Angstzustand. – Über eine besondere Form des neurotischen Widerstandes gegen die psychoanalytische Methodik. – Bemerkungen zu Ferenczis Mitteilungen über Sonntagsneurosen. – Zur Prognose psychoanalytischer Behandlung im vorgeschrittenen Lebensalter. – usw.

Ein Werk, das die interessante Entwicklung der klinischen Psychoanalyse gut widerspiegelt und die ansehnlichen Leistungen des um diese Entwicklung sehr mitverdienten Autors eindrucksvoll vorführt. Unter den

28 Aufsätzen befindet sich nicht einer, der nicht irgendwie belangvoll ist, und die Vielfältigkeit der einzelnen Themen sowie die gedankliche und formale Klarheit der Darstellung machen das Buch zu einer ausgezeichneten Informations- und Anregungsquelle über die Gedankengänge und Möglichkeiten der Psychoanalyse.

(*Marcuse* in der *Zeitschrift für Sexualwissenschaft*)

Jeder, der in das psychoanalytische Denken schon eingeführt ist, wird dieses Buch mit Dank und Vorteil zur Hand nehmen.

(*Archiv für Frauenkunde*)

Eine Art klinischer Einführung in Einzelbildern, die durch die oft zwingenden kasuistischen Beiträge auch dem Fernerstehenden einen ausgezeichneten Einblick in die psychoanalytische Praxis verschafft. (*L. R. Grote* im *Zentralblatt für innere Medizin*)

Reiches und vielseitiges Material. Jedem, der sich für psychoanalytische Fragen interessiert, kann das Buch sehr empfohlen werden.

(*Jahrbücher f. die gesamte Medizin*)

Eine außerordentlich sorgfältige und eindringliche Bemühung um den Ausbau der Freudschen Gedankengänge. Sympathisch berührt, wie er nachhaltig und gründlich weiterforscht, klärt und sichtet, wo ihm jener einen Weg gewiesen hat. Dabei hat man den Eindruck, daß hier wie selten aus der Fülle der Erfahrung geschöpft ist.

(*W. Mayer-Groß* im *Zentralbl. f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie*)

Referent, seiner eigener ambivalenten Einstellung zur Psychoanalyse sich bewußt, ist genötigt, von der Gründlichkeit und Klarheit dieser hier gesammelten Aufsätze viel antipsychoanalytisches Vorurteil und Mißtrauen fallen zu lassen... Am eindrucksvollsten war mir die Kritik Jungs. Hier setzt sich Abraham mit den Züricher Schismatikern auseinander und weist einleuchtend nach, daß die Jungsche Theorie der Psychoanalyse nicht durch Kritik gemäßigt, auch nicht einmal bloß verwässert, sondern zum Teil sogar außerwissenschaftlichen Tendenzen zuliebe für eine landläufige Moral schmackhaft, aber dadurch widerspruchsvoll und haltlos gemacht worden ist.

(*Paul Bernhardt* in *Medizin.-Techn. Mitteilungen*)

Die meisten der von Abraham gemachten Anregungen haben sich bewährt, sehr viele sind das Gemeingut aller Psychoanalytiker geworden. Manche dieser Arbeiten sind geradezu glänzende Leistungen, zu denen den Autor seine große Erfahrungen und Geistesschärfe befähigten. Es ist nicht möglich, sich vom Reichtum neuer Erkenntnis, die diese Aufsätze bieten, nach einem Referate auch nur entfernt einen Begriff zu bilden.

(*Ferenczi* in der *Int. Zschr. f. Psychoanalyse*)

Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen. (Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse, Nr. II.) *Geheftet M. 3.50, Pappbd. 4.—.*

Inhalt: I. Die manisch-depressiven Zustände und die prägenitalen Organisationsstufen der Libido (Melancholie und Zwangsneurose. Zwei Stufen der sadistisch-analen Entwicklungsphase. Objektverlust und Introjektion in der normalen Trauer und in abnormen psychischen Zuständen. Zwei Stufen der oralen Phase. Das infantile Vorbild der melancholischen Depression. Die Manie. Die psychoanalytische Therapie). – II. Anfänge und Entwicklung der Objektliebe.

Der Autor gibt uns als Ziel seiner Abhandlung an, bestimmte, bei manisch-depressiven Kranken erhobene Befunde für die Sexualtheorie nutzbar zu machen. Wir meinen, daß sein Buch nicht nur diese Aufgabe glänzend gelöst, sondern weit mehr geleistet hat als dies. Er wirft zunächst neues Licht auf die normalen und pathologischen Verhältnisse der psychosexuellen Entwicklung ... Die von Freud begründete psychologische Erkenntnis der Melancholie und Manie findet hier eingehende Ergänzung ... Jeder Satz der in prägnantem Stil geschriebenen Abhandlung trägt die Zeichen langjähriger und mühsamer praktischer Arbeit an sich; die eingestreuten Bruchstücke aus Krankengeschichten überzeugen nicht nur völlig von der empirisch-klinischen Natur aller Behauptungen, sondern sind in ihrer Kürze und Prägnanz auch Meisterstücke psychoanalytischer Darstellungskunst. *(Internat. Zschr. f. Psychoanalyse)*

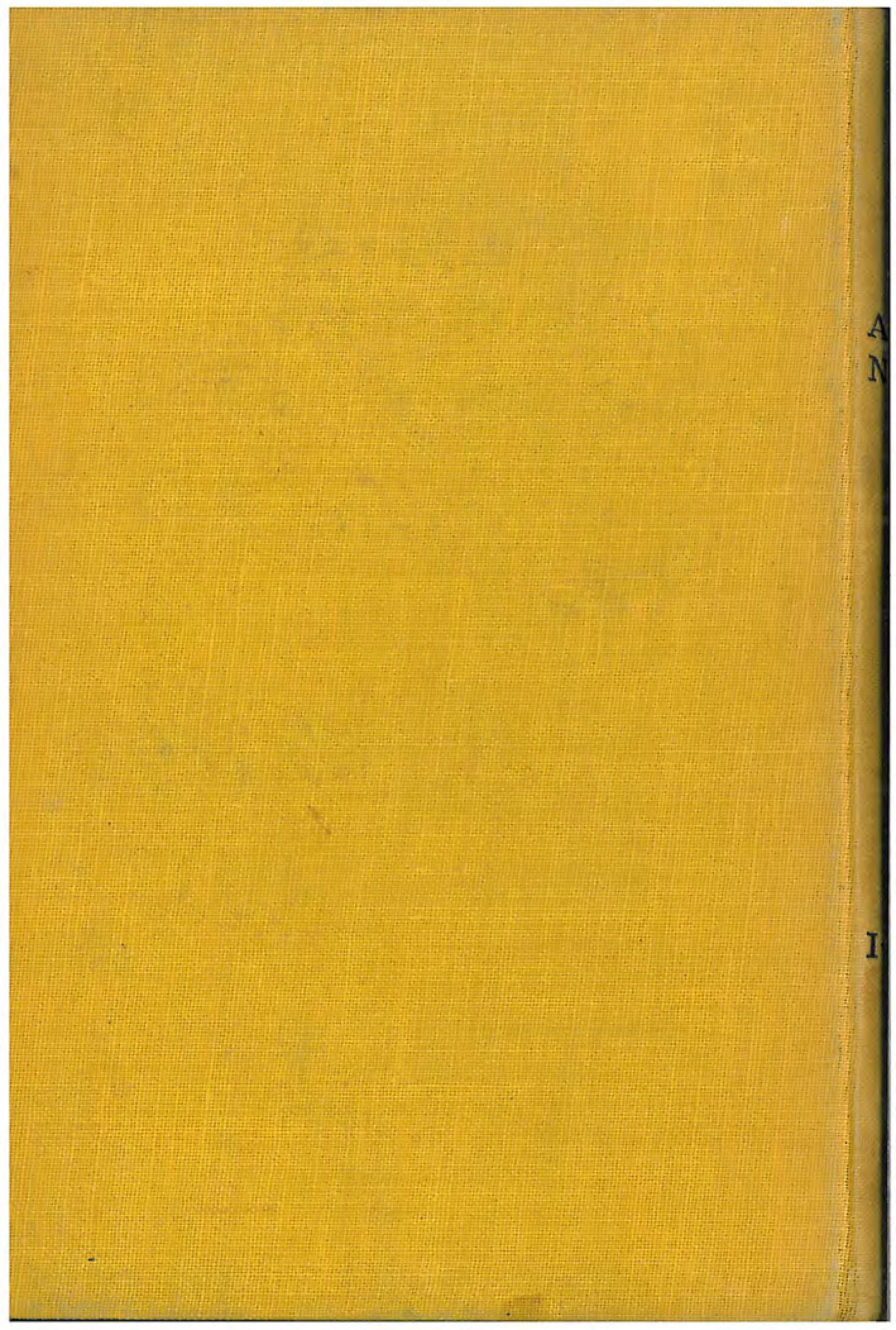
This monograph is a very intriguing one, and at the same time a work of much practical as well as of theoretical importance. *(The Psychoanalytic Review)*

Psychoanalytische Studien zur Charakterbildung. *Geheftet M. 2.50, Pappbd. 3.20, Halbleinen 4.—.*

Inhalt: Ergänzungen zur Lehre vom Analcharakter. Beiträge der Oralerotik zur Charakterbildung. Die Charakterbildung auf der „genitalen" Entwicklungsstufe.

Dieses kleine Meisterwerk kann sowohl dem wertvollen Inhalte als der klaren Darstellung nach als Vorbild für die psychoanalytische Literatur gelten. *(Jones in The Internat. Journ. of Psycho-Analysis)*

Mit diesen Forschungen wird die Psychoanalyse zur Charakteranalyse, die zu den schwierigsten, vielfach aber auch dankbarsten Leistungen des Psychoanalytikers gehört. *(Archiv für Frauenkunde)*



ALMA
NACH

1927

I·P·A·V

Almanach der Psychoanalyse

1927